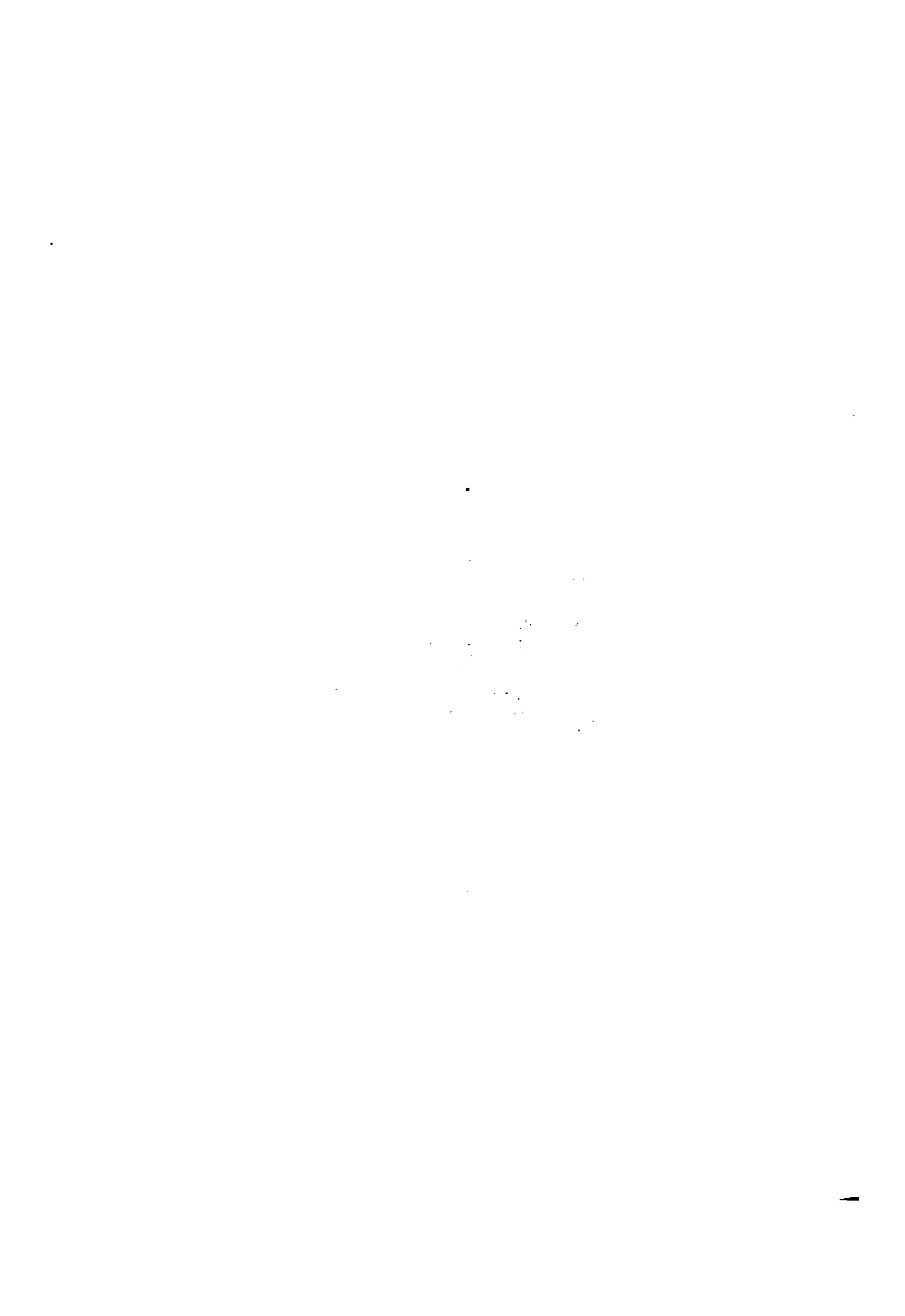
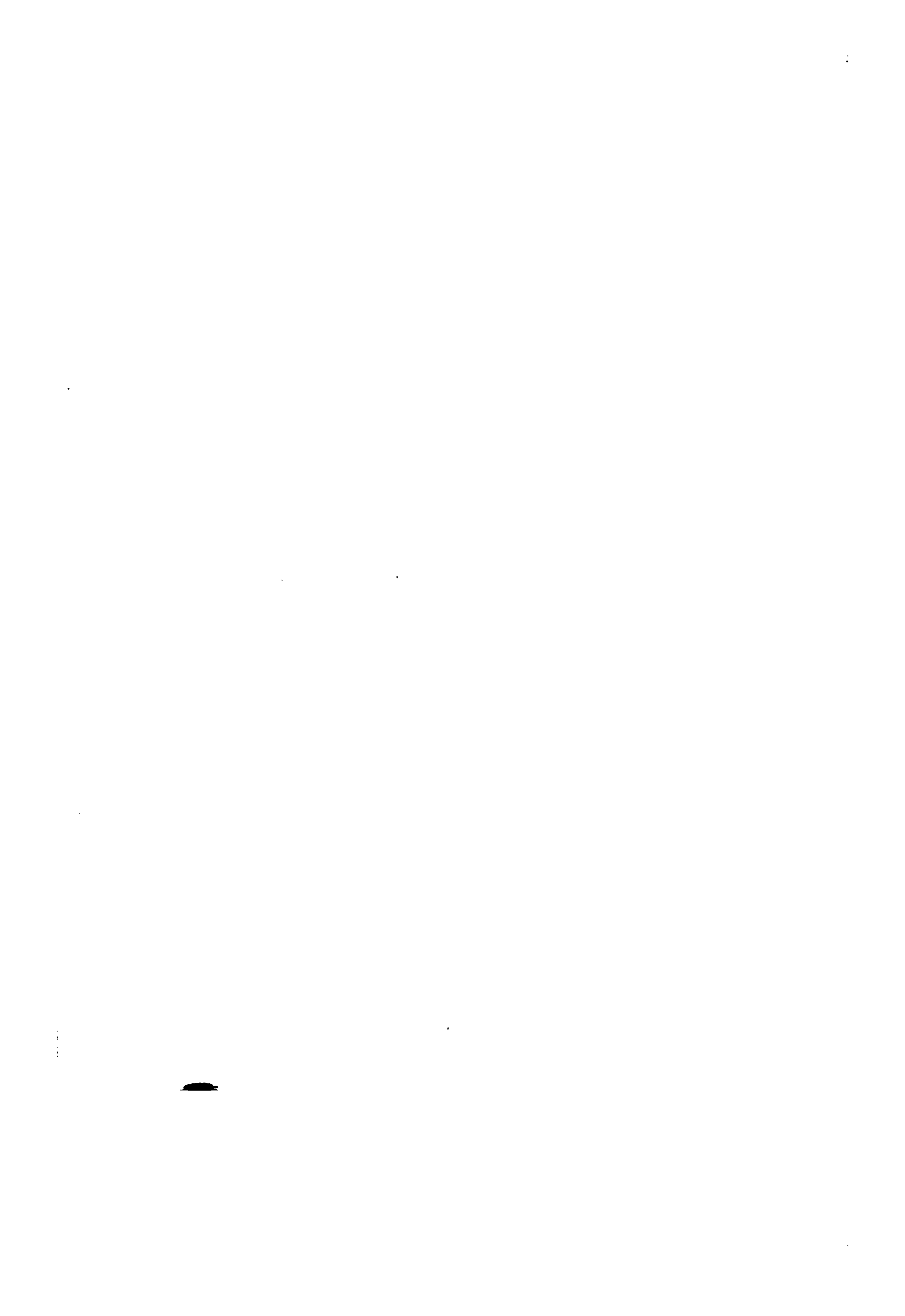

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS





Giacomo Leopardi.

Gedichte und Prosaschriften

deutsch

von

Paul Heyse.

Dritte Auflage.



Berlin

Verlag von Wilhelm Hertz

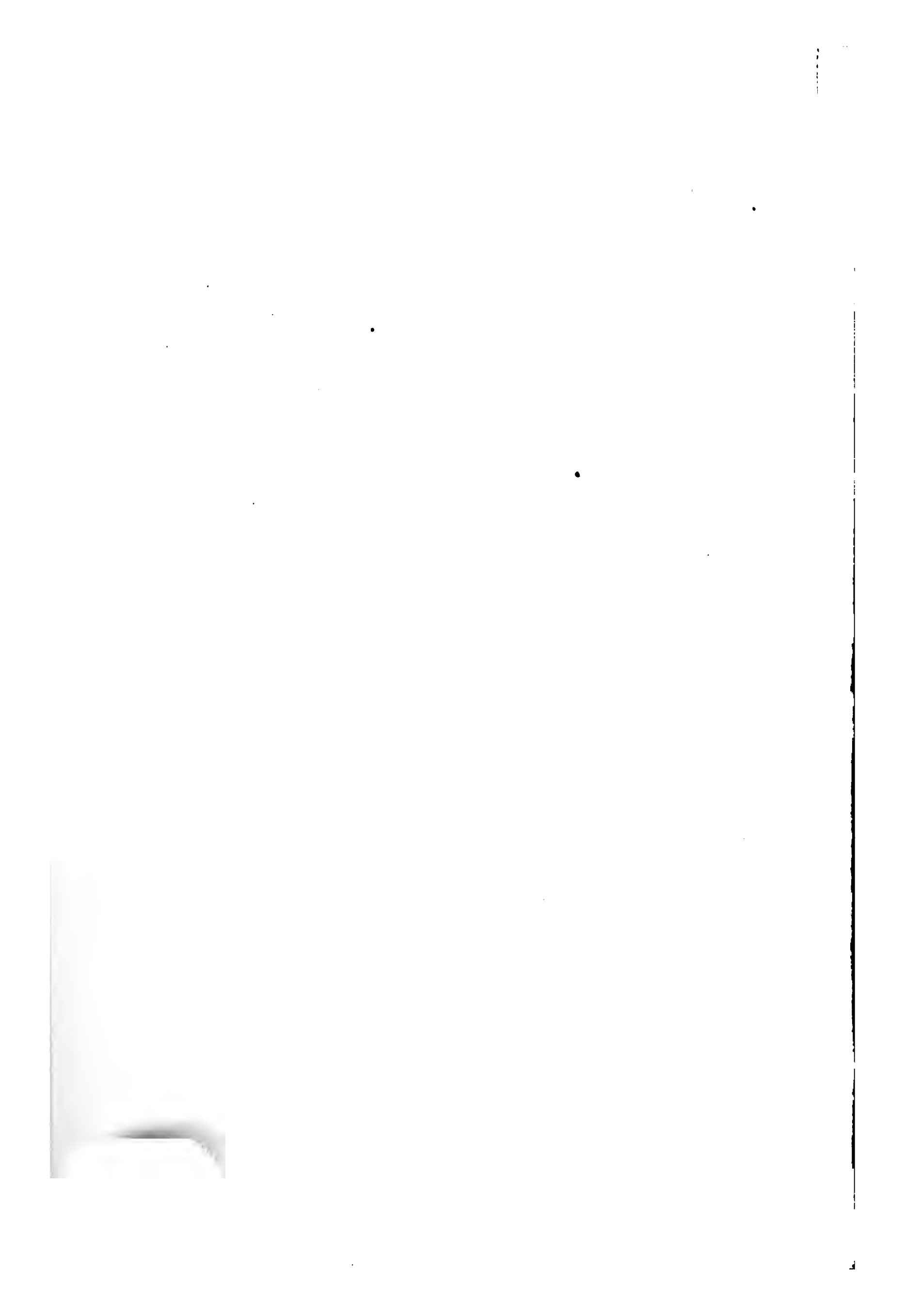
(Bessersche Buchhandlung)

1889.

Meinem lieben Freunde

Jacob Bernays

zugeeignet.



Inhalt.

	Seite
Leopardi's Weltanschauung	3
Gedichte:	
Widmung	26
An Italien	27
Als man Dante in Florenz ein Denkmal setzen wollte	31
An Angelo Mai	38
Zur Hochzeit der Schwester Paolina	43
Auf einen Sieger im Ballonspiel	47
Der jüngere Brutus	49
An den Frühling	52
Hymnus an die Patriarchen	55
Sappho's letzter Gesang	59
Die erste Liebe	61
Die Blauamsel	65
Das Unendliche	67
Am Abend eines Festtages	68
An den Mond	69
Der Traum	70
Einsames Leben	73
Consalvo	76
An die Geliebte	81
An den Grafen Carlo Pepoli	83
Die Auferstehung	88
An Silvia	93
Erinnerungen	95
Nachtgesang eines wandernden Hirten in Asien	100
Die Ruhe nach dem Gewitter	105
Der Sonnabend auf dem Dorfe	107
Der herrschende Gedanke	108
Liebe und Tod	113
An mich selbst	117
Aspasia	118
Auf ein antikes Grab-Basrelief	121
Auf das Marmorbild einer schönen Frau an ihrem Grabmal	125
Palinodie	127
Mondundergang	135

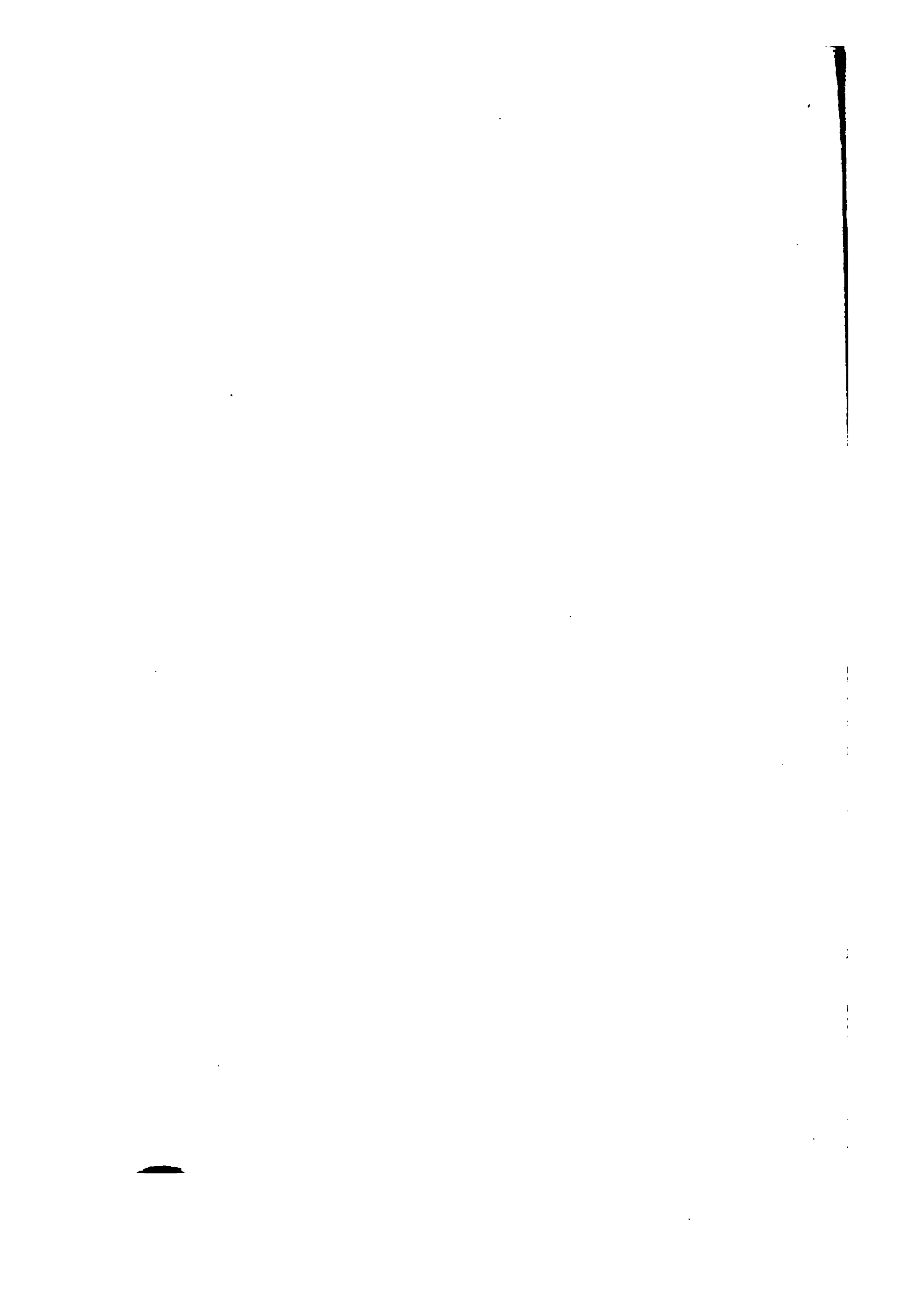
Seite
Der Ginster 138
Scherz 147
Anmerkungen 149
Prosaschriften 191
Geschichte des Menschengeschlechts 194
Gespräche:
Hercules und Atlas 210
Die Mode und der Tod 214
Ein Kobold und ein Gnom 219
Malambruno und Farfarello 224
Die Natur und eine Seele 228
Die Erde und der Mond 233
Die Wette des Prometheus 240
Ein Physiker und ein Metaphysiker 250
Torquato Tasso und sein Spiritus familiaris 257
Die Natur und ein Isländer 266
Friedrich Ruysch und seine Mumien 274
Cristoph Columbus und Pietro Gutierrez 282
Timander und Eleander 287
Copernicus 299
Ein Almanachhändler und ein Spaziergänger 312
Ein Professor der Humanität und Sallustius 315
Tristan und ein Freund 317
Plotinus und Porphyrius 329
Gedanken 347

Berichtigung:

S. 58, Z. 18 lies: aonische statt äonische.

Giacomo Leopardi.

(1798—1837.)



Leopardi's Weltanschauung. (1878.)

Seitdem der Pessimismus als philosophische Satzung in Deutschland Eingang gefunden hat und täglich lauter als die einzig befriedigende Lösung aller Tages- und Menschheitsfragen gepriesen wird — in seltsamem Gegensatz zu dem glorreichen politischen Aufschwunge der Nation —, seitdem ist auch der Dichter des Pessimismus aus dem Dunkel herausgetreten, das noch immer für die Augen der großen deutschen Welt alle italienischen Menschen und Dinge zu umhüllen pflegt. Die Anhänger Schopenhauer's wissen, mit welcher Hochachtung ihr Meister von diesem Gesinnungsgenossen schon in seinem Hauptwerke bei dem Kapitel vom Elend der Welt gesprochen hat (II. S. 673): „Keiner hat diesen Gegenstand so gründlich und erschöpfend behandelt, wie in unsern Tagen Leopardi. Er ist von demselben ganz erfüllt und durchdrungen: überall ist Spott und Jammer dieser Existenz sein Thema, auf jeder Seite seiner Werke stellt er ihn dar, jedoch in einer solchen Mannichfaltigkeit an Formen und Wendungen, mit solchem Reichthum an Bildern, daß er nie Ueberdruß erweckt, vielmehr durchweg unterhaltend und anregend wirkt."

In der trefflichen Einleitung, die Gustav Brandes seiner Uebersetzung von Leopardi's Dichtungen vorangeschickt, findet man die persönlichen Verhältnisse und Schicksale des Dichters, den politischen und literarischen Zustand Italiens während seines Lebens, die Umrisse seiner Weltanschauung, zu welcher als dem Grundtext alle seine Schriften nur einen einzigen großen Commentar bilden, endlich die Charakteristik der hervorragendsten

Männer, mit denen er in Freundschaft gestanden, in gedrängter Uebersicht zusammengestellt. Wer daraus ein tieferes Interesse für den Dichter gewinnt, wird ohnehin an die Quellen gehen: Antonio Ranieri's, seines treuesten Freundes, Notizia intorno agli scritti, alla vita ed ai costumi di Giacomo Leopardi,*) Pietro Giordani's Vorwort zu den Studi giovanili des Dichters,**) vor Allem das Epistolario, das in zwei sorgfältig ausgewählten Bänden gesammelt ist. Noch aber, dünkt mich, ist die Summe seines geistigen Wesens nicht gezogen worden, weder von seinen Landsleuten, denen er doch immerhin mehr als literarische Erscheinung bedeutsam war, noch von deutschen Beurtheilern, die an den Einzelheiten haften blieben und zu der Zeit, wo sie über ihn schrieben, noch nicht abzusehen vermochten, daß sein Name im Kampf der Weltanschauungen auch bei uns noch einmal zum Loosungswort werden würde.

Indem ich nun daran ging, die letzte Hand an ein Buch zu legen, das Leopardi's sämmtliche Gedichte und Gespräche in deutscher Uebertragung enthalten soll, fühlte ich die Pflicht, von meiner eigenen Stellung zu seiner Doctrin Rechenschaft abzulegen. Ich wünschte dieses Erbauungsbuch des Pessimismus, diese Codification des Weltschmerzes dem deutschen Publikum, an dessen Bekehrung zu der quietistischen Philosophie der Verzweiflung ohnehin mehr, als gut ist, gearbeitet wird, nicht ohne Vorbehalt zu überliefern, um so weniger, da sich mir bei tieferem Eindringen in die psychologischen Räthsel dieses Lebens Folgerungen ergeben hatten, die aufs Schlagendste die eigene Lehre Leopardi's zu widerlegen geeignet sind. Daß ich überhaupt einem Dichter, mit dessen tiefsten Ueberzeugungen ich mich in Widerspruch fühle, die Arbeit vieler Jahre habe widmen können, wird Jeder verstehen, der da weiß, wie unabhängig unsere Zuneigung von unseren Meinungen, unser ästhetisches Urtheil von unserer philosophischen Erkenntniß ist. Haben doch sogar Anhänger eines Optimismus, der ebenso überschwänglich und glaubensfroh, wie Leopardi's Pessimismus unumwunden

*) Vor Ranieri's Ausgabe der Werke von 1845.

**) Giordani, Opere. Firenze 1846. II. p. 375.

und trostlos ist, dem persönlichen Zauber dieser hohen, adligen Erscheinung nicht widerstehen können, und gläubige Katholiken wie strenge Protestanten, nicht bloß von der dunklen Melodie seiner Verse bestrickt, sondern von der hochherzigen Gesinnung, dem muthigen Wahrheitsdienst und der sittlichen Reinheit dieses seltenen Dulders hingerissen, ihm gegenüber allen Streit der Meinungen ruhen lassen, um ihn einstimmig als einen der größten Künstler und Menschen zu feiern, die in Italien seit den Tagen Dante's, des inclito padre dell' etrusco metro, aufgestanden.

Niemand, der auch nur einen flüchtigen Blick auf Leopardi's kurzes Leben wirft, wird ihm die Berechtigung bestreiten, sich für eines der seltensten Beispiele menschlichen Unglücks zu halten, für ein wahres miserando esemplo di sciagura, wie er selbst Torquato Tasso genannt hat. In der rauhen Luft eines abgeschiedenen Landstädtchens geboren (zu Recanati in der Mark Ancona am 29. Juni 1798), der älteste Sproß eines verarmten gräflichen Geschlechts; mit seinem herrischen, von engen kirchlichen Vorurtheilen verdüsterten Vater schon früh in unversöhnlichem innerlichem Widerspruche, gleichwohl an die Stadt und das Vaterhaus gekettet durch den Mangel an eigenen Mitteln und die Unmöglichkeit, bei dem damaligen Zustande der Literatur sich auswärts auf eigne Füße zu stellen; von Kindheit an durch körperliche Mißbildung und schwere chronische Leiden gepeinigt; mit der feinsten sinnlichen Reizbarkeit und dem heftigsten Verlangen nach Jugendglück, Schönheit und Frauengunst in eine Hülle gebannt, die ihn auf jede Erwiederung seiner Gefühle verzichten ließ; frühzeitig berühmt, aber in einer Epoche, wo das geistige und politische Leben der Nation in tiefer Erstarrung daniederlag; herumirrend in seinen Mannesjahren von Ort zu Ort, ohne eigenen Herd, Aussicht und Hoffnung auf eine gesicherte Existenz, ohne ein Feld für seine Kraft; selbst des letzten Trostes, den er in einsamen Studien fand, durch das Wachsen seiner Krankheit beraubt; zu spät aufopfernde Freunde findend, in deren Armen er als ein Neununddreißigjähriger sterben durfte: — fürwahr, die „Märtyrer in Glacéhandschuhen", die Jünger des landläufigen Pessimismus, die das Weltelend bei Wein und Weibern zu vergessen wissen,

werden gut thun, die Biographie dieses wahren Märtyrers gründlich zu studiren, um, wenn sie seine Lebensschicksale mit seiner Lebensarbeit vergleichen, vielleicht etwas kleinlauter die apodiktischen Sprüche ihres Frankfurter Meisters nachzubeten.

Leopardi's Freund, Ranieri, in dessen Hause er seine letzten sieben Jahre verlebt hat, schließt den Bericht über seine Sterbestunde mit folgenden Worten: „So war das Ende dieses großen Dichters. Er war gerecht, human, hochherzig, von seltener Loyalität, von ungemeinem Stolz. Er verachtete die Menschen, weil er sie überschätzt hatte. Er hat zweimal geliebt, wie man nur in Italien liebt, und starb jungfräulich."

Es soll hier nicht versucht werden, eine systematische Darstellung oder Widerlegung der trostlosen Philosophie zu geben, welche die Frucht eines so verbitterten Daseins war. Er selbst hat sich wiederholt und leidenschaftlich dagegen verwahrt, daß man ihr die objective und allgemeine Gültigkeit absprechen und ihren Ursprung in seinen persönlichen Leiden finden wollte. Durch seine „Untersuchungen" will er zu dieser Anschauung der Welt gelangt sein und nennt es eine Erfindung der Schwäche und Gemeinheit, seinen materiellen Verhältnissen das zuzuschreiben, was nur eine Folge seines vernünftigen Nachdenkens sei. Hiergegen werde er noch einmal vor seinem Tode feierlich Verwahrung einlegen und seine Leser bitten, seine Beobachtungen und Schlüsse zu widerlegen, statt seine Krankheiten anzuklagen. (Briefwechsel, Bd. II S. 191.)

Niemand, der die Geschichte der menschlichen Meinungen studirt hat, wird sich gegenüber dieser Versicherung, so ernst und ehrlich sie gemeint ist, eines tiefen Zweifels enthalten können. Wir wissen, daß es außer in den exacten Wissenschaften keine objective Wahrheit giebt, daß die individuelle Beschaffenheit von Blut und Nerven einen hohen, vielfach entscheidenden Einfluß auf die scheinbar objectivste dialektische Geistesarbeit ausübt, daß Religion und Philosophie gleich Sitte und Tracht auf der Verschiedenheit der seelischen und leiblichen Temperamente, der Nationalität, des Klimas, der geschichtlichen und socialen Verhältnisse beruhten. Ja, es würde übel um

eine Philosophie stehen, an der nur der Geist gearbeitet hätte, ohne aus der Quelle des Gesammtlebens zu schöpfen, Sinne und Seele mit aufzurufen und ihre Zeugnisse anzuhören.

Ist dies nothwendig oder doch nach unserer menschlichen Natur unvermeidlich, so erscheint der Anspruch, eine Lehre von aller persönlichen Stimmung frei erhalten zu haben, geradezu widersinnig, wo es sich um ein so höchst individuelles Problem, wie die Frage nach dem menschlichen Glücke, handelt. Selbst der vorurtheilsloseste Beobachter, dessen eigener Zustand im günstigsten Indifferenzpunkt zwischen den Extremen einer verwöhnten Schooßkindschaft des Glückes und äußerster Unseligkeit sich befindet, selbst ein Forscher, der überzeugt ist, die Frage nach dem Weltelend lasse sich ohne gründliches psychologisches und statistisches Material auf keine Weise lösen, wird mit Nothwendigkeit in seiner eigenen leiblichen und seelischen Beschaffenheit Antriebe haben, die sein Urtheil nach der Sonnen- oder Schattenseite neigen. Schon in Bezug auf die bloße Abschätzung des quantitativen Verhältnisses von Leiden und Freuden wird er die eigene Erfahrung mit heranziehen müssen, wenn er auch objectiv genug bleibt, seinen Fall nicht für den maßgebenden zu halten; nur um so schärfer mag er dann vielleicht die Ungerechtigkeit der Vertheilung anklagen, sich desto unglücklicher fühlen als ein Uebervortheilter, der Noth leiden muß, während Andere prassen. Vollends aber tritt die Undenkbarkeit einer ganz unpersönlichen Untersuchung zu Tage, wo es zu entscheiden gilt, ob Schopenhauer's und Leopardi's Behauptung Recht habe: daß der Schmerz das Positive im Leben sei, das Gefühl der Freude nur etwas Negatives, nichts anderes als eine Befreiung von Leiden und Noth, die sofort wieder, wenn die Pause des eigentlichen Schmerzes fortdauere, durch das unausbleibliche Gefühl der Langenweile beschwerlich falle, oft bis zu einem Grade, daß der Mensch zur Vernichtnng des eigenen Lebens getrieben werde. Wenn bei der Vergleichung zweier Zustände von entgegengesetzter, aber unleugbar gleich heftiger Grundstimmnng (auch die Freude kann tödten, wie der Schmerz) der Streit um die Kategorieen des Positiven und Negativen überhaupt mehr als ein Wortstreit ist, wird die

Entscheidung wiederum bei jedem Einzelnen davon abhängen, welchen dieser Zustände er als den seiner Individualität und Lebenslage angemessneren, darum als normal und wesenhaft erkannt hat. Diesen mag er dann den positiven nennen und die Unterbrechungen desselben als Verneinung seines eigentlichen und echten Zustandes empfinden. Wer nie das Gefühl leiblicher Vollkraft, frischer geistiger und physischer Genußfähigkeit, einer freudigen Thätigkeit und ihm gemäßer äußerer Umgebung gekannt hat, wird seinen freudlosen Zustand für die Regel seines Schicksals halten müssen und die kurzen Glückspausen, die selbst dem armseligsten Dasein nicht gänzlich fehlen, für Ausnahmen, Träumen vergleichbar, die nichts Wirkliches seien und deren lockende Bilder nur zur Verschärfung des wachen Elends beitragen. Umgekehrt wird das heitere Temperament, der mit günstigen inneren und äußeren Bedingungen ins Leben Gestellte den Schmerz, den auch er erfahren muß, als eine Schmälerung oder Vernichtung positiver Güter empfinden, dagegen den Satz von der Negativität der Freude mit seiner ganzen, von kraftvoller Wirksamkeit strotzenden Persönlichkeit zu widerlegen glauben. So wird ein harmloses, lebensfrohes Publikum einer Komödie begierig zuschauen und die Zwischenakte als eine Störung empfinden, während etwa zwei ernsthafte oder gar traurige Menschen, denen das Stück kein Interesse abgewinnt, die Pausen, in denen sie ihr Gespräch fortsetzen können, als dasjenige genießen werden, was ihnen allein das Eintrittsgeld werth ist.

Von einem so hellen, wahrheitsbedürftigen Geist würde man es gleichwohl kaum verstehen, wie er sein persönliches Empfinden mit solcher Hartnäckigkeit zum Maßstab für das Empfinden der ganzen Menschheit habe machen können, wenn man sich nicht erinnerte, daß Leopardi bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahr in der geistigen Einöde des kleinen Recanati gelebt hat, unter Menschen, deren Beobachtung ihm ein sehr zweifelhaftes Material zur Erkenntniß der eigentlichen Bestimmung des Menschengeschlechts liefern mußte. Ihre Freuden schienen ihm schal und keines Wunsches oder Neides werth, ihre geistige Dürre und Langeweile schlimmer als die gedanken-

lose Ruhe einer weidenden Heerde, ihre Leiden durch kein Gegengewicht geistigen Adels und sittlicher Hoheit gemildert. Nichts hatte er selbst genossen; nichts schien ihm auch bei Anderen ein, freilich schnell hinschwindendes, Glück, als nur die ersten harmlosen Kinderjahre und die holden Illusionen des Jünglingsalters. Auch diese verlor er schon in der Heimath. Die Verzweiflung über die Enttäuschung der ersten Liebe öffnete ihm die Augen über die Hoffnungslosigkeit seines Herzens. Als er in die Welt hinaustrat, zum ersten Mal in Kreise, in denen er den Traum eines freien, humanen Lebens verwirklicht sah, war seine eigene Weltanschauung schon so weit erstarrt, daß neue Erfahrungen sie nicht wesentlich umzustimmen vermochten. Wie in allen Religionen die Eindrücke und Überlieferungen der Jugend die mächtigste Nachwirkung bis in die reifen Jahre üben, so blieb auch der Unglückliche, der so früh mit den schärfsten Messern der Reflexion den für ihn seelenlosen Leib der Welt secirt hatte, den einmal formulirten Erkenntnissen treu und wurde nicht müde, die einzelnen Sätze seines Credo um so schroffer und leidenschaftlicher immer von Neuem auszusprechen, je öfter sich in seinem Innern eine geheime Stimme regen mußte, daß er mit dieser höchst persönlichen, individuell höchst berechtigten Confession doch wohl nicht das Wort des Welträthsels ausgesprochen habe. Nur aus der milden Neidlosigkeit seines Gemüths läßt es sich erklären, daß er dennoch nie darauf verfiel, eine Ungerechtigkeit des Schicksals anzuklagen, immer nur die Härte, den Hohn, die unverantwortliche Tyrannei jener dunklen Mächte, die er unter dem Namen der Natur und des Fatums anredet. Vielleicht auch war es ein letzter Trost, an den er sich anklammerte, daß er nicht die Zielscheibe eines besonderen tückischen Hasses, einer ausgesuchten Grausamkeit des Schicksals gewesen, sondern nur leide, was das allgemeine Menschenloos sei. Wenn der Anblick scheinbar glücklicherer Menschen ihn darin irre zu machen suchte, beschwichtigte er den aufsteigenden Zweifel mit seinen Glaubenssätzen von der Unbeständigkeit und Nichtigkeit alles dessen, was den Menschen auf kurze Frist seiner Qual und Noth vergessen mache, mit der Betrachtung, daß die schöne Frucht des Lebens, in die er

Andere mit gesunden Zähnen einbeißen sah, im Innern einen Wurm berge, und daß ihr Nachgeschmack bitter sei.

So stolz er sich aber mit seinem persönlichen Unglück hinter einen Wall von starren, allgemeinen Sätzen verschanzte, hatte sein weiches und feuriges Herz doch seine unbewachten Augenblicke, in denen er den Schlüssel zu dieser scheinbar uneinnehmbaren philosophischen Festung aus Händen gab. Niemand wird das Gedicht „Consalvo", das unter der Maske einer novellistischen Situation die tiefsten Herzensbekenntnisse des Dichters enthält, lesen, ohne den Eindruck zu empfangen, daß der Verzicht auf Frauenliebe die tiefste Wurzel von Leopardi's trostloser Stimmung der Welt gegenüber war.

Ach, hättst du Einmal,
Ein einzig Mal dies lange Sehnen mir
Beschwichtigt und gestillt, die Erde wäre
Hinfort für immer den bekehrten Augen
Ein Paradies erschienen. Selbst das Alter,
Das tiefverhaßte Greisenalter hätt' ich
Gelassnen Muths ertragen; aufrecht hätte
Mich stets erhalten eines einzigen
Moments Erinnrung, der Gedank': ich war
Glücklich vor allen Glücklichen.

Nun fährt er freilich sogleich, seiner Theorie gemäß, mit der Einschränkung fort:

Doch ach,
So hohe Wonne gönnt der Himmel nicht
Dem irdischen Geschöpf . . . u. s. w.

Aber er selbst, aufs Gewissen befragt, würde schwerlich geleugnet haben, daß es irdische Geschöpfe gegeben, die das Glück einer hohen, ebenbürtigen Leidenschaft voll genossen, denen also das Jammerthal dieser Erde wirklich zu einem Paradiese geworden sei. Auch daß eine Freude, die ein solches Wunder zu wirken vermöchte, doch wohl unter den Begriff des Positiven zu rechnen wäre, würde er zu bestreiten kaum den Muth gehabt haben.

Spricht er es doch in einem Briefe aus Rom (Epistolario I. S. 288) mit der ruhigsten Bestimmtheit aus, wie etwas, worüber gar kein Zweifel sein könne: „Ich lebe hier in großer Gleichgültigkeit; ich gehe mit keinen Frauen um, und ohne diese hat keine Beschäftigung, kein Umstand in unserem Leben das Recht, uns aufzuregen oder zu erfreuen. . . . Alles ist dürr, außer unserem Herzen; und dies bleibt immer aus dem Spiel . . . vada al diavolo la società!"

Und noch stärker und naiver in einem späteren Brief (I. S. 294): „Ich weiß wahrhaftig nicht, was für eine bessere Beschäftigung sich finden ließe, als eine Liebschaft haben (fare all' amore), sei es im Frühling, oder im Herbst; und gewiß ist das Geplauder mit einem schönen Mädchen viel mehr werth, als wenn man, wie ich, um den Apoll von Belvedere und die capitolinische Venus herumwandelt."

Mit dieser Gesinnung — für die sich die Zeugnisse aus den Gedichten wie aus der Prosa ansehnlich vermehren ließen — liebte dieser Ärmste, an seiner eigenen Gestalt alles Jugendreizes und aller Jugendkraft Beraubte, zu seinem Fluch mit glühendster Empfindung Begabte zweimal, „wie man nur in Italien liebt, — und starb jungfräulich".

Nachdem zum zweiten Male der Wahn, seine Leidenschaft könne erwiedert werden, vor seinen Augen zerronnen war, bricht er in die furchtbare Absage an Welt und Leben aus:

Nun wirst du ruhn für immer,
Mein müdes Herz! Es schwand der letzte Wahn,
Der ewig schien. Er schwand. Ich fühl' es tief:
Die Hoffnung nicht allein
Auf holde Täuschung, auch der Wunsch entschlief.
So ruh für immer! Lange
Genug hast du geklopft. Nichts hier verdient
Dein reges Schlagen; keines Seufzers ist
Die Erde werth. Nur Schmerz und Langweil bietet
Das Leben, Andres nicht. Die Welt ist Koth.
Ergieb dich denn! Verzweifle

Zum letzten Mal! Uns Menschen hat das Schicksal
Nur Eins geschenkt: den Tod. Verachte denn
Dich, die Natur, die schnöde
Macht, die verborgen herrscht zu unsrer Qual,
Und dieses Alls unendlich nicht'ge Öde.

Diese und ähnliche Ergüsse eines leidenschaftlichen Schmerzes, deren Lapidarstil wahrlich nicht von fern an die Kälte philosophischer Lehrsätze erinnert, vielmehr als eine Reihe von Naturlauten erscheint, wie sie ein Mensch in der höchsten, athemlosen Herzensqual hinausstöhnt, — wer könnte sie hören, ohne gegen die feierliche Versicherung desselben Unglücklichen mißtrauisch zu werden: seine philosophischen Ansichten seien nicht das Ergebniß seiner persönlichen Leiden!

Es kam dann freilich, nachdem der letzte Wahnsinn seines Herzens sich ausgetobt hatte, eine Ruhe über ihn, in der sein Geist sich in einer helleren, von Stürmen verschonten Region bewegen konnte, und er empfindet diese Befreiung dankbar.

Die Bezaubrung
Ist hin; mit ihr zerfiel in Trümmer auch
Das schnöde Joch, und ich frohlocke. Mögen
Die Tage leer sein: dennoch nach der Knechtschaft
Und langem Wahn, — wie froh umarm' ich jetzt
Vernunft und Freiheit! Gleicht auch dieses Leben,
Von Leidenschaft und holdem Irrthum frei,
Der sternenlosen Nacht in Wintersmitte:
Doch gnügt es mir als Trost und Rache für
Mein herbes Menschenloos, daß hier im Grase
Ich müßig, unbeweglich hingestreckt,
Luft, Erd' und Meer betrachten kann und lächeln.
(An Aspasia.)

Aber diese kühlen, fast behaglichen Fieberpausen, diese Zeiten des Waffenstillstands im Kampf mit seinem Schicksal waren von kurzer Dauer. Äußere und innere Nöthe, Armuth

und Krankheit erneuerten nur zu bald das Gefühl der äußersten Unseligkeit. Immer von Neuem spricht er das alte Wort nach:

Niemals das Licht zu schauen
War wohl das Beste,

und seine Sehnsucht nach dem Tode, der bellissima fanciulla (la Morte), die er in jenem ergreifenden Gedicht „Liebe und Tod" mit den zärtlichsten Beschwörungen anruft, wird mit den Jahren so sehr die alleinherrschende Stimmung seiner Seele, daß unwillkürlich die Frage sich aufdrängt, wie ein Mensch, der das Leben verachtet und den Tod für die einzige vom Schicksal den Sterblichen gegönnte Wohlthat hält, gleichwohl neununddreißig Jahre dieses verhaßte, geschmähte, für völlig nichtig und eines freien Geistes unwürdig erklärte Leben ertragen habe, ohne jemals den Versuch der Selbstbefreiung zu machen. Daß er mehrfach nahe daran war, ist außer Zweifel. Schon im Jahre 1820 schreibt er an einen Freund (Epistolario I. S. 185): „Denken Sie nur noch an mich, als an den desperatesten Menschen, den es auf dieser Erde giebt, und der nur ein Haarbreit davon entfernt ist, sich dem unaufhörlichen Jammer seines fluchbeladenen Lebens zu entziehen." Er hat das Leben nie für eine „sittliche Pflicht" gehalten, nie für ein kostbares Pfund, von einer gütigen Macht dem Menschen anvertraut, um damit gewissenhaft zu wuchern, bis der Darleiher es zurückfordere. In dem mächtigen Gedicht „Der jüngere Brutus", das die Abschiedsworte des zum Sterben Entschlossenen enthält, lesen wir die Strophe:

Ein unbezwinglich Schicksal, eine eh'rne
Nothwendigkeit bedrückt
Des Todes kranke Sclaven. Wenn sie Nichts
Erretten kann, getröstet sich die Menge:
So sei's verhängt. — Ist minder hart ein Leid,
Weil unabwendbar? Fühlt die Schmerzen nicht,
Wer jeder Hoffnung baar ist?
In ew'gem Kampf mit dir, auf Tod und Leben,
Unwürd'ges Fatum, liegt

Wer sich nicht beugen mag; und deine Hand
Abschüttelnd, wenn sie ihn gewaltsam trifft,
Ruft er Triumph, indem er unterliegt,
Wenn mit dem herben Stahl
Er löſ't die stolzen Glieder
Und lachend wandelt zu den Schatten nieder.*)

Er beneidet die Thiere, die freilich „ahnungslos" einem schnellen Verscheiden zugeführt werden.

Doch triebe sie Verzweiflung,
An rauhem Stamm die Stirn sich zu zerschellen,
Vom schroffen Fels sich stürzend ihr zerschmettert
Gebein umherzustreuen,
Die arme Wohlthat würde kein geheimes
Gesetz dem Thier versagen,
Kein trüber Wahngedanke. Ihr von allen
Beseelten Wesen, ihr Prometheussöhne,
Fühlt Überdruß, das Dasein zu ertragen;
Und euch nur, wenn die Parze
Verzögert ihre Gnade,
Wehrt Zeus zur Unterwelt die stillen Pfade!

Könnte noch ein Zweifel darüber bestehen, ob der Dichter diese Ansicht gleich dem sterbenden Römer als ein feiges Vorurtheil betrachtet habe, so würde das Gespräch zwischen Plotinus und Porphyrius die völlige Gewißheit geben, wie ernst es Leopardi zumal in diesem Punkte mit seinem Heidenthum nahm. Er steht durchaus nur auf dem natürlichen Standpunkt, von jeder religiösen Tradition vollkommen losgelöſ't. Auf den Einwand, daß es wider die Natur sei, uns das Leben zu nehmen, das die Natur uns gegeben, entgegnet er, dies möge zu Anfang wahr gewesen sein, wo der Mensch noch gleich den

*) Noch schärfer im Original:
E maligno alle nere ombre sorride,
schadenfroh, daß er dem Fatum das böse Spiel verdorben hat.

Thieren sich eines verhältnißmäßig schuld- und leidenlosen Daseins erfreut habe. Seitdem aber durch die fortschreitende Cultur unser Elend und durch das Denken die Erkenntniß von unserer Hoffnungslosigkeit gewachsen seien, habe sich unsere Natur dergestalt verändert, daß es nicht mehr unnatürlich sei, den Tod zu wünschen, ja ihn mit eigener Hand herbeizuführen. Denn er sein kein Übel mehr, wofür unser erstes, sogenanntes natürliches Gefühl ihn ausgebe, vielmehr das einzige wirksame Heilmittel gegen all unser Übel, „ein Ziel aufs Innigste zu wünschen" (la cosa più desiderabile agli uomini e la migliore).

Auch „die Furcht vor Etwas nach dem Tod" konnte seinen „Willen nicht irren", so wenig wie das metaphysische Bedenken Schopenhauer's, der die Aufhebung des Willens zum Leben bei dem Einzelnen für etwas Unzweckmäßiges erklärt, da die Solidarität aller beseelten Wesen den Erfolg vereiteln müsse. Leopardi hat an keine Fortdauer der Seele geglaubt. Wenn in jenem Gespräch der Vertheidiger des Selbstmordes schließlich nachgiebt und dem Freunde verspricht, jeden Gedanken daran fallen zu lassen, so war es eine sehr irdische Rücksicht, die ihn dazu bewog: die Sorge, die Überlebenden, seine Verwandten und Frende zun betrüben. „Wer sich selbst tödtet, denkt und sorgt nicht für Andere; er hat nur seinen eigenen Vortheil im Auge; er wirft, so zu sagen, die Seinigen und die ganze Menschheit hinter sich, so daß in dieser Handlung der eigenen Befreiung vom Leben der nackteste, schnödeste, sicherlich wenigst schöne und wenigst liberale Egoismus sich zeigt, den man auf der Welt nur finden kann."

Daß Leopardi auf dieses Motiv auch für seine eigene Person Gewicht legte, bedarf für Jeden, der aus dem Briefwechsel sein inniges Verhältniß zu Geschwistern und Freunden kennen gelernt, keines weiteren Beweises. Und so wenig wir an seinem Muthe zweifeln dürfen, das Leben wegzuwerfen, wenn er, durch Rücksichten auf die Freunde unbeirrt, den Entschluß dazu mit freier Seele gefaßt hätte, so bewunderungswürdig erscheint uns auch die Standhaftigkeit, mit der er nun, da er fortleben mußte, in den bittersten Leiden und Entsagungen sich aufrecht hielt. Es war keine Prahlerei, wenn er

von den gigantesche forze di soffrire sprach, die er besitze. Und doch genügt dies alles nur, um zu erklären, weßhalb er es nicht über sich gewann, eigenmächtig ein Ende zu machen. Wie aber, wenn wir lesen, daß er in den letzten Jahren, als seine Leiden sich bis zum Unerträglichen steigerten, sich dennoch mit lebhaftester Sorge an das Leben ankammerte, an das Leben, das er verachtete, schmähte, für tausendmal schlimmer ausgab, als den Tod? Daß er bei der Annäherung der Cholera, die kurz vorher auch Platen durch den bloßen Schrecken, der vor ihr herging, hingerafft hatte, darauf drang, Neapel zu verlassen und sich, so schwer ihm bei seinem elenden Zustand die Ortsveränderung wurde, nach der kleinen Villa am Vesuv zurückzuziehen? Wenn Nichtgeborenwerden das Beste ist, und besser als Leben jedenfalls ein früher Tod, woher dieses Sträuben gegen „die einz'ge Wohlthat, die das Geschick dem menschlichen Geschlecht vergönnte", jetzt, wo er, ohne die Gefühle der Seinigen zu verletzen, durch bloßes Stillhalten und Abwarten seine lebenslange Sehnsucht stillen und „das müde Haupt zur ewigen Ruhe an den jungfräulichen Busen" jener bellissima fanciulla hätte lehnen können?

Diese einzige Thatsache wiegt, wie mich dünkt, eine Bibliothek von Streitschriften gegen den Pessimismus auf. Das Leben in dieser mangelhaften Welt, deren Jammer und Weh, deren ungelöſ'te qualvolle Räthsel kein empfindender Mensch leugnen wird, mag er auch für sein eigenes Gemüth einen ausreichenden Trost und eine leidliche Lösung gefunden haben, dieses Leben kann nicht absolut werthlos, eitel, glück- und trostverlassen, eines Schattens Traum, und diese fälschlich für die beste erklärte Welt nicht schimmer als keine sein, wenn ein hochherziger, kühner, vorurtheilsloser Geist, wie Leopardi, der alle gehäufte Bitterkeit eines Menschenlebens erfahren, gleichwohl mit Tagen und Stunden geizen und zu einer Zeit, wo ihm alle Fähigkeit zum Schaffen zerstört war, an dem bloßen Athemholen unter tausend Schmerzen so inbrünstig festhalten konnte.

Wir sind hier vor das Dilemma gestellt, ob wir einen Fehler in seinem Denken oder in seiner Empfindung suchen sollen, da beide miteinander im offensten Widerspruch

stehen. Ist seine Philosophie im Recht und nur die Empfindung nicht mächtig genug, die praktische Consequenz daraus zu ziehen, so wäre hier „Erkennen und Wollen" bei einem der energischesten Denker und muthigsten Charaktere nicht „Ein und dasselbe" gewesen; Leopardi hätte der Wahrheit nicht die Ehre gegeben, sondern, von der gemeinen Schwachheit des großen Haufens mit ergriffen, in blasser Todesfurcht die Geistesthat seines Lebens verleugnet. Oder wir müssen glauben, was er als Wahrheit sein Lebenlang anerkannt, sei vor der letzten Prüfung alles Irdischen als eine lebenslange Täuschung entlarvt worden; jenes „natürliche Gefühl", das er in dem oben citirten Gespräch durch unsere civilisirte Unnatur verdrängt geglaubt, habe sich in ursprünglicher Kraft als ein ewig menschliches geltend gemacht; die Erkenntniß sei ihm aufgegangen, daß Sein dennoch werthvoller sei, als Nichtsein, und jenes „Ziel aufs Innigste zu wünschen" zwar das Ende all unserer Leiden, aber auch all unseres Wirkens, Erkennens, Genießens, die Vernichtung alles dessen, was überhaupt gegenüber der unterschiedslosen Nacht des Todes durch seine Mannichfaltigkeit an Interessen wenigstens unser Selbstgefühl erregt und uns mit immer neuen Aufgaben und Anforderungen im Guten wie im Bösen zu schaffen macht.

Starre Pessimisten freilich werden auch durch diesen bedeutsamen Fall nicht bekehrt werden. Sie werden achselzuckend erklären, daß ein Widerruf in articulo mortis den objectiven Werth einer lebenslang behaupteten Ueberzeugung nicht aufheben könne. Sie werden fortfahren, die Maximen vom Weltelend, die in den Gedichten Leopardi's mit leidenschaftlicher Schwermuth hingeworfen, in den Gesprächen mit allem Aufwand dialektischer Kunst begründet werden, für ihre Lehre anzuführen und über das Ende des Dichters, welches dem Werth des Lebens ein so überraschendes Zeugniß ausstellte, einen schonenden Schleier zu breiten. Wen aber unsere Erklärung des Entstehens und eigensinnigen Fortbestehens dieser Weltanschauung in der Seele Leopardi's überzeugt hat, wer bedenkt, daß es eine Dichterseele war, deren Saiten die rauhe Hand des Schicksals diese weltfeindlichen Töne entriß,

eine höchst reizbare, vielbedürftige, von wechselnder Stimmung bewegte Seele, der wird es nicht befremdlich finden, daß auch in diesem starken und redlichen Menschen Kopf und Herz zuweilen getrennte Wirthschaft führten, daß der Kopf zu erkennen glaubte, was das Herz heimlich bestritt, daß die dürre, finstere, allem Schöpferischen feindliche, jeden Fortschritt hoffnungslos verneinende Philosophie Leopardi's von seinem warmen, fruchtbaren, durch ein mildes Licht verklärten Leben vielfach verleugnet wurde.

In dem Augenblick, wo dieses Leben dem Erlöschen nahe war, besann er sich darauf, wie viel werthvolle Güter er besaß, wie viel echtes, positives Glück ihm trotz der schwersten Qualen treu geblieben war. Denn der bitterste Mangel an allen sogenanten Glücksgütern, an Allem, womit die Menge Denjenigen ausgestattet sehen will, den sie glücklich preisen soll, hatte ihn nicht um eine der höchsten Gaben der Natur gebracht, die im Grunde der Quell alles eigentlichen Glücksgefühls ist, ja die unerläßliche Bedingung, unter der allein das objectiv Begehrenswerthe seine beglückende Wirkung auf das Subject ausüben kann. Alle Fähigkeit nämlich, Glück und Unglück zu empfinden, beruht auf dem Gefühl der eigenen Persönlichkeit, die ihre Triebe und Wünsche, ihre Aufgaben und Kräfte durch die Innen- und Außenwelt gefördert oder gehemmt findet, im ersteren Falle Befriedigung, im anderen Schmerz erfährt. Nur wenn wir daran festhalten, daß es einzig die Steigerung und Befriedigung des individuellen Selbstgefühls, andererseits die Beeinträchtigung der individuellen Kraft und Lebensfülle ist, was in Wahrheit Glück und Unglück heißen darf, werden wir die unermeßliche Mannichfaltigkeit der Urtheile begreifen, welche die Menschen über eigenen und fremden Glückswechsel zu fällen pflegen. Überall, wo ein sogenannter Glücksfall das Individuum, dem er zu Theil wird, unglücklich macht, wird sich ergeben, daß eine Störung oder gar Vernichtung des Selbstgefühls dadurch veranlaßt wurde. Einen zum Märtyrerthum Entschlossenen macht die Begnadigung unglücklich. Der Säulenheilige, den man zwänge, im Schooße des bequemsten Reichthums zu leben, würde in seinem persönlichsten Selbst-

bewußtsein vernichtet, um die Ausübung seines eigensten inneren Berufes gebracht, folglich unselig gemacht werden. Denn eine jede Kraftübung, selbst die der Selbstzerstörung, ist von einem Wohlgefühl begleitet, und die Genugthuung, das ganz individuelle Naturgesetz zu vollziehen, das ein Jeder dunkler oder bewußter in sich trägt, erklärt allein, weßhalb selbst der Verbrecher bei der Ausübung seiner Unthat eine Wollust empfindet, die ihn ein geheimes Gefühl von ihrem Widerspruch mit höheren Menschheitsgesetzen verabscheuen lehrt. Bestätigt doch auch die Statistik der Motive, die zum Selbstmord führen, die Ansicht, daß der Selbstgenuß — wohl zu unterscheiden von der Selbst*sucht* — die Wurzel jeder Glücksempfindung sei. Wenn wir die Fälle abrechnen, in denen ein plötzlich auflodernder Affect zu der That fortriß, so werden wir finden, daß sich die Menschen, die noch Besinnung und Zeit zum Abwägen behalten, nur dann zum Verzicht auf alles Glück, was ihnen das Leben noch bringen könnte, entschließen, wenn entweder eine unheilbare qualvolle Krankheit sie „um sich selbst bringt", oder ihre moralische Selbstherrlichkeit durch das Gefühl einer drohenden oder schon über sie hereingebrochenen *Schande* aufgehoben wird. Sie fühlen dann ihren individuellen Werth in ihrer eigenen und in der Schätzung der Gesellschaft, der sie angehören, vernichtet und allem Glück, was sie noch genießen könnten, gleichsam den Boden unter den Füßen weggezogen, da ihre eigene Existenz von ihnen selbst und Anderen nicht mehr für voll angesehen wird. Ja auch der Selbstmord aus Langerweile läßt sich unschwer mit unserer Definition vereinigen. Ein leeres, zweck- und thatloses Selbst fühlt sich schon im Leben so unselig durch die Inhaltslosigkeit seines Ich, daß der Schritt bis zur leiblichen Entselbstung, zur Aufhebung des Lebens kürzer und leichter sein muß, als da, wo der Schmerz noch immer, wenn auch noch so peinlich und unfruchtbar, das Selbstgefühl aufregt und irgend welche Kraft der Persönlichkeit, und wäre es nur die forza di soffrire, herausfordert.

Wir werden also überall da von Glück sprechen müssen, wo innere und äußere Bedingungen zusammentreffen, um die Kräfte, die sich in einem Individuum vereinigen, zu möglichst

reiner, starker und harmonischer Entwicklung zu bringen. Der höhere oder niedrigere Grad dieser subjectiven Glücksempfindung wird demnach vor Allem von der stärkeren oder schwächeren Begabung mit Individualität überhaupt, von der mächtigeren oder geringeren Persönlichkeit abhängen, die dem Einzelnen verliehen ist, von dem Werth, den derselbe auf sich selber legt und legen darf; und wie alle sinnliche Genußkraft durch die größere oder geringere Kraft und Frische der einzelnen Organe bedingt ist, so auch das Glücksgefühl im Allgemeinen durch eine stärkere oder schwächere Ausbildung des Selbstgefühls, aus welchem allein es hervorquillt. Wir erkennen dies am deutlichsten daraus, daß wir ein krankhaft gesteigertes Selbstgefühl fast immer mit der höchsten Unseligkeit behaftet sehen, da es die übermäßigen Ansprüche an sich selbst und den Erfolg seines Strebens niemals befriedigt, niemals den natürlichen Einklang seiner Lebensäußerungen mit seinem inneren Gesetz erreicht. Andrerseits wird es nun klar, warum selbst der Schmerz und die Beraubung dessen, was nach der äußerlichen Anschauung zum menschlichen Glück unerläßlich ist, im einzelnen Falle nicht nur nicht als Unglück empfunden, sondern zur Quelle des eigentlichen Glückes werden kann, wenn die Empfindung von der eigensten Macht und Kraft der Persönlichkeit dadurch nicht gelähmt, sondern gesteigert wird.

Und nun Leopardi! Wer wird leugnen, daß von den reichen und starken Trieben seiner Natur viele auf das Trostloseste verkümmern mußten, daß er ein volles Glück nie auch nur auf Augenblicke gekannt hat. Er war geschaffen wie Wenige, allen Zauber der Schönheit zu genießen, und mußte lebenslang in einem verbildeten Leibe die Qualen der Entsagung dulden. Er hatte das Talent des heiteren, liberalen Lebensgenusses ohne kleinliche Sorge, und sein Leben war eine Kette von ängstlichen Entbehrungen, die seinen Stolz und oft wohl auch seine hülfbereite Menschenliebe aufs Härteste drückten. Eine Welt von geistigen Aufgaben schwebte vor seinen Blicken, und die unablässigen Körperleiden verdammten ihn mehrmals auf Jahr und Tag zu unthätigem Brüten, wo er wie ein gefangenes Wild ruhelos vom Morgen bis in die Nacht sein

dunkles Zimmer durchmaß und selbst die Durchsicht seiner früheren Werke fremden Augen überlassen mußte. Wie weit entfernt fühlte er sich von dem, was wir oben als das Ideal der Glücksempfindung bezeichnet haben, von der harmonischen Ausbildung all seiner individuellen Kräfte!

Und doch war eben diese Natur so reich ausgestattet, daß das Gefühl völliger Verarmung nur in den finstersten Augenblicken zur Herrschaft gelangen und jede Kraft des Selbstgenusses ersticken konnte. In solchen Augenblicken war er denn auch nahe daran, diesem nichtigen Sein die Vernichtung vorzuziehen. Alsbald aber zog ihn der Instinct, nicht der Schwäche, sondern der Erhaltung eines so werthvollen Selbstes ins Leben zurück. Er erinnerte sich der ihm gebliebenen Kraft, die Höhen und Tiefen der Betrachtung zu durchschweifen, den Verkehr mit den ersten Geistern aller Zeiten als ein Ebenbürtiger zu genießen, die Wollust des Denkens bis auf den letzten Tropfen auszukosten;

denn erkannte Wahrheit,
Ob sie auch trostlos ist, hat ihren Reiz.

Und welch einen Reiz vollends, was man für Wahrheit hält, in einer Form zu sagen, die dem eigenen Bewußtsein genügt und von jedem Urtheilsfähigen als eine neue Offenbarung des Genius unserer Sprache anerkannt wird!

Nicht als ob der Erfolg seines literarischen Schaffens ihm eine besondere Quelle eitler Befriedigung oder gar des Trostes geworden wäre. Er war viel zu stolz, um eitel zu sein; er kannte den niedrigen Stand der Bildung und des Geschmackes in seinem Vaterlande zu genau, um auf das Urtheil der Zeitgenossen mit wenigen Ausnahmen irgend einen Werth zu legen. Wie er über den Ruhm dachte, hat er in einem längeren Anfsatz seiner Operette morali: Il Parini ovvero della gloria mit jener antiken Gelassenheit ausgesprochen, die ihm gerade in den persönlichsten Angelegenheiten eigen war. Und schon aus seinem neunzehnten Jahre finden wir in einem Briefe (Epist. I S. 70) die Aeußerung: „Was die Liebe zum Ruhme betrifft, ist mein Grundsatz dieser: liebe den Ruhm, aber erstens

nur den wahren, und darum sollst du unverdiente und vollends heuchlerische Lobsprüche nicht nur nicht annehmen, sondern wegwerfen, nicht allein nicht lieben, sondern verabscheuen; zweitens sei überzeugt, daß, wenn du in dieser Zeit etwas gut machst, du nur von sehr Wenigen gelobt werden wirst; diesen sehr Wenigen suche immer zu gefallen, wenn Andere der Menge zu gefallen und vom Lobe erstickt zu werden wünschen" u. s. w.

Dieser Maxime des Jünglings ist der Mann immer treu geblieben, ja er hat es wie Wenige verstanden, „die Welt in seinen Freunden zu sehen". Und was edle und treue Freundschaft irgend vermag, um die Wunden verschmähter Liebe zu heilen, ist ihm in reichem Maße zu Theil geworden. Auch dies ein Glück, das ihn ans Leben fesseln mußte.

Ein noch höheres aber war ihm in der Gabe verliehen, „zu sagen, was er leide". Indem er seine Schmerzen aussprach, unterwarf er sie seinem Geist und Willen und fühlte die Uebermacht seiner Seele über Natur und Schicksal. Aus dem Leiden wurde ein Thun, aus der Ohnmacht des Geschöpfs gegenüber den blinden Gewalten, die ihm das Glück versagten, eine schöpferische Macht, die durch sich selbst schon beglücken mußte. Wäre es bei der bloßen poetischen Stimmung und Verstimmung durch das Weltelend geblieben, wie sie passiven und ausschließlich receptiven Naturen eigen ist, so wäre eine dumpfe Entsagung der höchste Trost und dieses Leben durchaus unselig und unfruchtbar gewesen. Indem er aber seine Leiden zu künstlerischen Gebilden ausgestaltete, verwandelte er die Entbehrung in einen Gewinn, die Beraubung in einen Besitz, der ihn und Andere bereichern sollte. Was er in der Empfindung nur als ein Negatives gelten ließ, wurde ihm unter den Händen zu etwas höchst Positivem. Denn was ist positiver, als wirkende Kraft? Und wie mußte mitten im Leiden der Dichter seiner Lebensfülle inne werden, der sich als Herold und Interpret des Leidens einer so bedeutsamen Aufgabe bewußt war!

Zunächst freilich auch hier wieder der echt Leopardi'sche Zug: was er zu sagen hat, sagt er vor Allem sich selbst. Die ersten zehn Canzonen, die er veröffentlicht, enthalten nichts von seinen intimsten Angelegenheiten. Seine Stimmung ist düster,

doch nicht hoffnungslos, wenn er den Blick auf die öffentlichen Zustände lenkt. Dante wird angerufen; die Erinnerung an ihn soll die schlummertrunkenen Geister wecken. Angelo Mai soll fortfahren, durch Entdeckung verloren geglaubter klassischer Werke die Enkel an den Ruhm und das Verdienst ihrer Ahnen zu mahnen. Die Canzonen an den Sieger im Ballonspiel, auf die Hochzeit seiner Schwester Paolina, selbst der jüngere Brutus und der Hymnus an die Patriarchen sind im Grunde nur Fortsetzungen der ersten Canzone „an Italien". Das Elend der Nation ist das Thema, die Erweckung der verlornen Tugend und Mannhaftigkeit das Ziel dieser Dichtungen, wie man sieht, ein allgemeines, bürgerliches, durchaus nicht von Hoffnungslosigkeit verschleiertes Ziel. Nur einige Strophen im jüngeren Brutus und das letzte Lied der Sappho streifen die dunkle Region, in welcher die geheimsten Leiden des Dichters schon damals wohnten, und aus der die folgenden Dichtungen fast sämmtlich ihren Grundton empfangen haben. Aber so sehr er in dieser leidenschaftlichen Beichte die Abstumpfung seines Schmerzes suchen mochte, so wohl es ihm that, sein Schicksal in dichterischer Verklärung zum Schicksal der Menschheit zu steigern, so wenig dachte er daran, im Beifall der Menge oder gar in ihrer Theilnahme einen Trost oder eine Entschädigung zu suchen. Er war schon dreiunddreißig Jahre alt, als er die erste vollständigere Ausgabe seiner Dichtungen veranstaltete; sie erschien ihm als ein Vermächtniß „an seine Freunde in Toscana", mit welchem er von der Literatur und dem Leben Abschied nahm, zu einer Zeit, wo seine Krankheit ihm nur noch eine kurze Frist zu gewähren schien. „Ich habe Alles verloren," sagt er; „ich bin wie ein dürrer Stamm, der fühlt und leidet." Als seine Natur sich noch einmal aufraffte, als ihm noch einmal in den letzten Jahren neue Bekenntnisse aus der Seele brachen, lag ihm nichts daran, auch diese noch veröffentlicht zu sehen; er ließ die Sorge dafür seinen überlebenden Freunden.

Ein so hochgesteigertes, so von allem Niederen und Gemeinen gereinigtes Selbstgefühl, im Besitz so großer Schätze des Geistes und Gemüthes, alle mit dem Gepräge der eigensten Kraft und Anmuth versehen, ist zu tief von seinem eigenen

Werth durchdrungen, um nicht vor der Vernichtung durch den Tod zurückzuschrecken. Das eifrigste Wiederholen jenes in sich leeren und in seiner Allgemeinheit völlig widersinnigen Satzes „Nichtsein sei besser als Sein" kann ein so mit Daseinsfülle genährtes, mit den feinsten und zähesten Kräften — freilich auch zum Leiden — ausgestattetes Geschöpf nicht vor dem leidenschaftlichsten Lebenstriebe schützen; selbst der Schmerz muß den Selbstgenuß eines so auserlesenen Menschenwesens steigern und seine Selbstherrlichkeit, die dem Schicksal zu trotzen wagen darf, nur um so glorreicher offenbaren. Diese prometheische Ader geht durch das ganze Dichten und Denken Leopardi's hindurch. Auch er ist an den Felsen geschmiedet, auch ihm nagt der Geier an der Leber. Aber er lacht der feindlichen Göttermacht, die sein festes Menschenherz nicht brechen, seinen aufrechten Nacken nicht beugen kann, die ihn niemals sehen wird um Gnade betteln, oder die Hand, die ihn schlägt, wie die eines Wohlthäters küssen,

. . . . wie, befangen
In altem Sclavensinn, die Menschheit thut."
(Liebe und Tod, V. 115.)

So hatte er sich endlich sogar mit dem Gedanken ausgesöhnt, ein hohes Alter erleben zu müssen. „Selbst nachdem sehr bedeutende neapolitanische Aerzte", berichtet Ranieri, „sich mit ihm über seinen Zustand ausgesprochen hatten, viel deutlicher, als ich gewünscht hätte, sprach er mir wieder von der Unsicherheit der medizinischen Wissenschaft, von seinem nie erkannten und verstandenen Nervenleiden und den vierzig Jahren, die er noch zu leiden haben würde, wenn die Cholera ihm nicht den Gnadenstoß gäbe." — Man glaubt nicht, was man nicht heimlich wünscht. Zumal seit er durch Ranieri's und der Seinigen aufopfernde Liebe und Treue in einen Zustand äußerer Sorglosigkeit versetzt worden war, wie er ihn nie zuvor gekannt, mochte ihm die Aussicht auf „das tiefverhaßte Greisenalter" mehr und mehr ihre Schrecken verlieren. Schon elf Jahre früher hatte er seinem Freunde, dem Grafen Carlo Pepoli, gebeichtet:

Schon fühl' ich all den süßen Jugendwahn
Hinschwinden und vor meinem Blick erblassen
Die frohen Bilder, die ich ach, so sehr
Geliebt, an die ich bis zur letzten Stunde
In Sehnsucht und mit Thränen denken muß.
Und wenn nun dieser Busen ganz erstarrt
Und kalt geworden, nicht die heitre Stille,
Die einsam auf den sonnigen Feldern ruht,
Noch der Gesang der morgenfrohen Vögel
Im Frühling, nicht das stille Mondenlicht
Auf Höh'n und Tiefen unterm reinen Himmel
Mein Herz mehr rühren können, wenn mir stumm
Und leblos ward, was Schönes die Natur
Und Kunst nur zeigt, ein jedes Hochgefühl
Und jede zarte Regung fern und fremd:
Dann will ich, bettelnd um den letzten Trost,
Zu anderm, minder frohem Thun mich wenden,
Des ehr'nen Lebens undankbaren Rest
Nur ihm noch weih'n. Erforschen will ich dann
Die herbe Wahrheit, was die blinden Loose
Der sterblichen und ew'gen Dinge meinen,
Wozu die Menschheit, so mit Qual beladen,
Erschaffen worden .....
..... Denn erkannte Wahrheit,
Ob sie auch trostlos ist, hat ihren Reiz.

Kann die Bejahung des Willens zum Leben zugleich entsagender und entschlossener ausgesprochen werden? Und wie seltsam wird das Phrasengeräusch der Pessimisten von der Nichtigkeit der Welt übertönt durch dieses memento vivere ihres größten Dichters!

Gedichte.

Widmung.

(Vor der ersten Florentiner Ausgabe der Gedichte vom Jahre 1831.)

An meine Freunde in Toscana.

Meine theuren Freunde, euch sei dieses Buch gewidmet, in welchem ich, wie man es oft mit der Poesie versucht, meinen Schmerz zu verklären suchte und mit dem ich jetzt — ich kann es nicht ohne Thränen aussprechen — von der Literatur und meinen Studien Abschied nehme. Ich hoffte, diese theuren Studien würden der Trost meines Alters sein, und glaubte durch den Verlust aller anderen Freuden, aller anderen Güter der Kindheit und des Jünglingsalters mir ein Gut erkauft zu haben, das mir durch keine Gewalt, kein Unglück wieder entrissen werden könnte. Aber ich war kaum zwanzig Jahre alt, als jene Schwäche der Nerven und Eingeweide, die mir das Leben zerstört und mich doch den Tod nicht hoffen läßt, jenes einzige Gut mir mehr als zur Hälfte schmälerte und es mir später, in meinem achtundzwanzigsten Jahre, völlig und, wie ich jetzt glauben muß, auf immer raubte. Ihr wisst ja, daß ich diese Blätter nicht selbst habe lesen können und zu ihrer Correctur mich fremder Augen und fremder Hand bedienen mußte. Ich mag nicht mehr klagen, meine Theuren; das Bewußtsein von der Größe meines Unglücks verträgt sich nicht mit Jammern und Wehklagen. Ich habe Alles verloren; ich bin wie ein dürrer Stamm, der fühlt und leidet. Nur euch habe ich in dieser Zeit gewonnen! Eure Gesellschaft, die mir meine Studien, alle Freuden, alle Hoffnungen ersetzen muß, würde fast meine Leiden aufwiegen, wenn mir nicht eben jenes Siechthum verwehrte, sie so, wie ich möchte, zu genießen, und wenn ich nicht wüßte, daß mein Schicksal mich bald genug auch dieser Wohlthat berauben, mich zwingen wird, den Rest meiner Tage, von allem Behagen eines civilisirten Lebens entfernt, an einem Orte zuzubringen, wo die Todten viel besser wohnen als die Lebenden. Eure Liebe indessen wird mir immer folgen und mir vielleicht auch treu bleiben, wenn mein Leib, der schon nicht mehr lebt, zu Asche geworden ist. Lebt wohl!

Euer Leopardi.

I.

An Italien.

(1818.*)

Mein Vaterland, ich seh' die Mauern ragen,
Die Bogen, Säulen, Bildnisse, die leeren
Thürme der Väterzeit;
Doch seh' ich nicht den Ruhm,
5 Den Lorbeer und das Schwert, die sie getragen,
Die großen Ahnen. Machtlos, dich zu wehren,
Mit nackter Brust und Stirne trägst du Leid.
Weh, welche Wunden seh' ich
Und Todesblässe! Muß ich so dich schauen,
10 Du aller Frauen schönste? Sagt, o sagt,
Euch, Erd' und Himmel, fleh' ich:
Wer hat ihr das gethan? und wer — o Grauen! —
Belastet' ihr mit Ketten beide Arme,
Daß sie gelös'ten Haars, von Gram zernagt,
15 Am Boden sitzt, verlassen, schleierlos,
Und ihr Gesicht, die Arme,
Im Schooße birgt und weint?
Ja, wein', Italien! Du hast Grund zu weinen;
Dir fiel das herbe Loos,
20 An Glück und Elend unerreicht zu scheinen!

Und wären deine Augen Wasserbäche,
Nie könntest du mit Zähren
Den Abgrund füllen deiner Noth und Schmach.
Die Herrin war, nun trägt sie Magdgewand.

---

*) Die Jahreszahl bedeutet das Jahr der ersten Veröffentlichung.

25 Wer schriebe oder spräche
Von dir, der nicht, gedenk der alten Ehren,
Wehklagte: Klein ward, die wir groß genannt!
Warum? Warum? Ging deine Kraft in Stücke?
Wo sind die Waffen, wo dein Siegerglauben?
30 Wer nahm das Schwert dir ab?
Und welcher Macht gelang es, welcher Tücke,
Den Mantel dir zu rauben
Und deiner Stirn das goldne Band, du Schöne?
Wie stürztest du hinab
35 So tief von solcher Höh' und brachst zusammen?
Und Niemand schirmt dich? Keiner deiner Söhne
Steht für dich auf? Ha, Waffen! Ich allein
Will in den Kampf, will kämpfend für dich fallen;
Du aber, Herr, laß Flammen
40 Aus meinem Blut in alle Herzen wallen!

Wo sind sie, deine Söhne? Hör' ich nicht
Von Waffen, Schlachtruf, Pauken helle Klänge? —
Ach, fern von dir verspritzen
Ihr Herzblut deine Kinder.
45 Auf, auf, Italien! Ist's ein Traumgesicht?
Nein! Dort zu Fuß, zu Rosse — welch Gedränge,
Und Rauch und Staub und heller Klingen Blitzen,
Wie Wetterstrahl am Himmel!
Ist dir's kein Trost? Bang kehrst du vom Gefechte
50 Die Augen ab, noch eh' Entscheidung winkt?
Was soll dort das Getümmel
Italischer Jugend? O ihr ew'gen Mächte,
Dort kämpft für fremdes Land Italiens Schwert! —
Weh dem Unsel'gen, den der Krieg verschlingt
55 Nicht kämpfend um die heimischen Gefilde,
Für Weib und Kind und Herd,
Nein, gegen Feinde Fremder

Und fern; nicht sinkt er mit dem Rufe nieder:
O Heimath, hehr und milde,
60 Dies Leben, dein Geschenk, — hier nimm es wieder!

Ihr holden, glücklichen, gepries'nen Tage
Der Vorzeit, wo in Schaaren
Das Volk zum Tod fürs Vaterland sich drängte,
Und du, Thessaliens Bergschlucht, stets umflutet
65 Von Ruhmeshauch und Klage,
Wo Persien und das Schicksal schwächer waren
Als jenes Häuflein, frei und hochgemuthet!
Hört nicht der Wandrer hier Gesträuch und Flut
Und Fels und Bergeshöhe sich erzählen
70 Mit heimlich dunkler Stimme,
Daß hier die Schaar der Unbesiegten ruht,
Die hochgesinnten Seelen
Der ihrem Hellas heilig Zugeschwor'nen?
Damals in feigem Grimme
75 Floh Xerxes durch den Hellespont zurück,
Ein Spott und Hohn den fernsten Nachgebor'nen,
Und von Antela's Hügel, wo im Tode
Die heil'ge Schaar ein ew'ges Leben fand,
Sah mit erhobnem Blick
80 Simonides hinaus auf Meer und Land.

Und beide Wangen überthaut von Zähren,
Die Brust beklemmt, indeß die Füße wanken,
Die Leier in der Hand,
Singt er; „O ihr Beglückten,
85 Die ihr die Brust preisgabt den Feindesspeeren
Für sie, der ihr das Leben habt zu danken,
Euch preis't die Welt, euch segnet Griechenland.
Wie heiße Liebe trieb
Euch junge Seelen fort in die Gefahr,

90 O welche Lieb' in euer herbes Loos!
Und wo, ihr Söhne, blieb
Das Todesgrauen, daß ihr jauchzend gar
Hinströmtet zu dem düstren Felsenpasse,
Als ob zum Tode nicht, zum Tanze bloß,
95 Zu heitrem Mahl man euch geladen hätte?
Ihr aber zogt die Straße
Hinab zum Fluß der Todten,
Eh' scheidend Weib und Kinder ihr umfasstet,
Da ihr auf hartem Bette
100 Ach, ohne Thränen, ohne Kuß erblasstet!

„Doch erst, nachdem ihr Züchtigung und Grauen
Und Schmach dem Feind gebracht.
Wie in der Rinderheerd' ein Löwe wüthet,
Bald auf den Stier sich stürzt und ihm den Rücken
105 Zerfleischt mit wilden Klauen,
Bald hier, bald dort die Zähne braucht mit Macht,
So schlägt ins Heer der Perser breite Lücken
Hellenengrimm, von hehrem Muth entbrannt.
Ha seht, wie häuptlings Roß und Reiter fallen,
110 Wie Wagen und Gezelt
In wirrem Sturz die Flucht der Perser bannt,
Und bebend, weit vor Allen,
Flieht mit gelös'tem Haarschmuck der Despot.
Seht, wie vom Blut entstellt,
115 Das sie vergossen, Griechenlands Heroen
Den Persern schaffen unermessne Noth,
Eh' Mann an Mann, besiegt von seinen Wunden,
Dahinsinkt in den Staub. Heil euch, ihr Helden!
Von eurer That, der hohen,
120 Wird Zung' und Griffel noch den Enkeln melden.

„Eh' wird, ins Meer gestürzt, der Sternenreigen
Auslöschend in der Tiefe Schlund verzischen,

Bevor der Nacht zum Raube
So heller Ruhm erblaßte.
125 Eu'r Grab ist ein Altar. Den Kindern zeigen
Dereinst die Mütter hier die ewig frischen
Spuren von eurem Blut. Und hier im Staube
Knie' ich, ihr Benedeiten,
Und küsse diese Schollen, dies Gestein,
130 Die unvergänglich heller Glanz verklärt
Durch alle Erdenweiten.
O läg' auch ich hier unten! Hätt' auch mein
Geopfert Blut getränkt die theure Erde!
Doch wenn ein feindlich Schicksal nicht gewährt,
135 Daß für mein Hellas brechend im Gefechte
Mein Aug' umnachtet werde,
So möge doch der keusche
Ruhm eures Sängers blühn in fernsten Tagen
Durch Gunst der Himmelsmächte,
140 So lang von euch man singen wird und sagen!"

II.

Als man Dante in Florenz ein Denkmal setzen wollte.

(1818.)

Ob auch die weißen Schwingen
Der Friede breitet über unser Land,
Wie soll'n Italiens Geister
Dem Bann der langen Schlafsucht sich entringen,
5 Eh' nicht dies arme Volk sich seiner alten
Urväter Vorbild wieder zugewandt?
Sorg, o Italien, wie
Du deine Todten ehrst! Denn weit und breit
Bist du verwais't von solchen Hochgestalten,

10 Und Keiner lebt, dem Ehr' und Ruhm gebührt.
Schau rückwärts, o mein Vaterland, und sieh
Die Schaar Unsterblicher aus alter Zeit,
Bis Schmerz in dir des Zornes Flamme schürt,
Denn ohne Zorn ist thöricht heut der Schmerz.
15 Schau rückwärts, raffe dich empor voll Scham
Und stachle dir's das Herz,
Zu sehn, wohin es mit den Enkeln kam.

Die Fremden, an Geberd' und Sprach' und Art
Verschieden, wandelten am Arnostrande
20 Und forschten, wo der Staub
Des Sängers ruhe, dem die Ehre ward,
Allein gesellt zu sein dem Mäoniden,
Und hörten — o der Schande! —
Daß nicht allein, in fremdem Land begraben,
25 Nicht die Gebeine kehrten
Aus der Verbannung zu der Heimath Frieden,
Daß auch in deinen Mauern nicht ein Stein
Ihn ehrt, Florenz, ihn, dessen hohe Gaben
Dich vor der Welt verklärten.
30 O ihr, die unser Land nun wollt befrei'n
Mitleidig von der Schmach, der es verfallen,
Heil eurem edlen Werk, Heil euren Mühen,
Ihr Wackern! Dank von Allen,
Die noch in Liebe für Italien glühen!

35 Ja, Liebe zu der armen
Mutter Italien sporn' euch an, ihr Theuren,
Zu ihr, für deren Schicksal
In keiner Brust mehr wohnet ein Erbarmen,
Seit ihr der Himmel Leid nach Glück verhängte.
40 Erbarmen, Söhne, fördre stets in euren
Gemüthern dies Beginnen
Und Grimm und Gram ob all der herben Qual,

Die Wang' und Schleier ihr mit Zähren tränkte.
Doch ihr — wie soll mein Wort und Lied euch preisen,
45 Daß nicht bedacht nur, Pläne zu ersinnen,
Nein, treubemüht mit Geist und Hand zumal
Ihr ew'gen Danks euch würdig wollt erweisen,
Dies edle Werk zu frohem Ende führend!
In welchem Ton soll ich zu euch mich wenden
50 Und euren Eifer schürend
Euch neue Funken in die Seele senden?

Begeistern wird euch das erhabne Ziel
Und scharfe Stacheln in den Busen drücken.
Wer schilderte den Sturm
55 Der Inbrunst, wer das lodernde Gefühl?
Wer malt die stummverzückten Angesichter,
Die Glut in euren Blicken?
Wie reicht' ein stammelnd Menschenwort hinan,
Himmlisches auszusprechen?
60 Fern bleibe der Profane! Seinem Dichter
Wird noch im Bild Italien Thränen weih'n.
Wie könnt' es je zerfallen, wie der Zahn
Der Zeit den Ruhm euch schwächen?
Ihr, die uns Trost im Unglück durftet sein,
65 Ihr himmlisch holden Künste, lebt ja immer,
Und lindernd unserm Volk den Fluch, den schweren,
Wollt ihr, ob auch in Trümmer
Italien sank, den Ruhm Italiens mehren.

So komm' auch ich und bringe
70 Zu unsrer leidgebeugten Mutter Ehren
All was ich kann und habe,
Dies Lied, das ich zu eurem Werke singe,
Indeß des Meißels Schlag den Stein belebt.
O du, erlauchter Vater unsrer hehren
75 Dichtkunst, wenn eine Kunde

Von ird'schem Thun, von ihr, die du so hoch
Erhoben, bis zu euren Ufern schwebt,
So weiß ich, nicht um dich dünkt dir's Gewinn.
Denn gegen deinen Ruhm im Weltenrunde
80 Sind Erz und Marmor so vergänglich doch
Wie Wachs und Sand. Und wenn aus unserm Sinn
Du je entschwunden warst, je kannst entschwinden,
Mag unser Leid noch wachsen unermessen,
Mag ohne Trost zu finden
85 Dein Volk vergehn, von aller Welt vergessen.

Doch nicht um deinetwillen, — um das Land,
Das dich gebar, ist's Freude dir, wenn je
Am Vorbild hoher Ahnen
Der schlummertrunkne Enkel sich ermannt,
90 Daß er erhobnen Haupts sich stark erwiese.
Ach, von wie langem Weh
Gebeugt siehst du nun Die, die schon vor Zeiten
Armselig du gesehen,
Als du von Neuem gingst zum Paradiese,
95 Heut so im Elend, daß im stolzen Schimmer
Von Glück und Macht sie damals schien zu schreiten.
So weh ist ihr geschehen —
Du glaubtest's wohl den eignen Augen nimmer!
Doch nichts von andrer Noth, die sie bezwang!
100 Nur von der bittersten, der jüngsten Schande,
Die schier den Untergang
Verhängte deinem armen Vaterlande.

Heil dir, daß voll Erbarmen
Dein Schicksal dich bewahrt, dies zu erleben,
105 Daß du Italiens Frauen
Nicht siehst entehrt in fremder Krieger Armen,
Mit Brand und Plündrung Stadt und Land geschlagen
Und aller Wuth des Feindes preisgegeben;

Die göttlich hohen Werke
110 Italischer Meister fortgeschleppt in schnöde
Knechtschaft jenseit der Alpen, von der Wagen
Wüstem Gedränge jede Straße dröhnend
Und Herr'n im Lande Trotz und rohe Stärke!
Du hörtest nicht das frevle Hohngerede
115 Von Freiheit, wie ein Spottgelächter tönend
Zum Klang von Ketten und von Geißelhieben.
Wer ward verschont? Wovon sind jene frechen
Ehrfürchtig fern geblieben,
Von welchen Heiligthümern und Verbrechen?

120 Was mußten wir so arge Zeit erleben?
Was ließest du uns werden, ach, warum
Nicht früher wieder scheiden,
Grausames Schicksal? Daß wir unterjocht
Von Fremden schauend unser Vaterland,
125 Vernichtet, todt und stumm
Jedwede Tugend, doch die grimmen Schmerzen,
Die nagten sein Gebein,
Mit keinem Trost zu lindern ihm vermocht
Und keinen Hoffnungsstrahl ihm durften gönnen!
130 Ach, nicht einmal das Blut aus meinem Herzen
Durft' ich dir, Theures, weih'n.
Nicht hab' ich, dich zu retten, sterben können!
Denk' ich's, schwillt mir das Herz vor Zorn und Harme.
Wohl starben auch von uns viel tapfre Fechter,
135 Doch nicht für dieses arme
Italien, nein: für seine fremden Knechter.

Wenn dies dich nicht empört,
Wardst, Vater, du ein Andrer, als auf Erden.
In Rußlands eis'gem Schlamme
140 Hinsanken, ach, wohl bessren Todes werth,
Italiens Tapfre; Sturm und Frost verbanden

Und Thier' und Menschen sich, sie zu gefährden.
Mit Blut die Erde tränkend,
Hinsanken sie, halbnackt und abgezehrt,
145 Wo sie im Eisgefild ihr Wundbett fanden.
Und nahte dann die letzte Stunde sich,
Voll Heimweh der geliebten Mutter denkend,
Erseufzten sie: O rafft' uns hin das Schwert,
Nicht Schnee und Eis, und stürben wir für dich,
150 Geliebte Heimath! Von dir losgerissen,
Da noch uns lacht die schönste Zeit im Leben,
O daß wir sterben müssen
Ruhmlos, für Jene, die den Tod dir geben!

Ihr Klagen hat die nordische Wüste nur
155 Und sturmgepeitschter Föhrenwald vernommen.
So fanden sie ihr Ende,
Und witternd der verlassnen Leichen Spur
Im graus'gen Meer von Schnee, ist aus den Höhlen
Das Wild zum Fraß gekommen,
160 Daß nun der Trefflichen und Tapfern Name
Spurlos der Nacht geweiht,
Gleich dem der Feigen sei. Ihr theuren Seelen,
Ob euer Unglück auch so grenzenlos,
Dies sei allein euch Trost in eurem Grame,
165 Daß ihr in Ewigkeit
Müsst bleiben jedes Trostes baar und bloß.
Im Abgrund eures Jammers sollt ihr ruhn,
Als echte Söhne jener Schmerzenreichen,
An deren Unglück nun
170 Das eure nur vermag hinanzureichen.

Euch klagt sie ja nicht an,
Die Muttererde, nein, die euch gezwungen
Zum Kampfe wider sie,
Daß sie nun bitter weinen muß fortan

175 Und ihre Thränen mischen mit den euren.
O rührte sie, die höchsten Ruhm errungen,
Jetzt in der tiefsten Noth
Nur Einem so das Herz, daß er empor
Sie zög' aus dieser düstren, ungeheuren
180 Versunkenheit! Sag, o erlauchter Schatten,
Ist denn die Liebe zu Italien todt?
Erlosch die Glut, die dich beseelt zuvor?
Die Myrte, dran wir uns getröstet hatten
In langem Leid, treibt nie sie frische Blätter?
185 Soll'n unsre Kränze hingestreut verbleichen?
Und kommt uns nie ein Retter,
Der nur von fern sich dürfte dir vergleichen?

Ist's mit uns aus für immer? Wird der Schmach
Ein Ziel und Ende nimmer?
190 Ich, weil ich athme, bleib' als Rufer wach:
Verrottetes Geschlecht, denk deiner Ahnen!
Schau diese stolzen Trümmer,
Die Schriften, Bilder, Statuen, Tempelhallen;
Denk, wo du wandelst, und erweckt dich nimmer
195 Der helle Glanz von diesen Mustern allen,
So heb dich weg für immer!
Dies Land, das einst geglänzt von Heldenehren,
Sei nicht ein Tummelplatz so schnödem Treiben.
Statt Memmen nur zur nähren,
200 Mag es verlassen und verwittwet bleiben!

III.

An Angelo Mai, als er Cicero's Bücher vom Staate wiederentdeckt hatte.

(1820.)

Wirst du nicht müde, kühner Italer,
Die Ahnen aus den Grüften
Zu wecken, daß sie mächt'ge Reden führen
Mit dieser todten Zeit, da rings in Lüften
5 Der Trägheit Nebel schwebt? Und wie berühren
Jetzt unser Ohr so oft und inhaltschwer
Die Stimmen unsrer Alten,
Die uns so lang verstummt? Warum erstehen
Sie alle wieder? Früchte plötzlich tragen
10 Die Blätter. Staub'ge Klöster geben her,
Was sie verwahrt gehalten,
Und die verscholl'nen heil'gen Worte gehen
Von Neuem um. Krönt das Geschick dein Wagen,
Du wackrer Italer? Wie, oder wird
15 Ein Mannesmuth vom Schicksal nicht beirrt?

Gewiß nur nach erhabnem Götterwillen
Geschieht's, daß, da in schlimme
Vergessenheit wir schwer wie nie versenkt,
Von Neuem stets der großen Väter Stimme
20 Uns aufzurütteln kommt. Noch also denkt
Ein Gott Italiens, noch ward uns nicht ganz
Des Himmels Huld entrissen,
Daß, da nur diese Stund' und keine mehr
Uns bleibt, Italiens Tugenden zu reinen
25 Vom Rost, der lang verdunkelt ihren Glanz,
Dem Ruf wir lauschen müssen
Aus Gräbernacht und schau'n die Wiederkehr
Der Helden, die der Erd' entstiegen scheinen

Nur um zu forschen, ob du noch willst säumen,
30 Mein Vaterland, und feig die Zeit verträumen.

Gabt ihr uns wirklich, ihr Erlauchten, noch
Nicht völlig auf? Wir wären
Nicht ganz verloren? Euch vielleicht ist klar,
Was kommen soll. Doch wie soll ich des schweren
35 Grams mich entschlagen? Dunkel ganz und gar
Ist mir die Zukunft; was ich rings muß sehen,
Macht Hoffnung allerort
Zu eitlem Wahn. Ihr Trefflichen, auf euern
Wohnstätten haus't verhöhnt, in schmutz'ger Blöße
40 Ein niedres Volk, und eure Enkel gehen
An edlem Werk und Wort
Mit Hohn vorbei. Nicht kann sie mehr befeuern
Eu'r ew'ger Ruhm. Denkmäler eurer Größe
Umgiebt ein träger Sumpf, und aller Zeit
45 Sind wir ein Muster der Erbärmlichkeit.

Du edler Geist, da jetzt kein Andrer mehr
Gedenkt der hohen Ahnen,
Sei du ihr Hüter, den des Schicksals Macht
Huldvoll gewürdigt hat, uns zu gemahnen
50 Der Tage, wo aus des Vergessens Nacht
Ihr Haupt erhoben jene heil'gen Schatten
Sammt den begrabnen Rollen,
Die hohen Alten, denen die Natur
Noch unter Schleiern sprach, wie sie Athen
55 Und Rom die Feierzeit verschönert hatten.
O Zeiten, längst verschollen!
Noch droht' Italiens Fall von weitem nur;
Noch galt bei uns für schimpflich Müssiggehn;
Noch raubte da der Lüfte frischer Odem
60 Im Fluge Funken unserm Heimathboden!

Noch warm war damals deine heil'ge Asche,

Du, dessen Sinn, den hohen,
Kein Unglück beugte, der in Grimm und Gram
Aus dieser Welt zur Hölle gern geflohen.
65 Und ist denn auch ein Höllenkreis so schlimm,
Wie unser Land? — Und deine sanften Saiten
Erklangen schwirrend noch
Vom Spiele deiner Hand, du unglücksel'ger
Sänger der Liebe. Ach, dem Schmerz entspringt
70 Italischer Sang! Und mindre Qual bereiten
Die schwersten Leiden doch,
Als dieser Ekel, der uns lähmt. Du Sel'ger,
Dem Weinen Leben hieß! Doch uns bezwingt
Früh schon der Ekel; starren Angesichts
75 Sitzt neben uns an Wieg' und Gruft das Nichts.

Doch damals lebtest du mit Meer und Sternen,
Kühner Ligurersprosse,
Als jenseits du der Säulen und der Küsten,
Wo, wenn die Sonn' erlischt im Meeresschooße,
80 Man zischen hört die Flut, den Wasserwüsten
Dich anvertrauend, wiederfandst den Glanz
Der Sonne, die vergangen,
Den Tag, der aufglüht, wenn er uns entschwand,
Und trotzend jedem Hemmniß der Natur
85 Entdecker wurdest unermessnen Lands,
Glorreicher Lohn der bangen
Ausfahrt und Heimkehr. Ach, je mehr erkannt,
Je kleiner wird die Welt; die Erdenflur,
Das Meer, der Klang der Sphären, — mehr erhaben,
90 Als jedem Weisen, dünken sie dem Knaben.

Wo sind die holden Träume nun von jener
Geheimen Zufluchtstätte
Uns unbekannter Siedler, von dem Ort,
Wo über Tag die Sterne ruhn, dem Bette

95 Der jungen Eos und dem Ruheport,
Wo Nachts verborgen schläft das Weltgestirn?
Mit Eins sind sie geschwunden;
Nun zeigt ein kleines Blatt das Bild der Welt.
Nun gleicht sich Alles, und die Forschung weitet
100 Das Nichts nur aus. Dich scheucht von unsrer Stirn
Die Wahrheit, kaum gefunden,
O holde Phantasie! Das Denken hält
Sich fern von dir auf immer und bestreitet
Die Macht dir mehr und mehr, die wundersame,
105 Daß jeder Trost nun schwand in unserm Grame.

Da kamst du, Mann der holden Träume; hell
Erglänzte dir die Sonne,
Der du so süß von Waffen sangst und Liebe,
Wie sie die Welt, einst minder arm an Wonne,
110 Erfüllt mit selig irrendem Getriebe.
Italiens neuer Stern! O Thürme, Zellen,
O Ritter, schöne Frauen,
O Gärten, o Paläste! Denk' ich euer,
Verliert in tausend bunte Lieblichkeiten
115 Die Seele sich. Aus eitlem Tand, aus hellen
Märchen voll Lust und Grauen
Bestand das Leben. All die Abenteuer
Verbannten wir. Was bleibt nun unsern Zeiten,
Die ihren Lenz verloren? Ach, wir wissen
120 Nur Eines sicher: daß wir leiden müssen.

Uns, o Torquato, ward dein hoher Geist
Vom Himmel da beschieden;
Dein eigen Theil sind Thränen nur gewesen.
Unglücklicher Torquato! Nicht zum Frieden
125 Half dir dein süßes Lied, nicht konnt' es lösen
Den Frost, der deines Herzens warmen Strom,
So freudig einst geschwellt,

Vereist't, durch Haß und schnöde Mißgunst. Liebe,
Liebe, des Lebens letzte Täuschung, ach,
130 Verließ dich auch. Ein wesenhaft Phantom
Schien dir das Nichts, die Welt
Ein öder Strand. Dein Auge, todestrübe,
Sah nicht die späten Ehren. Daß es brach,
War Wohlthat. Wer der Menschen Elend ganz
135 Begriff, ersehnt den Tod nur, keinen Kranz.

O kehr uns wieder, steig aus deiner stummen,
Trostlosen Gruft, wenn immer
An Leid du noch dich weidest, mitleidwerthes
Vorbild des Unglücks. Noch unsäglich schlimmer,
140 Als dein von jeder Qual und Noth zerstörtes,
Ist unser Menschendasein. Wo noch flösse
Dir eine Thräne, Lieber,
Da Jeden nur sein eigen Loos bewegt?
Wer hieße Thorheit nicht die Pein, in der
145 Du tödlich rangst, da jede seltne Größe
Gilt als ein tolles Fieber,
Und nicht mehr Neid, nein, was sich schwerer trägt,
Gleichgültigkeit die Größten trifft? O wer,
Heut da nicht Verse, Zahlen nur beglücken,
150 Wer würde jetzt dich mit dem Lorbeer schmücken!

Seit deinen Tagen, unglücksel'ger Geist,
Kam Einer nur, des Ruhms
Italischen Namens würdig, nur der Eine,
Zu gut für diese Zeit des Memmenthums,
155 Ein trutziger Allobroger, dem seine
Männliche Kraft der Himmel selbst verliehen,
Nicht diese Erde, siech
Und unfruchtbar. Allein und unbewehrt —
O herrlich Wagniß! — gegen die Tyrannen
160 Wollt' auf den Brettern er zu Felde ziehen.

O gönnt uns diesen Krieg,
Dies Scheingefild zum Kampf, wenn feindlich gährt
Die kranke Welt! Wir sahn ihn sich ermannen,
Zuerst und einsam; Keiner folgt' ihm nach.
165 Versunken blieb sein Land in stumme Schmach.

In knirschender Verachtung lebt' er hin
Sein fleckenloses Leben,
Und Tod bewahrt' ihn, Schlimmres noch zu schauen.
Nein, mein Vittorio, günstig deinem Streben
170 War weder Zeit noch Ort. In diesen Gauen
Kann Hochsinn fürder nicht gedeihn. Im Hafen
Ruhn träge wir, ergeben
In Mittelmäßigkeit. Der Pöbel stieg
Empor, der Weise sank; Nichts wird bewundert,
175 Platt ward die Welt. — Da die Lebend'gen schlafen,
Erweck zu neuem Leben
Die Todten, hoher Forscher! Hilf zum Sieg
Den alten Helden, daß dies Nothjahrhundert
Empor sich raffe und Begeistrung trinke
180 Zu edler That, wo nicht, in Scham versinke!

IV.

Zur Hochzeit der Schwester Paolina.

(1824.)

Nun du so bald den Frieden
Des stillen Vaterhauses wirst vermissen
Und weit von deiner Jugend Trug und Wahn,
Die unser ödes Land verschönt, geschieden
5 Dich in des Lebens Staub und Lärm fortan
Dein Schicksal ruft, nun, Schwester, sollst du wissen,
Zu welcher Schmach der Himmel uns verdammt.
Sollst du ja selbst in schweren
Nothjahren voller Leid

10 Des unglücksel'gen Vaterlands unselig
Geschlecht vermehren. Stähle drum beizeit
An hohen Mustern deine Söhne. Wehren
Die Götter doch ein fröhlich
Gedeihn heut jeder Kraft,
15 Und kein verzärtelt Herz bleibt tugendhaft.

Elende — oder Feige
Wirst du gebären. Laß sie elend werden!
Denn einen Abgrund zwischen Glück und Werth
Schuf diese Zeit. Zu spät, da schon zur Neige
20 Die menschlichen Geschicke sich gekehrt,
Erwacht, wer heut geboren wird auf Erden.
Das überlaß dem Himmel. Dir am Herzen
Liege die Sorge bloß,
Nicht zu der Jagd nach Glück
25 Die Söhne zu erziehn, und nimmer auch
Zu Narr'n der Furcht und Hoffnung. Ihr Geschick
Rühmt dann die künft'ge Zeit als schön und groß,
Da wir — nach feigem Brauch
Der heuchlerischen Weisen —
30 Lebend'ge Tugend schmähn und todte preisen.

Viel hofft von euch, ihr Frauen,
Das Vaterland; und nicht zu Schimpf und Schaden
Der Menschensöhne ward dem sanften Strahl
Aus euren Augen Macht, wohin sie schauen,
35 Zu bänd'gen Feu'r und Schwert. Ihr lenkt zumal
Den Weisen wie den Starken klug am Faden,
Und was die Sonn' umkreiset, neigt sich euch.
Drum sollt für diese Zeit
Ihr Rechenschaft mir geben.
40 Der Jugend heil'ge Glut — ließ eure Hand
Sie denn erlöschen? Ward denn unser Leben
Marklos und morsch durch euch? Wenn Ueppigkeit

Und Schlaffsucht uns entmannt
Und Nerv' und Muskel missen
45 Die alte Kraft, — habt ihr's auf dem Gewissen?

Ein Sporn zu edlen Thaten
Ist Liebe, recht erkannt, und hohes Streben
Erweckt die Schönheit. Der ist liebeleer,
Der nicht frohlockend fühlt das Herz erbeben
50 In tiefster Brust, wenn an den Felsengraten
Die Stürme toben, wenn gewitterschwer
Der Himmel sich umwölkt und Flutgebraus
Die Berge peitscht. Ihr Bräute
Und Jungfrau'n, wer Gefahren
55 Sich feig entzieht, wer seinem Vaterlande
Unehre bringt mit niedrigem Gebahren
Und wessen Herz gemeiner Regung Beute,
Straft ihn mit Haß und Schande,
Wenn anders Frauenseelen
60 Für Männer glühn, nicht Weiber sich erwählen.

Wehrloser Söhne Mütter
Zu heißen, dünk' euch Schimpf. Lehrt eure Brut
Trotz aller Leiden nach der Tugend trachten,
Und was die jämmerliche Zeit an Flitter
65 Und eitlem Tande liebt und ehrt, verachten.
Weiht sie dem Vaterland mit hohem Muth
Und heißt sie dankerfüllt der Väter denken.
So von den Heldensagen
Der Ahnen stets umklungen
70 Wuchs einst heran der Sparter junge Schaar,
Bis dann die Gattin mit dem Schwert den jungen
Gemahl umgürtet; bald vielleicht mit Klagen
Hüllt sie ihr schwarzes Haar
Um seine nackten Glieder,
75 Kehrt er im wohlbewahrten Schild ihr wieder.

Ach, deine zarten Wangen,
Virginia, kos'te noch mit Zaubermacht
Die Götterhand der Schönheit. Da erglühte,
Voll Grimm, daß du verachtet sein Verlangen,
80 Roms wilder Herr. Schön warst du, in der Blüte
Der holden Zeit, die lieblich träumen macht,
Als deines Vater Stahl den schneeigen Busen
Zerrissen aus Erbarmen
Und du zum Styx hinab
85 Freiwillig schrittst. Eh' soll mir Greisenschwäche
Die Glieder lösen, Vater, eh' empfange
Das Grab mich, sprach sie, eh' mich zu umarmen
Sich der Tyrann erfreche!
Und wenn aus dieser Noth
90 Mein Blut euch retten kann, gieb mir den Tod!

Hochherz'ge, wohl erglänzte
Noch eine schön're Sonne deinen Tagen,
Als heut; und doch nicht trostverlassen war
Das Grab, das dir dein Vaterland bekränzte
95 Mit tausend Thränen. Siehe, wie die Schaar
Der Remusenkel sich mit wilder Klage
Um deine Leiche drängt, wie des Tyrannen
Hauptthaar in Staub gerissen,
Und Freiheit neu entzündet
100 Die stumpfen Seelen. Wie ein breiter Strom
Braus't Latiums Macht und hat ihr Reich gegründet
Von Wüstenglut zu Nordens Finsternissen.
So ist das ew'ge Rom
Aus trägen Schlummers Banden
105 Durch eines Weibes Opfer neu erstanden.

V.

Auf einen Sieger im Ballonspiel.

(1824.)

Des Ruhmes Antlitz, seinen frohen Ruf
Erkenne, wackrer Knabe,
Und wie viel herrlicher als weibische Muße
Der Schweiß der Tugend. Labe dich, o labe
5 Dein Herz am Hochsinn (fühlst du den Beruf,
Den Namen aus der Zeiten trübem Flusse
Durch edle That zu retten) und erhebe
Den Geist zu stolzem Wunsch. Dir jauchzte freudig
Kampfbahn und Circus, und zu Heldentugend
10 Spornt dich des Volkes Gunst. Es will das theure
Land deiner Väter, stolz auf deine Jugend,
In deinem edlen Streben
Die alten Muster sehn sich neu beleben.
Nicht mit Barbarenblut bei Marathon
15 Färbte sich nur den Finger,
Wer stumpfen Blicks in Elis auf die Glut
Der Rennbahn schaut' und auf die nackten Ringer,
Und wem des Kranzes holder Siegeslohn
Das Herz nicht hob. In des Alpheus Flut
20 Wusch sieggekrönter Rosse Mähn' und Weichen
Vom Staube Mancher rein, der dann mit Macht
Das Griechenbanner und das Griechenschwert
Führt' in der Meder Reih'n, die schreckensbleichen,
Und in die Flucht sie schlug, daß durch die Nacht
25 Der Jammerruf erklang
An Euphrats Bucht und Asiens Strand entlang.
Doch ist's nicht fruchtlos, den erloschnen Brand
Der alten Thatenlust
Neu anzufachen? die darniederlagen,
30 Die Lebensgeister in der kranken Brust
Neu zu beleben? War nicht Spiel und Tand

Das Thun der Sterblichen, seit Phöbus' Wagen
Trübselig hinrollt, und ist minder eitel
Wahrheit, als Lüge? Gab uns doch Natur
35 Zum Trost nur holden Wahn, der uns beglückt,
Und Schattenbilder. Wo des Siegers Scheitel
Kein Kranz zum Lohn des kühnen Wagens schmückt,
Lebt trägt und dumpf umnachtet
Ein Volk, das einst dem Ruhme nachgetrachtet,

40 Wer weiß wie bald wird auf den Trümmerstätten
Italischen Ruhms der Hirt
Die Rinder weiden und der Pflug die Gipfel
Der sieben Hügel furchen. Bauen wird
Nach kurzen Jahren schon in Latiums Städten
45 Der schlaue Fuchs und mit dem dunklen Wipfel
Ein Hochwald rauschen zwischen öden Mauern,
Wenn das Geschick nicht jener unheilvollen
Vergessenheit des Vaterlandes steuert
Im tief verkommnen Volk, wenn nicht mit Trauern
50 Gedenkend, welch ein Muth uns einst befeuert,
Der Himmel noch in Gnaden
Dem dräu'nden Unheil wehrt sich zu entladen.

Willst überleben du das arme Land,
O Sohn, das dich geboren?
55 Wohl hätte dich Italiens Ruhm verklärt,
Als sie den Reif noch trug, den sie verloren
Durch uns und das Geschick. Die Zeit entschwand.
Wen dünkt heut solche Mutter rühmenswerth?
Doch dir zu Liebe richt empor den Muth!
60 Was ist dies Leben werth? Daß wir's verachten,
Nur glücklich, wenn, umgeben von Gefahren,
Wir es vergessen, nicht die träge Flut
Der faulen Zeit und ihre Noth gewahren;
Nur glücklich, wer, schon nah
65 Dem Lethestrom, das Licht noch wiedersah.

VI.

Der jüngere Brutus.

(1824.)

Als hingesunken lag in Thraciens Staube,
Ein weites Trümmerfeld,
Italiens Kraft, und das Geschick beschloß,
Daß nun Hesperiens grüne Fluren und
5 Des Tiber Ufer das Barbarenroß
Zerstampfen sollt' und aus den nackten Wäldern
Im Bann der eis'gen Bärin
Das Gothenschwert vorbrechen und die Mauern
Des stolzen Roms zerschmettern:
10 Da saß, mit Schweiß benetzt und Bruderblut,
Brutus in düstrer Nacht auf öder Stätte,
Zum Tod entschlossen schon, und mit den Göttern,
Den mitleidslosen, grollend,
Erschüttert seine Stimme
15 Umsonst die müde Luft in trotz'gem Grimme:

O thör'ge Tugend, nur die leeren Nebel,
Das Reich unstäter Schatten
Sind deine Schule; hinter deinen Fersen
Folgt bald die Reue nach. Euch Marmorgöttern —
20 Ob ihr nun wohnt am Phlegethon, ob über
Den Wolken droben — dünkt nur Hohnes werth
Das klägliche Geschlecht,
Von dem ihr Tempel heischt, dem ihr ein trüglich
Gesetz wollt auferlegen.
25 So also reizt der Menschen Frömmigkeit
Den Haß der Götter? So als Hort der Bösen
Thronst du, o Zeus? Und wenn Gewitterregen
Die Luft durchrauscht und Donner
Ras't mit dem Blitz zumal,
30 Triffst du der Frommen Haupt mit heil'gem Strahl?

Ein unbezwinglich Schicksal, eine eh'rne
Nothwendigkeit bedrückt
Des Todes kranke Sklaven. Wenn sie Nichts
Erretten kann, getröstet sich die Menge:
35 So sei's verhängt. — Ist minder hart ein Leid,
Weil unabwendbar? Fühlt die Schmerzen nicht,
Wer jeder Hoffnung baar ist?
In ew'gem Kampf mit dir auf Tod und Leben,
Unwürd'ges Fatum, liegt,
40 Wer sich nicht beugen mag; und deine Hand
Abschüttelnd, wenn sie ihn gewaltsam trifft,
Ruft er Triumph, indem er unterliegt,
Wenn mit dem herben Stahl
Er löst die stolzen Glieder
45 Und lachend wandelt zu den Schatten nieder.

Mißfällig ist den Göttern, wer gewaltsam
Des Hades Pforte stürmt.
Wär' auch ein weichlich Götterherz so kühn?
Hat sich vielleicht der Himmel unsre Trübsal,
50 All unser Herzeleid und herbes Müh'n
Zu seiner Muße Kurzweil auserkoren?
Kein Dasein voller Plagen,
Ein Leben frei und rein in Wald und Feld
Hat uns Natur gegeben,
55 Die göttlich einst geherrscht. Und jetzt, da rings
Gottloser Brauch verdrängt die sel'gen Zeiten,
Darf da der Eigenmacht
Natur den Stolzen zeih'n,
60 Der von sich wirft ein Leben voller Pein?

Von Schuld nichts wissend, noch vom eignen Elend
Führt sanft ein spätes Alter
Die ahnungslose Thierwelt einem schnellen
Verscheiden zu. Doch triebe sie Verzweiflung,

65 An rauhem Stamm die Stirn sich zu zerschellen,
Vom schroffen Fels sich stürzend ihr zerschmettert
Gebein umherzustreuen,
Die arme Wohlthat würde kein geheimes
Gesetz dem Thier versagen,
70 Kein trüber Wahngedanke. Ihr von allen
Beseelten Wesen, ihr Prometheussöhne,
Fühlt Ueberdruß, das Dasein zu ertragen;
Und euch nur, wenn die Parze
Verzögert ihre Gnade,
75 Wehrt Zeus zur Unterwelt die stillen Pfade!

Nun steigst du aus dem Meer, das unser Blut
Gefärbt, du klarer Mond,
Die ruhelose Nacht, das Feld zu grüßen,
Das der ausonischen Kraft verderblich ward.
80 Der Sieger tritt verwandte Brust mit Füßen,
Die Hügel beben, von der Höhe stürzt
Das alte Rom in Trümmer —
Und du bleibst still und klar? Du sahst Lavinia's
Geschlecht entstehn, die Zeit
85 Des Glückes sahst du und die stolzen Lorbeern.
Und doch unwandelbar in stummem Glanz
Wirst du herabschau'n, wenn in Schmach und Leid
Italien Knechtschaft duldet
Und diese öden Stätten
90 Vor fremden Horden Nichts mehr kann erretten

Das Raubthier im Geklüft, im grünen Laube
Der Vogel, deren Brust
Voll ahnungsloser Dumpfheit, wissen nimmer,
Wie tiefer Sturz das Schicksal einer Welt
95 Verwandelt hat; und wenn im Morgenschimmer
Sich röthen wird des fleiß'gen Landmanns Hütte,
Erweckt der Vogel wieder

4*

Die Thäler mit Gesang, und in den Klippen
Flieht schwächeres Gethier
100 In Todesangst, gescheucht vom wilden Raubthier.
Wir eitlen Menschen! Welch armsel'ger Theil
Der Welt sind wir! Den blut'gen Boden hier,
Die schmerzdurchstöhnten Gründe
Wird unser Loos nicht kümmern,
105 Kein Stern um Menschentrübsal matter flimmern.

Nicht des Olymp und Hades taube Herrscher,
Nicht die unwürd'ge Erde
Und nicht die Nacht ruf' ich im Sterben an,
Noch auch des dunklen Todes letzten Strahl,
110 Den Spruch der Nachwelt. Feiger Pöbel kann
Mit Klag' und Weihgeschenk mein herbes Grab
Nicht sänft'gen. Unaufhaltsam
Verschlimmert sich die Zeit. Bei trägen Enkeln
Ist übel aufgehoben
115 Der Nachruhm edler Seelen und des Unglücks
Dereinst'ge Sühne. Kreise denn um mich
In gier'gem Flug der dunkle Vogel droben;
Raubthier' und Regengüsse
Soll'n meine Hülle finden,
120 Und mein Gedächtniß liefr' ich aus den Winden.

VII.

An den Frühling
oder
Ueber die Mythen der Alten.

(1824.)

Nun alle Himmelsunbill
Die Sonne sühnt und lauer West gelinde
Die kranke Luft belebt, daß fortgescheucht
Der Wolken schwerer Schatten niedersinkt,

5 Die Vögel neu dem Winde
Die nackte Brust vertrauen und das Licht
Mit neuem Liebessehnen, neuer Hoffnung
Sogar das Wild auf dunklen Waldespfaden
Belebt, wenn kaum der Nebelduft gewichen:
10 Kehrt auch vielleicht zu euch, so grambeladen
Und müd, ihr Menschenseelen,
Die schöne Zeit, die Unglück und die düstre
Fackel der Wahrheit euch
So früh zerstört? Sind Phöbus' goldne Strahlen
15 Dem Armen nicht für ew'ge Zeit verdunkelt
Und ausgelöscht? Und du auch,
Duftender Lenz, willst du die eis'gen Qualen
Wegthau'n der Brust, die schon in jungen Tagen
Gelernt das herbe Weh des Alters tragen?

20 Lebst du, o lebst du, heil'ge
Natur? Lebst du, und ist's der Mutter Sprache,
Die lauschend das entwöhnte Ohr vernimmt?
Einst wohnten holde Nymphen in den Flüssen,
Dort und im klaren Bache
25 Das Antlitz spiegelnd; von geheimen Tänzen
Göttlicher Füße bebten Bergeshöh'n
Und hohe Wälder, jetzt den Stürmen nur
Ein öder Wohnsitz, und der Hirt, im Duft
Des Mittags, wenn er durch die blum'ge Flur
30 Zum Fluß die durst'gen Lämmer
Hinuntertrieb, vernahm ein helles Lied
Des Waldgotts längs dem Ufer,
Sah kräuseln sich die Flut
Und stand verdutzt, wenn jedem Blick verhüllt
35 Die pfeilbewehrte Göttin
Stieg in die lauen Wellen, Staub und Blut
Der heißen Jagd vom schneeigen Arm zu spülen
Und ihren jungfräulichen Leib zu kühlen.

Es lebten einst die Blumen,
40 Es lebte Gras und Busch. Vertraute waren
Die Lüfte, Wolken, Titan's hehre Leuchte
Dem sterblichen Geschlecht, als über Auen
Und Hügeln deinem klaren
Gestirn, o Cypria, der Wandrer folgend
45 Mit Sehnsuchtsblicken in der stillen Nacht
Dich als Gesellin seiner Fahrt, voll Huld
Den Menschen träumte. Wenn, entflohn dem Treiben
Der wüsten Städte voller Sünd' und Schuld
Und Zwist und roher Schmach,
50 Ein Andrer rauhe Stämme tief im Wald
An seinen Busen drückte,
Wähnt' er zu fühlen, wie lebend'ges Feuer
Blutlosen Stamm durchlodre, wie erbebe
In schmerzlicher Umarmung
55 Daphne und Phyllis, wie in immer neuer
Wehmuth den Liebling Klymene betrauert,
Deß stolzer Sonnentraum so kurz gedauert.

Nicht taub für Menschenleid,
Ihr starren Felsen, warft ihr Klagetöne
60 Achtlos zurück, als eure bangen Gründe
Echo, die einsam Trauernde, bewohnte,
Statt leerer Luft Gestöhne
Der unglücksel'gen Nymphe irrer Geist,
Den Liebesgram und hartes Schicksal bannten
65 Aus zartem Leibe. Durch die hohlen Klüfte,
Die nackten Klippen und verlassnen Stätten
Erfüllte sie des Aethers hohe Lüfte
Mit unsern Wehelauten,
Die sie verstand. Und du galtst in der Sage
70 Als aller Menschenloose
Wohlkundig, süßer Vogel, der du immer
Den jungen Lenz im laubigen Wald begrüßest,

Und wenn die Fluren schliefen
In stummer, dunkler Nacht, schienst du zu klagen
75 Um alte Nöthe, ruchlos wilden Haß
Und diese Zeit, von Zorn und Kummer blaß.

Doch nicht verwandt dem unsern
Ist dein Geschlecht, nicht Schmerz entlockt dir alle
Die süßen Weisen; frei von jeder Schuld
80 Wohnst du im dunklen Wald, uns minder theuer.
Ach, da nun leer die Halle
Des ragenden Olymp und blind der Donner
Hinrollend durch die wolkendunklen Berge
Ruchlose Seelen gleich den reinen schreckt
85 Mit kaltem Grausen; da die Heimathflur,
Fremd und nichts wissend von den eignen Kindern,
Sie auferzieht zur Trübsal:
Leih du ein Ohr den Sorgen der vom Schicksal
Bedrängten Menschenkinder,
90 Holde Natur, und hauch die alte Glut
Zurück in meinen Geist, wenn du beseelt bist,
Wenn Etwas lebt im Himmel,
Auf blumiger Erde, in des Meeres Flut,
Was alle Qual, die wir erdulden müssen,
95 Zwar nicht bedauern mag, doch darum wissen.

VIII.

Hymnus an die Patriarchen
oder
von den Anfängen des Menschengeschlechts.

(1824.)

Von euch, der Menschheit hocherlauchten Vätern,
Soll der Gesang der schmerzgeweihten Söhne
Mit Preis ertönen, die ihr so viel theurer
Dem Lenker der Gestirne war't und minder

5 Beweinenswerth, als wir, zum hehren Licht
Emporgeblickt. Unheilbar Unglück, das
Die armen Menschen traf: geboren werden
Zum Weinen und das Licht des Äthers freudig
Vertauschen mit der ew'gen Grabesnacht, —
10 Nicht hat's die milde und gerechte Satzung
Des Himmels euch verhängt. Wenn von der Sünde,
Die alle Menschenkinder der Gewalt
Der Seuchen und des Elends überliefert,
Die alte Sage spricht: noch ärgre Sünden
15 Der Sterblichen, ihr ruheloser Geist
Und schlimmrer Wahnsinn waffneten wider sie
Die Rache des Olympos und die Hand
Der lang vergessnen Nährerin Natur.
Da ward verleidet uns die Lebensflamme,
20 Verabscheut jede Neugeburt, und wüthend
Brach in die Welt herein der Erebus.

Du sahst zuerst den Tag, die Purpurfackeln
Der kreisenden Gestirne und die jungen
Thiere des Feldes weiden, alter Führer
25 Und Vater du der menschlichen Familie,
Sahst auf den frischen Au'n die Lüfte spielen,
Und wie herniederstürzend Alpenflut
An Felsenwänd' und öde Thäler schlug
Mit unerhörtem Schall, wie auf den heitern
30 Zukünft'gen Stätten hochberühmter Völker
Und lärmerfüllter Städte noch ein tief
Verborgner Frieden herrscht' und stumm und einsam
Der Strahl der Sonne und des goldnen Monds
Erklomm die ungepflügten Höh'n. O sel'ge,
35 Von Schuld und finstrem Schicksal unberührte
Welteinsamkeit! O wie viel bittres Leid,
Welch ungeheure Kette von Geschicken

Bereiten, armer Vater, deinen Kindern
Die ew'gen Mächte! Siehe, Blut besudelt
40 Und Brudergräuel nun zum ersten Mal
Die kargen Fluren, und die Lüfte hören
Zuerst der Todesfittiche schaurig Schwirren.
Der Brudermörder, bebend, heimathlos,
Einsame Schatten meidend und der Winde
45 Geheimes Grollen durch die tiefen Wälder,
Erbaut zuerst Stadthäuser, bleicher Sorgen
Wohnsitz und Herrschgebiet; zuerst vereinigt
Verzweiflungsvolle Reue, krank und stöhnend,
Die blinden Sterblichen und bietet ihnen
50 Gesellige Zufluchtsstätten; nun verschmäht
Die Frevlerhand den krummen Pflug; der Schweiß
Des Landmanns wird verachtet. Müssiggang
Herrscht in des Lasters Haus, die alte Kraft
Versiecht im faulen Leibe, Trägheit lähmt
55 Die schlaffen Geister, und der Übel größtes,
Knechtschaft, befällt die kampfentwöhnte Menschheit.

Und vor des Himmels Wuth und dem Gebrüll
Der Meerflut auf den wolkenschweren Berghöh'n
Errettest du die sünd'ge Brut, o du,
60 Dem aus der Trübe von umwogten Hügeln
Das erste Zeichen neu belebter Hoffnung
Die weiße Taube zutrug, da im West,
Schiffbrüchig dem Gewölk enttaucht, die Sonne
Die schwarze Luft geschmückt mit Iriszauber.
65 Zurückkehrt das gerettete Geschlecht
Zur Erd', und neu beginnen böse Lust
Und Tück' und Angst ihr Spiel. Der Frevler trotzt
Des unnahbaren Meeres Strafgericht
Und trägt zu neuen Küsten, neuen Sternen
70 Sein altes Elend hin und seine Thränen.

Nun denkt die Seele dein, du Ahn der Frommen,
Gerechter, Starker, und der edlen Sprossen
Aus deinem Samen. Künden will ich, wie
Du Mittags einsam in dem Schatten saßest
75 Der trauten Hütte, an den sanften Ufern,
Wo deine Heerde friedlich weidete,
Und dich beglückte himmlischer Besuch
Mit stiller Segensabsicht, und wie dann
Beim ländlich schlichten Brunnen, Sohn der klugen
80 Rebekka, Abends in dem holden Thal
Von Haran, das von frohen Hirtenspielen
Belebt war, Liebe dich ergriffen hat
Zur schönen Tochter Laban's, Liebe, die
Unwiderstehlich langer Arbeit, langer
85 Verbannung und verhaßtem Joch der Knechtschaft
Die tapfre Seele willig unterwarf.

Gewiß war einst — und nicht mit leerem Wahn
Nährt der äonische Sang und alte Sage
Das horchbegierige Volk — gewiß war einst
90 Befreundet unserm Stamm und lieb und traulich
Dies Jammerthal, und unser elend Leben
Floß golden hin. Nicht daß in lautrer Welle
Milch aus dem Spalt der heimathlichen Felsen
Gequollen wär', und daß der Hirt den Tiger
95 Der Heerde zugesellt, zum trauten Pferch,
Zu munterm Spiel den Wolf zur Tränke führend.
Doch arglos unbekannt mit ihrem Schicksal
Und ihren Leiden allen, mühlos lebten
Die Menschenkinder hin; der weiche Schleier
100 Des holden Irrthums und der Täuschung hüllte
Noch des Geschicks und der Natur geheime
Gesetze freundlich ein, und hoffnungsfroh
Glitt in den Hafen unser sanftes Schiff.

So lebt in Californiens weiten Wäldern
105 Ein glückliches Geschlecht, dem bleiche Sorge
Noch nicht das Herzblut saugt, noch grimmes Siechthum
Die Glieder bändigt. Speise beut der Forst,
Wohnung die tiefe Felskluft, Wasser spendet
Der Bach im Thal, und unerwartet bricht
110 Der finstre Tod herein. O warum seid ihr
So wehrlos gegen unsre frevle Kühnheit,
Ihr Reiche der Natur! Allmächtig stürmt
In eure Küsten, Höhlen, Wälder unsre
Habgier'ge Wuth herein, erzieht die Völker,
115 Die sie entehrt, zu unbekannten Leiden
Und neuen Lüsten nur und scheucht den nackten
Flüchtling, das Glück, bis in den fernsten Westen.

IX.

Sappho's letzter Gesang.

(1824.)

Du sanfte Nacht und du, verschämter Strahl
Des späten Monds, und du dort überm Felsen
Aufglänzend aus des Waldes stummen Wipfeln,
Du Tagesbote, die ihr meinen Augen,
5 Eh' ich das Schicksal kannt' und die Erinnys,
So lieb und hold erschient: nun tröstet nimmer
Ein wonnig Schauspiel mein verzweifelnd Herz!
Nur dann belebt mich langentwöhnte Freude,
Wenn durch den Aether schwimmend und die Fluren,
10 Die bang erzittern, sich der Strom des Südwinds
Mit Wogen Staubes wälzt, und wenn der Wagen,
Zeus' schwerer Wagen über unsern Häuptern
Hindonnernd durch die finstern Lüfte fährt.
Durch Klippen nur und tiefe Klüfte möcht' ich

15 In Wetterwolken wandeln; mich ergötzt
Erschreckter Heerden Flucht, das dumpfe Brausen
Der hochgeschwellten Flut
Am schwanken Ufer und der Wellen Wuth.

Schön ist dein Kleid, erhabner Himmel; schön
20 Bist du, thaufrische Erde. Ach, von aller
Endlosen Schöne nicht den kleinsten Theil
Verliehn die Götter und das tückische Schicksal
Der armen Sappho. Ein verachteter
Und läst'ger Gast in deinem stolzen Reiche,
25 Natur, hebt die verschmähte Liebende
Umsonst zu deinen Reizen Herz und Augen
Um Hülfe flehend auf. Mir lacht nicht mehr
Der sonnige Strand, der morgendliche Glanz
Am Himmelsthor; mich grüßt nicht der Gesang
30 Der buntgefiederten Vögel, nicht das Rauschen
Der Buchenwipfel; und wo unterm Schatten
Der Hängeweiden seinen reinen Schooß
Der klare Bach erschließt, entzieht er meinem
Unsichern Fuße die geschmeid'gen Wellen,
35 Als wär' ich ihm verhaßt,
Und flieht am blüh'nden Ufer hin in Hast.

Welch ein Vergehn, welch arge Missethat
Hat mich befleckt vor der Geburt, daß mich
Der Himmel und das Glück so finster ansehn?
40 Was frevelt' ich als Kind schon, wo das Leben
Noch Nichts von Sünde weiß, daß so beraubt
Der Jugend, so entblättert durch die Spindel
Der unerbittlichen Parze, meine Blüte
Verdorren muß? Ach, unbedachte Worte
45 Spricht deine Lippe! Unsre Loose lenkt
Geheimer Schicksalsschluß. Geheim ist Alles,
Nur unser Schmerz nicht. Ausgesetzte Kinder,

Zum Weinen nur geboren; das Warum
Ruht in der Götter Schooß. O Sorg' und Hoffnung
50 Der grünen Jugend! Nur der äußern Bildung,
Dem holden Schein nur gab der Vater Macht
Über die Menschen; manneswürd'ge Thaten,
Gesang und Geistesfülle —
Was frommen sie in reizlos schlichter Hülle?

55 So sterb' ich denn! Sein schlechtes Kleid abstreifend
Soll nackt mein Geist hinab zum Hades flüchten
Und sühnen so die harte Schuld des Himmels,
Der blind das Loos vertheilt. Und du, an den
Mich lang vergebne Liebe, langes Hoffen
60 Geknüpft und ungestillter Sehnsucht Wahnsinn,
Du lebe glücklich, wenn ein Sterblicher
Je glücklich lebte! Nicht den süßen Saft
Aus seinem kargen Faß will Zeus mir gönnen,
Nachdem mir alle Täuschungen und Träume
65 Der Jugend hingeschwunden. Jeder frohste
Tag unsres Lebens muß am schnellsten fliehn.
Krankheit beschleicht uns, Alter und der Schatten
Des eis'gen Todes. Siehe nun, von allen
Erhofften Palmen, allem Freudenwahn
70 Bleibt nur der Abgrund, und der tapfre Geist
Verfällt des Hades Macht,
Dem Reich das Schweigens und der düstern Nacht.

X.

Die erste Liebe.

(1831.)

Ich weiß den Tag, da ich zum ersten Mal
Den Kampf der Liebe stritt und zu mir sprach:
Ist das die Liebe, weh, wie schafft sie Qual!

Am Boden haftete der Blick, doch ach,
5 Ich sah nur Sie, die mit unschuld'gem Triebe
Zuerst sich Bahn zu diesem Herzen brach.

Wie schlimm mißhandelt hast du mich, o Liebe!
Warum nur stürzt uns diese süße Lust
In solcher Schmerzen sehnliches Getriebe!

10 Nicht sanft, nicht heiter ward ich mir bewußt
Der neuen Macht. Sie kam mit Weh und Klagen
Und schnürte mir mit dunkler Angst die Brust.

Sprich, zärtlich Herz, was machte dich verzagen,
Was bebtest du so tief vor dem Gedanken,
15 Der aller Wonnen Preis davongetragen?

Bei dem Gedanken, der sich ohne Wanken
Dir Tags gesellt' und Nachts dir raunte zu
Süßschmeichelnd, wenn in Schlaf die Fluren sanken?

In Unruh', Glück und Jammer stürmtest du
20 Lautpochend fort und fort an dein Gefängniß,
Und scheuchtest mir von meinem Pfühl die Ruh'.

Und wenn ich, matt von glühender Bedrängniß,
Die Augen schloß zum Schlummer, o wie bald
Verstört' ihn, wie im Fieber, Traumesbängniß!

25 Wie leibhaft stand die reizende Gestalt
Im Finstern da, und ob ich auch die Lider
Zudrückte, sie erblickt' ich tausendfalt.

Wie floß mit süßem Grau'n durch meine Glieder
Verworrne Glut, wie wogten ohne Stocken
30 Gedanken durch den Geist mir auf und nieder.

So fährt ein Zephyr durch die dichten Locken
Des alten Waldes, im Vorüberschweben
Ihm lange, bange Klagen zu entlocken.

Und da ich schweigend stand, wehrlos ergeben,
35 Was sagtest du, o Herz, als sie nun ging,
Um die in tiefer Noth du solltest beben?

Kaum, daß ich völlig an zu lodern fing,
So war des Lüftchens linder Hauch entschwunden,
Durch das ich Kühlung meiner Glut empfing.

40 Wach lag ich noch in frühen Morgenstunden,
Da stampfend schon an unsres Hauses Thor
Die Räuber meines Glücks, die Rosse stunden.

Und ich, verzagt und stumm, ein blöder Thor,
Hielt zum Balcon hin in den Finsternissen
45 Umsonst mein Aug' und mein begierig Ohr,

Ob ich noch einmal, eh' sie würd' entrissen,
Die Stimme hörte, die geliebte, traute,
Die Stimme nur! Mehr sollt' ich ewig missen.

Doch immer trafen nur gemeine Laute
50 Mein zweifelnd Ohr; ein Frösteln fiel mich an,
Indeß ich kaum zu athmen mir getraute.

Und als die theure Stimme endlich dann
Mir an die Seele drang und von den Rossen
Und Rädern schlug der Lärm zu mir hinan,

55 Da, nun verwais't, die Augen fest geschlossen,
Vergrub im Pfühl ich zuckend mein Gesicht,
Die Hand aufs Herz gepreßt, in Gram zerflossen.

Dann wankend unter meines Grams Gewicht
Schleppt' ich mich dumpf durchs schweigende Gemach
60 Und sprach: Was nun auch kommt, es rührt dich nicht!

Und bitterlich ward die Erinnrung wach
In meiner Brust, für jedes Bild verschlossen,
Für jede Stimme, die zum Herzen sprach.

Ein öder Schmerz war über mich ergossen,
65 Wie wenn der Regen weit und breit ins Land
Herniederrieselt, traurig und verdrossen.

Noch hatt' ich dich, o Liebe, nicht gekannt,
Und achtzehn Sommer lebt' ich bis zum Tage,
Wo ich mit Thränen deine Macht empfand.

70 Entwerthet war mir wie mit einem Schlage
Jedwede Lust, die heil'ge Morgenfrühe,
Der Sterne Glanz, des Frühlings Blütenhage.

Ich fühlte, wie die Sehnsucht selbst verglühe
Nach Ruhm, von der so heiß mein Busen brannte;
75 Nur Schönheit noch erschien mir werth der Mühe.

Nicht mehr zu den vertrauten Büchern wandte
Sich Aug' und Sinn. Leer schien mir auf einmal,
Was ich zuvor als einzig werth erkannte.

Wie hatt' ich mich verwandelt! ach, wie stahl
80 Die neue Leidenschaft mein Herz der alten!
Traun, eitle Menschen sind wir allzumal.

Nur noch mein Herz gefiel mir, Zwiesprach halten
Mit ihm, in ew'ge Träumerei begraben,
Und meinen Kummer hüten vorm Erkalten.

85 Nichts wollte mehr der Blick zu schauen haben,
Ob schön, ob häßlich; in sich selbst gekehrt,
Am eignen Licht nur wollt' er sich erlaben;

Aus Furcht, das reine Bild, so keusch verklärt,
Getrübt zu sehn im Spiegel meiner Brust,
90 Wie Seeflut, über die ein Lüftchen fährt.

Und jene Reue, daß ich nicht gewußt
Voll auszukosten, was so schön und gut,
Sie, die Vergifterin entschwundner Lust,

Trieb ihren Dorn mir rastlos in das Blut
95 Im Rückgedenken; ob auch noch die Pein
Der Schuld nicht an mir nagt' in wilder Glut.

Euch, edle Seelen, dir, du Sonnenschein,
Schwör' ich's: kein niedrer Wunsch hat mich verzehrt;
Die Glut in mir war sündelos und rein.

100 Und noch wird diese Flamme fortgenährt,
Noch lebt das schöne Bild in meiner Seele,
Und ob sie nur ein Traumglück mir gewährt —

Sie bleibt der Trost, den ich allein erwähle!

XI.

Die Blauamsel.

(1836.)

Herab von jenes alten Thurmes Zinne
Singst du ins Feld hinaus, einsamer Vogel,
Und erst des Tags Verscheiden macht dich stumm.
Der süße Wohllaut schweift durch dieses Thal;
5 In Lüften glänzt ringsum
Der Lenz und zieht frohlockend durch die Fluren,
Daß uns der Anblick zärtlich rührt die Brust.
Du hörst die Schafe blöken, Rinder brüllen,
Die andern frohen Vögel um die Wette
10 In tausend Kreisen schwärmen unterm Himmel,
Frohlockend dieser Zeit, der lustgeweihten.
Du blickst von fern nachdenklich ins Getümmel;
Nicht an Gefährten, Flügen
Und heiterm Spiel magst du Gefallen finden.
15 Du singst, — und so entschwinden
Dir deine wie des Jahres Blütezeiten.

Wie ähnlich, ach, verrinnt
Mein Tag dem deinen! Muntrer Scherz und Lachen,
Die stets der Jugendzeit Gespielen sind,
20 Und du, der Jugend holde Schwester, Liebe,
Du bittrer Seufzer unsrer reifern Tage,
Mich rührt ihr nicht; warum? ich weiß es nicht;
Ja, euch entflöh' ich gerne.
Fast allen Menschen ferne,
25 Fremd meinem Heimathort,
Seh' ich, wie meines Lebens Lenz verstreicht.
Sie pflegen diesen Tag, der nun sich neigt,
In unserm Städtchen festlich zu begehn.
Horch, wie durch klare Luft das Glöckchen tönt,
30 Horch, wie dazwischen oft aus Eisenröhren
Ein Donnern fern von Haus zu Haus erdröhnt.
Des Ortes Jugend heut
In ihren Feierkleidern
Verläßt die Häuser, wandelt hier- und dorthin
35 Und schaut und läßt sich schau'n und ist vergnügt.
Ich geh' in Einsamkeit
Hinaus hier diesen abgelegnen Pfad.
Ach, alle Lust und Freude
Vertag' ich auf die Zukunft, und indeß ich
40 Den Blick ins Helle lenke,
Trifft mich die Sonne, die von fernen Bergen
So klar herübersieht
Und scheidend mir zu sagen scheint: gedenke,
Wie bald die sel'ge Jugendzeit entflieht.

45 Du, einsam Vögelchen, wenn sich zum Abend
Das Leben neigt, das dir die Sterne gönnen,
Wirst nicht beklagen dies
Dein stilles Dasein; denn aus der Natur
Blüht euch all euer Glück.

50 Doch ich — läßt mein Geschick
Mich zur verhaßten Schwelle
Des Greisenthums gelangen,
Wo diesen Augen, stumm für fremde Herzen,
Die Welt verödet dünkt, der nächste Tag
55 Noch trauriger, als alle, die vergangen —
Wie wird mir diese Zeit,
Einsam versäumt, wie werd' ich selbst mir scheinen?
In Reue werd' ich weinen
Und ach, umsonst zur Jugend heimverlangen.

XII.

Das Unendliche.

(1831.)

Lieb war mir immer dieser kahle Hügel
Und diese Hecke, die dem Blick so Viel
Vom fernsten Horizont zu schau'n verwehrt.
Und wenn ich sitz' und um mich blicke, träum' ich,
5 Endlose Weiten, übermenschlich Schweigen
Und allertiefste Ruhe herrsche dort
Jenseits der niedern Schranke, und das Herz
Erschauert mir vor Grau'n. Und hör' ich dann
Den Wind erbrausen im Gezweig, vergleich' ich
10 Die grenzenlose Stille dort, und hier
Die laute Stimme; und des Ew'gen denk' ich,
Der todten Zeiten und der gegenwärt'gen
Lebend'gen Zeit und ihres Lärms. Und so
Im uferlosen All versinkt mein Geist,
15 Und süß ist mir's, in diesem Meer zu scheitern.

XIII.

Am Abend eines Festtages.

(1831.)

So mild und hell und windstill ist die Nacht,
Und ruhig über Dächer hin und Gärten
Schwebt dort der Mond und zeigt auch in der Ferne
Klar jeden Bergesgipfel. O Geliebte,
5 Nun sind die Gassen stumm, nur aus den Fenstern
Schimmert noch hie und da die nächt'ge Lampe.
Du schläfst; denn deiner harrt' ein leichter Schlummer
Im lauschigen Gemach, und keine Sorge
Nagt dir am Herzen. Ach, du weißt, du ahnst nicht,
10 Welch eine Wunde meiner Brust du schlugst.
Du schläfst; ich tret' ans Fenster, diesen Himmel,
Der mir so gütig lächelt, zu begrüßen
Und die Natur, die alte, allgewalt'ge,
Die mich erschuf zum Leiden. Dir versag' ich
15 Die Hoffnung, sprach sie, selbst die Hoffnung. Dir
Soll nie das Auge glänzen, als von Thränen. —
Dies war ein Feiertag; von Spiel und Kurzweil
Ruhst du nun aus und denkst vielleicht im Traum
An Alle, denen heute du gefielst
20 Und die dir selbst gefielen. Ich — nie hofft' ich's —
Bin unter Diesen nicht. Indessen frag' ich,
Wie lang dies Leben währt, und hier zu Boden
Werf' ich mich stöhnend. Fürchterliche Tage
In solcher Jugend! Unfern auf der Straße
25 Kann ich den einsamen Gesang vernehmen
Des Tagelöhners, der in später Nacht
Heimkehrt vom Fest in seine arme Hütte,
Und heftig schnürt sich mir das Herz zusammen,
Denk' ich, wie Alles in der Welt vergeht
30 Und kaum noch Spuren läßt. Verflogen ist

Der Festtag, und dem Feiertage folgt
Der Werkeltag, und so entführt die Zeit
Ein jedes Menschenloos. Wo ist nun hin
Der Ruf der alten Völker? Wo die Stimme
35 Unsrer erlauchten Ahnen und das Weltreich
Des großen Rom, die Waffen und das Tosen,
Das einst erschollen über Land und Meer?
Alles ist Ruh' und Frieden, stille liegt
Die weite Welt, und Niemand spricht von Jenen.
40 In meiner Jugendzeit, da noch mit Sehnsucht
Den Festtag ich erharrte, wenn er dann
Vergangen war, lag ich in Schmerzen wach
Auf meinem Bette; und in später Nacht
Ein Lied, das mir heraufklang von der Straße
45 Und sich entfernend nach und nach erstarb —
Ganz so wie heut beklemmte mir's das Herz!

XIV.

An den Mond.

(1831.)

O lieblichklarer Mond, ich denke dran,
Wie ich, nun wird's ein Jahr, von diesem Hügel,
Das Herz voll Schwermuth, zu dir aufgeblickt.
Du schwebtest damals über jenem Walde
5 Ganz so wie heut, wo du ihn voll verklärst;
Doch nebelhaft und zitternd, da von Thränen
Die Wimper überquoll, erschien dein Bild
Damals vor meinem Blick; denn leidvoll war
Mein Leben, wie noch heut und alle Zeit,
10 O mein geliebter Mond. Und doch erfreut mich
Erinnrung; denn ich zähle gern, wie alt
Mein Kummer wird. O wie so reizend ist's,

In jungen Jahren, wo die Bahn der Hoffnung
Noch lang und kurz nur des Erinnerns Pfad,
15 Zurückzudenken an vergangne Dinge,
Selbst wenn sie trüb sind und das Leid noch währt!

XV.

Der Traum.

(1831.)

Noch frühe war's. Durch die geschlossnen Läden
Stahl über den Balcon der erste Schein
Des Morgenroths sich in mein dunkles Zimmer.
Da, um die Zeit, wo leichter schon und süßer
5 Der Schlummer uns die Wimpern überschattet,
Stand plötzlich neben mir und sah mich an
Das Bildniß Jener, die zuerst mich Liebe
Gelehrt und dann in Thränen mich verlassen.
Nicht todt, nur traurig schien sie mir, das Antlitz
10 Verwandelt wie von schwerem Leid. Die Rechte
Bewegte sie nach meinem Haupt und sprach
Mit Seufzen: Lebst du und gedenkst noch irgend
An mich? — Woher, entgegnet' ich, und wie
Kommst du, geliebte Schönheit? Ach, wie trug ich,
15 Wie trag' ich Leid um dich, und glaubte nicht,
Du könnest darum wissen, und mein Schmerz
Ward ärmer nur an Trost durch diesen Wahn.
Doch willst du nun mich abermals verlassen?
Ich fürcht' es sehr. O sage, wie erging dir's?
20 Bist du noch, die du warst? Und was bekümmert
Die Seele dir? — Vergessenheit umnachtet
Deine Gedanken, und der Schlaf umhüllt sie,
Sprach Jene. Ich bin todt. Du schautest mich
Zum letzten Mal vor Monden. — Bei den Worten

25 Drang ein unendlich Weh durch meine Brust.
Und sie fuhr fort: Im Flor der Jahre starb ich,
Wo Leben uns am süßesten, und eh' noch
Das Herz begriffen, wie so völlig eitel
Der Menschen Hoffnung. Den herbeizuwünschen,
30 Der ihn erlös't von allem Leid, wie liegt's
Dem kranken Menschen nah! Doch trostlos naht
Der Tod der Jugend, und ein hartes Schicksal
Ereilt die Hoffnung, die im Grab erlischt.
Nicht frommt's zu wissen, was Natur verbirgt
35 Den Neulingen im Leben; und um Vieles
Ist unerfahrner Weisheit vorzuziehn
Der blinde Schmerz. — O Unglücksel'ge, Theure,
O schweige, rief ich, schweige! Deine Worte
Zerreißen mir das Herz. So bist du wirklich
40 Todt, o Geliebte, und ich leb', und so
War es verhängt, daß dieser theure Leib,
Der zärtliche, im bangen Todesschweiß
Vergehen sollt' und ich behielte diese
Elende Hülle? Ach, so oft ich auch
45 Bedenke, daß du nicht mehr lebst und ich
Nie in der Welt dich werde wiederfinden,
Nie kann ich's glauben! Wehe mir! was ist
Das Wesen, das man Tod nennt? Heut einmal
Könnt' ich's erfahren und mein wehrlos Haupt
50 Dem grimmen Hasse des Geschicks entziehn.
Jung bin ich noch, doch schwindet und verzehrt sich
Mein junges Leben wie ein Greisenthum,
Vor dem mir graut, obwohl mirs noch so fern.
Doch kaum vom Greisenalter unterscheidet
55 Sich meine Blütezeit. — Zum Weinen wurden
Wir Zwei geboren, sprach sie. Unserm Leben
Hat nie das Glück gelacht; der Himmel freute
Sich unsrer Qual. — Wenn denn das Aug' von Thränen,

Sprach ich, von Bläſſe das Geſicht verſchleiert
60 Um deines Scheidens willen und das Herz
Mir ſchwer von Angſt iſt, ſage mir: hat je
Von Lieb' ein Funken oder Mitleid gegen
Den armen Liebenden dein Herz bewegt,
So lang du lebteſt? In Verzweiflung damals,
65 Dann wieder hoffend lebt' ich Tag' und Nächte;
Am leeren Zweifel müdet heut die Seele
Sich ab. Drum wenn auch nur ein einzig Mal
Du Leid gefühlt um mein verdüſtert Leben,
Verbirg mir's nicht, ich flehe, und Erinnrung,
70 Jetzt da die Zukunft unſerm Leben fehlt,
Sei mir ein Troſt. Und ſie: Getröſte dich,
Unglücklicher! Ich war an Mitleid nie
Dir karg, ſo lang ich lebte, noch auch jetzt;
Denn elend war auch ich. Beklage nicht
75 Dies unglückſeligſte von allen Mädchen. —
Bei unſern Leiden, bei der heißen Liebe,
Die in mir lodert, rief ich, bei dem holden
Namen der Jugend, unſrer Tage früh
Verlorner Hoffnung, o vergönn es, Theure,
80 Daß ich die Hand dir faſſen darf! — Da reichte
Sie ſanft und traurig ſie mir hin. Und als ich
Mit Küſſen ſie bedecke und, erbebend
Von bittrem Weh und Wonne, an die Bruſt,
Die wallende, ſie drücke, Bruſt und Antlitz
85 In feuchte Glut getaucht und mir im Halſe
Die Stimme ſtockt, wankt ſchon der Tag vorm Auge.
Und ſie darauf, in meine Augen zärtlich
Die ihren heftend: Freund, vergiſſeſt du,
Sprach ſie, daß ich von jedem Reiz entblößt bin?
90 Und doch umſonſt, Unglücklicher, in Liebe
Bebſt und erglühſt du! Aber nun lebwohl;
Denn unſre armen Seelen, unſre Körper

Sind ewiglich getrennt. Nicht mehr für mich
Lebst du und sollst du leben. Deinen Schwur
95 Zerriß das Schicksal. — Da in meiner Angst
Aufschreien wollt' ich, und vergehend fast,
Die Augen schwer von hoffnungslosen Thränen,
Erwacht' ich aus dem Schlaf. Vor meinen Blicken
Stand sie noch immer, und noch immer glaubt' ich
100 Ihr Bild zu sehn im schwanken Strahl der Sonne.

XVI.

Einsames Leben.

(1831.)

Am frühen Tage, wenn mit Flügelschlagen
Die Henne munter im verschlossnen Hause
Sich regt und gackert und der Landbewohner
Auf den Altan hinaustritt, während zitternd
5 Die Sonnenpfeile durch den Tropfenfall
Des Nebels dringen, weckt der Regen mich,
Sacht an das Fenster meiner Hütte klopfend.
Da steh' ich auf, und jene leichten Wölkchen,
Der Vögel erstes Zwitschern und die Frische
10 Der Lüfte segn' ich und die heitren Fluren.
Denn euch, der Stadt unsel'ge Mauern, sah ich
Nun lang genug und weiß: in euch ist immer
Dem Schmerz der Haß gesellt; ach, und in Schmerzen
Leb' ich und sterbe so — wohl bald! Nur hier,
15 In diesen Stätten, gönnt Natur, wie karg auch,
Ein stilles Mitleid mir, dem sie dereinst
So huldvoll sich bewies! Und du auch wendest
Vom Unglück ab den Blick; auch du verschmähst
Die Armen und Beladnen, o Natur,
20 Und huldigst nur dem Glück. So bleibt im Himmel

Kein Freund und auf der Erde keine Zuflucht
Dem Unglücksel'gen, als ein scharfer Stahl.

Zuweilen rast' ich einsam irgendwo
Auf einem Hügel, an des Weihers Saum,
25 Von traurigstummen Pflanzen rings umkränzt.
Dort, wenn der Mittag sich am Himmel neigt,
Spiegelt ihr ruhig Bild die hohe Sonne,
Im Winde regt sich weder Halm noch Blatt,
Kein Wellchen kräuselt sich, kein Heimchen hörst du,
30 Nicht einen Vogel schwirren im Gezweig;
Kein Falter flattert, weit und breit vernimmst
Und siehst du Nichts, was tönt und sich bewegt.
Um diese Ufer webt die tiefste Ruhe,
Daß fast der Welt und meiner selbst vergessend
35 Ich reglos sitze, ja mir ist, als wären
Die Glieder mir gelös't, kein Hauch, kein Fühlen
Bewegte sie, und ihre alte Ruhe
Verschmölze mit der Stille dieses Orts.

O Lieb', o Liebe, wie so weit entflohst du
40 Von dieser Brust, die einst so warm gefühlt,
Ja, glühend heiß! Mit seiner kalten Hand
Ergriff das Unglück sie, bis sie vereis'te
Im Flor der Jahre. Jener Zeit gedenk' ich,
Da du mein Herz durchbebtest, jener süßen,
45 Ewig verlornen Zeit, wo sich zuerst
Dem jungen Blick der Schauplatz dieser armen,
Unsel'gen Welt eröffnet, mit dem Lächeln
Des Paradieses. Ach, jungfräulich Hoffen
Und süße Sehnsucht macht das Herz des Jünglings
50 Im Busen klopfen, und der arme Mensch
Schickt sich zur Arbeit dieses Lebens, wie
Zu Tanz und Spiel. Doch kaum, o Liebe, war
Ich deiner inne worden, als das Schicksal

Mein Leben schon zerbrach, und diesen Augen
55 Nichts mehr geziemt', als für und für zu weinen.
Zuweilen nur, wenn auf den Frühlingsfluren,
Beim stillen Frühroth, oder wenn im Glanz
Der Sonne Dächer, Au'n und Hügel schimmern,
Ich eines holden Mädchens Antlitz schaue,
60 Oder so oft ich in der milden Ruhe
Der Sommernacht den Schritt, der ziellos schweift,
Anhaltend vor des Dorfes kleinen Hütten
Das öde Land betrachte, und ein Mädchen,
Das noch die Nacht zu ihrer Arbeit nützt,
65 Mit heller Stimme im verlassnen Zimmer
Zu singen anhebt: plötzlich klopft mir stürmisch
Dies schon versteinte Herz; doch ach, wie bald
Sinkt es zurück in seine eh'rne Dumpfheit,
Denn allem Süßen fremd ward diese Brust.

70 O holder Mond, bei dessen sanftem Strahl
Im Wald die Hasen tanzen, — und der Jäger
Schilt dann des Morgens, wenn er alle Fährten
Verwirrt und trüglich findet und die Spur
Vom Nest des Wildes ablenkt, — sei gegrüßt,
75 Du güt'ge Herrscherin der Nacht! Es gleitet
Verhaßt dein Strahl durch Wald und Klippen oder
In öde Trümmer auf den Dolch herab
Des bleichen Räubers, der gespannten Ohrs
Auf das Geräusch der Räder und der Rosse
80 Von ferne lauert, oder auf den Fußtritt
Im stillen Hohlweg; plötzlich mit dem Klirren
Der Waffen und dem rauhen Ruf der Stimme
Und der geschwärzten Larve macht zu Eis er
Des Wandrers Herz erstarren, den er blutend
85 Und nackt im Dickicht läßt. Verhaßt begegnet
Dein weißes Licht dort in der Städte Gassen

Dem feigen Buhler, der entlang den Mauern
Der Häuser schleicht und im verstohlnen Schatten
Sich hält und plötzlich stehen bleibt, erschreckt
90 Vom Strahle der Laternen und der offnen
Balcone. Arger Menschenbrut verhaßt,
Wird mir dein Anblick immer lieblich sein
In diesen Fluren, wo du Andres nicht
Als heitre Hügel, weitgedehnte Felder
95 Dem Auge zeigst. Und dennoch pflegt' ich einst,
Obwohl ich schuldlos lebte, deinen zarten
Strahl zu verwünschen an bewohnten Stätten,
Wenn er dem Blick der Menschen mich verrieth,
Menschliche Formen meinem Aug' enthüllte.
100 Nun will ich stets dich preisen, mag ich durch
Gewölk dich schwimmen sehen, oder heiter
Als Königin des hohen Aetherraumes
Zum Thränenthal der Menschen niederblicken.
Mich wirst du oft noch schauen, stumm und einsam
105 Durch Wälder irrend und durch grüne Ufer,
Oder im Grase sitzend, hochzufrieden,
Wenn Kraft und Athem nur zum Seufzen bleibt!

XVII.
Consalvo.
(1836.)

Dem Ziele seines Erdenlebens nah
Lag nun Consalvo, und der alte Hader
Mit seinem Schicksal war gestillt; denn mitten
Im fünften Lustrum hing schon das ersehnte
5 Vergessen ihm zu Häupten. Wie seit lange,
So lag er auch an seinem Todestage,
Verlassen von den liebsten Freunden allen.

Bleibt in der Welt kein Freund doch auf die Länge
Dem Menschen treu, der sich der Welt verschließt.
10 Doch bei ihm war, von Mitgefühl bewegt,
Den Armen, einsam Scheidenden zu trösten,
Die immer und allein sein Herz erfüllte,
Elvira, allverehrt um ihre Schönheit,
Wohl ihrer Macht bewußt, wohl wissend, daß
15 Ein heitrer Blick von ihr, Ein süßes Wort,
Ihr tausend Mal und tausend nachgesprochen
In treuester Erinnrung, Trost und Nahrung
Ihm war in hoffnungsloser Liebesqual,
Obwohl sie selbst noch nie ein Wort der Liebe
20 Von ihm vernommen. Sein Gemüth beherrschte,
Noch allgewalt'ger als die tiefe Sehnsucht,
Geheime Scheu. So sehr zum Kind und Sklaven
Macht' ihn das Uebermaß der Leidenschaft.

Doch endlich lös'te seiner Zunge Fessel
25 Der Tod; denn als er fühlt' an sichern Zeichen,
Daß seines Scheidens Tag gekommen sei,
Und sie hinweggehn wollte, fasst' er sie
An ihrer weißen Hand mit leisem Druck
Und sprach: Du gehst; die Stunde treibt dich fort.
30 Lebwohl, Elvira! Heut wohl seh' ich dich
Zum letzten Mal. Nun denn ade! Ich sage
Dir Dank für deine Sorg' und Müh', so innig
Es nur mein Mund vermag. Ein Höh'rer wird sie
Dir lohnen, wenn der Himmel Gutthat lohnt. —
35 Bleich ward die Schöne, und den Busen hob ihr
Ein schwerer Seufzer; denn dem Menschen, wär' er
Auch nur ein Fremder, schnürt doch stets ein Schmerz
Die Brust zusammen, wenn ein Scheidender
Für immer Abschied nimmt. Und widersprechen,
40 Verhehlen wollte sie das Nahn des Schicksals

Dem Sterbenden. Doch er kam ihrer Rede
Zuvor und sagte: Lang ersehnt, du weißt es,
Und heiß herbeigewünscht, doch nicht gefürchtet
Kommt über mich der Tod, und dieser Tag
45 Des Scheidens dünkt mich froh. Wohl wird mir's schwer,
Für immer dich zu lassen. Ach, für immer
Scheid' ich von dir! Das Herz zerschneidet mir
Dies Wort! Dies Auge soll ich nimmer sehn,
Noch deine Stimme hören! Sag, bevor du
50 Auf ewig von mir gehst, Elvira, willst du
Nicht einen Kuß mir gönnen? Einen Kuß nur
In meinem ganzen Leben? Sterbenden
Versagt man keine Bitte. Auch nicht prahlen
Kann ich mit dieser Gunst, ich Halberloschner,
55 Dem bald, noch heute, fremde Hand die Lippen
Auf ewig schließen wird. — Nach diesem Wort
Drückt' er erseufzend seine kalten Lippen
Inbrünstig auf der Heißgeliebten Hand.

Unschlüssig, in nachdenklicher Geberde
60 Stand erst die Wunderschöne, heftete
Den Blick, von tausend Reizen sprühend, fest
Auf den des Unglücklichen, drinnen noch
Die letzte Thräne glänzte. Und sie bracht' es
Nicht übers Herz, die Bitte zu versagen,
65 Sein traurig Scheiden zu verbittern. Mitleid
Mit seiner Glut, um die sie wußte, zwang sie.
Und jenes Himmelsantlitz, jenen Mund,
Nach dem er heiß geschmachtet, der seit Jahren
All seinen Träumen sehnlich vorgeschwebt,
70 Sanft nähert' sie dem leidenvollen Antlitz,
Das schon erblichen war von Todeswehen,
Und drückte Kuß um Kuß, ganz holde Güte
Und hohes Mitleid, auf die bangen Lippen
Des Liebenden, der vor Entzücken bebte.

75 Wie war dir da? In welchem Licht erschien
Nun Leben, Tod und Unglück deinen Augen,
Consalvo, kurz vorm Scheiden? Jene Hand
Der Theuren, die er noch in seiner hielt,
Legt' er aufs Herz, drin schon die letzten Schläge
80 Des Todes und der Liebe zitterten,
Und seufzt': Elvira, o Elvira, bin ich
Noch auf der Erde? Waren diese Lippen
Denn deine Lippen? Drück' ich deine Hand?
Ach, ein Gesicht des Jenseits scheint es mir,
85 Ein wesenloser Traum! Wie viel, Elvira,
Wie viel dank' ich dem Tode! Nie zuvor
War meine Liebe dir verborgen, dir nicht
Und keinem Andern; wahre Liebe bleibt
Auf Erden nicht verborgen. Sprach sie doch
90 Dir klar genug in Blicken und Geberden
Und Mienen; ach, in Worten nie. Und jetzt noch
Wär' stumm geblieben dies unendliche
Gefühl, das mich beherrscht, hätt' es der Tod,
Nicht kühn gemacht. Nun sterb' ich ausgesöhnt
95 Mit meinem Schicksal und beklag' es nimmer,
Daß ich das Licht sah. Nicht vergebens lebt' ich,
Da mir's gegönnt ward, diesen Mund an meinem
Zu fühlen. Nein, vielmehr beseligt dünkt mir
Mein Loos. Zwei holde Güter birgt die Welt:
100 Liebe und Tod. Dem einen führt der Himmel
Im Jugendflor mich zu; vom Andern ward mir
Genug des Glücks zu Theil. Ach, hättst du Einmal,
Ein einzig Mal dies lange Sehnen mir
Beschwichtigt und gestillt, die Erde wäre
105 Hinfort für immer den bekehrten Augen
Ein Paradies erschienen. Selbst das Alter,
Das tiefverhasste Greisenalter hätt' ich
Gelassnen Muths ertragen; aufrecht hätte

Mich stets erhalten eines einzigen
110 Moments Erinnrung, der Gedank': ich war
Beglückt vor allen Glücklichen. Doch ach,
So hohe Wonne gönnt der Himmel nicht
Dem irdischen Geschöpf. So überschwänglich
Liebt nicht, wer glücklich liebt. Und gerne drum
115 Hätt' ich mich Henkern überliefert, wäre
Zu Geißelung und Rad und glüh'ndem Eisen
Geeilt aus deinen Armen und hernach
Furchtlos hinabgetaucht in ew'ge Qual.

Elvira, o Elvira, selig Der,
120 Sel'ger als alle Götter, dem in Liebe
Du je zulächelst! Selig ihm zunächst,
Wer dir sein Blut und Leben opfern kann.
Es darf, es darf der Mensch — nicht ist's ein Traum,
Wie lang ich wähnte, — schon auf Erden darf
125 Er Glück genießen! Jenen Tag erfuhr ich's,
Da ich dein Antlitz sah. Wohl sollte dies
Mir tödtlich werden. Dennoch hab' ich nie
Mit klaren Sinnen, nie in so viel Aengsten
Verwünschen können jenen Unheilstag!

130 Du lebe glücklich nun, Geliebte, schmücke
Die Welt mit deinem Antlitz. Keiner wird
Dich lieben, so wie ich dich liebte. Nie
Kehrt solche Liebe wieder. Ach, wie schmerzlich
Hat in den langen Jahren dich der arme
135 Consalvo hergewünscht, erseufzt, ersehnt!
Wie pflegt' ich bei Elvira's Namen zitternd,
Die Brust von Frost durchschauert, zu erblassen,
Wenn deine Schwelle gramvoll ich betrat,
Bei deiner Engelsstimme, bei dem Anblick
140 Der weißen Stirn, der ich vorm Tod nicht bebe!
Doch nun versagt der Athem und das Leben

Dem Laut der Liebe. Meine Zeit ist um;
Nicht soll ich dieses Tags mich mehr erinnern.
Fahrwohl, Elvira! Mit dem Lebensfunken
145 Trennt dein geliebtes Bild sich endlich nun
Von meinem Herzen. Lebewohl! Und zürnst du
Nicht dieser Liebe, sende morgen, wenn
Es Nacht wird, einen Seufzer meiner Bahre!

Er schwieg. Nicht lange mehr, und mit der Stimme
150 Schwand sein Bewußtsein; noch vor Abend war
Sein erster Glückstag seinem Blick entschwunden.

XVIII.

An die Geliebte.

(1824.)

Du Holde, die mein Sehnen
Von fern erregt mit tiefverhüllten Zügen,
Mich läßt im Traum nur wähnen,
Ihr himmlisch Bild zu schauen,
5 Und wenn am schönen Tag
In Wonne lachend die Gefilde liegen:
Sag, lebtest du dein Leben
Schon in der goldnen Zeit, der unschuldsvollen,
Um heut uns zu umschweben
10 Als Schatten? Oder hat ein neidisch Walten
Des Schicksals dich der Zukunft vorbehalten?

Die Hoffnung ist geschwunden,
Dich je zu schau'n im Leben;
Erst dann vielleicht, wenn hüllenlos mein Geist
15 Nach fremden Stätten einsam wird entschweben
Auf neuem Pfad. Schon einst im Morgengrauen
Des Erdentags mit ungewissem Scheine
Glaubt' ich, auf dieser rauhen Erde sei'st

Auch du bestimmt zur Pilgerschaft. Doch fand ich
20 Nichts Irdisches dir ähnlich. Wenn auch Eine
Dir glich' an Zügen, an Geberd' und Rede, —
An Reiz und Anmuth überträffst du Jede.

Wenn unter all den Leiden,
Die Sterblichen verhängt sind vom Geschick,
25 Leibhaft und so wie dich mein Geist geträumt
Dich Einer liebt' auf Erden, — dieses Leben
Wär' ihm ein sel'ges Glück;
Ich fühl' es tief: nach Ruhm und Tugend streben
Würd' ich aufs Neue, wie in junger Zeit,
30 Um deiner Liebe willen. Jetzt gewährt
Der Himmel keine Lindrung meinem Leid.
Mit dir vereinigt wäre schon hienieden
Ein göttergleiches Dasein mir beschieden.

In Thälern, wo das Lied
35 Des fleiß'gen Landmanns hinterm Pflug ertönt,
Sitz' ich versenkt in Sehnen
Nach meinem Jugendtraum, der nun entflieht.
Und fließen auf den Hügeln meine Thränen,
Weil meinen Tagen jede Sehnsucht, jede
40 Hoffnung entschwand, — auf einmal, denk' ich dein,
Pocht neuerweckt mein Herz. O könnt' ich nur
In dieser düstern Zeit voll Schmach und Pein
Dein hohes Bild bewahren, das so mild,
Obwohl ihm Leben fehlt, die Seele stillt!

45 Bist du vielleicht der ew'gen
Ideen eine, der die ew'ge Weisheit
Ein sinnliches Gewand nicht wollte geben,
Nicht sie in schwacher Hülle
Verstoßen in dies todgeweihte Leben?
50 Wie, oder ward zum Wohnort dir ersehen
Ein neu Gestirn aus aller Welten Fülle,

Wo schöner als die Sonne dich umstrahlt
Der nächste Stern und mildre Lüfte wehen?
So nimm aus dieser Welt, so leidgetrübt,
55 Das Lied des Unbekannten, der dich liebt!

XIX.
An den Grafen Carlo Pepoli.
(1826.)

Den schweren, unruhvollen Schlummer, den
Wir Leben nennen, wie erträgst du ihn,
Mein Pepoli? An welchen Hoffnungen
Stärkst du dein Herz? Was für Gedanken, welche
5 Geschäfte, heiter oder lästig, füllen
Die Muße, die, ein mühevolles Erbtheil,
Du von den Ahnen überkamst? Das Leben
In jedem ird'schen Stand ist immer müssig,
Wenn alles Thun und Schaffen, das nicht strebt
10 Nach würd'gen Zielen oder nie den Zweck
Erreichen kann, für mehr nicht gelten mag
Als eitel Müssiggang. Der fleiß'ge Haufe,
Den hinterm Pflug, im Garten, bei den Heerden
Das stille Frühroth wie der Abend trifft,
15 Wenn du ihn müssig nennst, da er sein Leben
Nur fristet, um zu leben, und dem Menschen
Das Leben an sich selber werthlos ist,
So sprichst du recht und wahr. Die Tag' und Nächte
Verdehnt der Schiffer müssig. Müssiggang
20 Ist all das Schweißvergießen in der Werkstatt,
Des Kriegers kühner Wacht- und Waffendienst,
Und müssig lebt der geiz'ge Handelsmann.
Denn jenes holde Glück, nach dem allein
Sich sehnt und strebt die sterbliche Natur,
25 Niemand erwirbt es, weder sich noch Andern,

Durch Sorg' und Schweiß, durch Wachen und Gefahr.
Doch für die herbe Sehnsucht, die so rastlos
Vom Anbeginn der Welt die Sterblichen
Nach Glück begehren heißt und stets umsonst,
30 Schuf die Natur als lindernde Arznei
Im Elend dieses Lebens mannichfache
Nothdurft, die ohne Müh' und Denken nicht
Befriedigt werden mag, auf daß der Tag,
Kann er nicht fröhlich sein, doch ausgefüllt sei
35 Dem menschlichen Geschlecht und, so gestört
Und irrgeleitet, jene Sehnsucht minder
Das Herz bestürme. Sehen wir doch auch
Die unermeßne Thierwelt, der, gleichwie
Uns selbst, allein und stets getäuscht die Sehnsucht,
40 Glücklich zu sein, im Innern lebt, auf das
Bedacht, was noth zum Leben, minder traurig
Als wir und leichter ihre Zeit verbringen
Und nicht der Stunden trägen Schritt verklagen.
Doch uns, die Andern wir die Sorge lassen
45 Für unsre Lebensnothdurft, uns bedrückt
Nur eine schlimmre Noth, die außer uns
Kein Andrer lindern kann, die wir nicht mühlos
Und leicht befried'gen: die Nothwendigkeit,
Das Leben hinzubringen, eine harte,
50 Eh'rne Nothwendigkeit, von der nicht Schätze,
Noch reiche Heerden oder fette Fluren,
Nicht Prunk des Hofes noch ein Purpurmantel
Den Menschen je befrei'n. Und wenn, im Grimm
Auf unser ödes Leben und das Licht
55 Des Himmels hassend, wir die Mörderhand,
Dem zögernden Geschick zuvorzukommen,
Nicht an uns selber legen, suchen wir,
Das Nagen jener unheilbaren Sehnsucht
Nach Glück zu stillen, tausend Arzenei'n,

60 Ohnmächtig all', ein trauriger Ersatz
Für jene eine, die Natur uns bietet.

Bald füllt die Pflege von Gewand und Haar
Und Gang und Haltung und die eitle Sorge
Für Pferd' und Wagen, Lust an vollen Sälen,
65 Lärmvollen Plätzen oder schönen Gärten,
Bald füllen Spieltisch, Gasterei'n und Tänze
Dem Vielbeneideten die Tag' und Nächte.
Stets lächelt seine Lippe, doch im Busen,
Ach, in der tiefsten Seele fest und starr
70 Gleich einer diamantnen Säule sitzt
Die ew'ge Langeweile, gegen die
Der Jugend Zauber nichts vermag und nichts
Die süße Plauderkunst von Rosenlippen
Und nichts der Blick, der zärtlich bebende,
75 Aus schwarzen Augen, jener süße Blick,
Das himmelswürdigste der Erdengüter.

Ein Andrer, gleich als könn' er so entfliehn
Dem herben Menschenloos, wenn Land und Luft
Er ewig wechselt, irrt durch Berg' und Meere,
80 Durchstreift den ganzen Erdkreis; jede Grenze
Des Raums, die uns Natur im endlos weiten
Gefild des Alls eröffnet, mißt er aus
In stetem Wandern. Ach, am hohen Bord
Des Schiffes reis't die schwarze Sorge mit!
85 In jedem Luftstrich, jedem Land umsonst
Ruft er nach Glück; rings lebt und herrscht die Trauer.

Ein Andrer wählt die rauhen Werke sich
Des Kriegs zur Kurzweil, taucht in Bruderblut
Die Hand zum Zeitvertreib; ein Andrer weidet
90 Sich an des Nächsten Unglück, denkt, es werd'
Ihm frommen, wenn er Andre elend macht,
Und wendet seine Zeit auf Unheilstiften.

Und während Der sich müht um Tugend, Künste
Und Wissenschaft, ist Jener nur bedacht,
95 Sein eignes oder fremdes Volk zu knechten,
Stört ferne Länder aus der alten Ruhe
Und füllt mit Handel, Krieg und schlauen Ränken
Die zugemessne Frist des Lebens aus.

Doch dich beherrschen sanftre Neigungen
100 Und süßre Sorgen in der Jugend Flor,
Dem holden Lenz des Lebens, jenem höchsten
Geschenk des Himmels, aber hart und bitter
Dem, der ein Vaterland entbehrt. Dich treibt
Die Lust an Liedern und im Wort zu schildern
105 Das Schöne, das so selten, karg und flüchtig
Der Welt erscheint und das uns, gütiger
Als Himmel und Natur, so unerschöpflich
Die holde Phantasie und eigner Wahn
Hell vor die Seele zaubern. Tausendmal
110 Glückselig, wer die leichtverwelkte Kraft
Der trauten Einbildung nicht schwinden fühlt,
Wie auch die Jahre fliehn; wem das Geschick
Des Herzens ew'ge Jugend gönnen will;
Wer in der Vollkraft wie in müder Zeit,
115 So wie er einst gepflegt in grüner Jugend,
Im Innern seiner Brust Natur verschönt,
Die Wüste wie den Tod belebt. Dir gönne
Der Himmel solches Glück. Der Funke, der
Dir heut den Busen wärmt, er lasse dich
120 Die Dichtkunst lieben noch als Greis. Doch ich —
Schon fühl' ich all den süßen Jugendwahn
Hinschwinden und vor meinem Blick erblassen
Die frohen Bilder, die ich ach, so sehr
Geliebt, an die ich bis zur letzten Stunde
125 In Sehnsucht und mit Thränen denken muß.

Und wenn nun dieser Busen ganz erstarrt
Und kalt geworden, nicht die heitre Stille,
Die einsam auf den sonnigen Feldern ruht,
Noch der Gesang der morgenfrohen Vögel
130 Im Frühling, nicht das stille Mondenlicht
Auf Höh'n und Tiefen unterm reinen Himmel
Mein Herz mehr rühren können, wenn mir stumm
Und leblos ward, was Schönes die Natur
Und Kunst mir zeigen, jedes Hochgefühl
135 Und jede zarte Regung fern und fremd:
Dann will ich, bettelnd um den letzten Trost,
Zu andrem, minder frohem Thun mich wenden,
Des eh'rnen Lebens undankbaren Rest
Nur ihm noch weih'n. Erforschen will ich dann
140 Die herbe Wahrheit: was die blinden Loose
Der sterblichen und ew'gen Dinge meinen,
Wozu die Menschheit, so mit Qual beladen,
Erschaffen ward; zu welchem letzten Ziel
Natur sie treibt und Schicksal; wen doch nur
145 All unser Leiden freu'n und fördern mag;
Wohin, nach welcher Ordnung und Gesetz
Dies räthselhafte Weltall kreis't, das höchlich
Die Weisen rühmen, ich nur kalt bestaune.

In solchem Grübeln werd' ich meine Muße
150 Verbringen. Denn erkannte Wahrheit, ob sie
Auch trostlos sei, hat ihren Reiz. Und sind
Dann meine Worte, Wahrheit kündend, nicht
Der Welt willkommen oder unverständlich,
Mich kränkt es nicht, da längst die alte schöne
155 Begier nach Ruhm mir wird erloschen sein:
Ruhm — jener Götze, der nicht nur ein Wahn,
Nein, blinder auch als Schicksal ist und Liebe.

XX.

Die Auferstehung.

(1831.)

Vorbei für immer wähnt' ich schon
In meiner Jugend Blüte,
Die einst die Brust durchglühte,
Ach, all die süße Qual;

5 Die süße Qual, der zärtlichen
Gefühle tiefes Beben,
Was irgend nur das Leben
Uns lieblich macht zumal.

Wie streut' ich meine Klagen da
10 Und Thränen in die Winde,
Als unter Eisesrinde
Erstorben schien das Leid!

Das Klopfen schwieg, das stürmische,
Der Liebe Glut verglommen,
15 Das Herz starr und beklommen
Kein Seufzer mehr befreit!

Da weint' ich, daß so freudenlos
Mein Leben schwinden werde,
Daß rings um mich die Erde
20 Versteint im ew'gem Frost.

Der Tag verödet, öder noch
Der Nächte stummes Dunkel;
Nicht Mond, noch Sterngefunkel
Gab meinen Augen Trost.

25 Doch jener Thränen Quelle war
Die alte Liebeswunde;
Tief in des Busens Grunde
Fortlebte noch das Herz.

Noch sehnt' es nach den Bildern sich,
30 Daran sich's einst entzückte.
Der Gram, der mich bedrückte,
War immer noch ein Schmerz.

Doch bald erlöschen fühlt' ich auch
Des Schmerzes letzten Funken,
35 Die Kraft in mir versunken,
Zu klagen meine Noth.

Da lag ich; fühllos, sinnberaubt,
Nach keinem Trost verlangt' ich;
In tiefer Ohnmacht bangt' ich,
40 Von Herzen stumm und todt.

War ich denn ach, Derselbe noch,
Der solche Glut vorzeiten,
So trunkne Seligkeiten
Genährt in seiner Brust?

45 Die Schwalbe, die so frühe schon
Am Fenstersims verborgen
Zujubelte dem Morgen,
Nicht hört' ich sie mit Lust.

Und nicht wie sonst zur Herbsteszeit
50 Im stillen Landhaus freute
Mich abendlich Geläute,
Der Sonne Niedergang.

Mich grüßt' umsonst der Abendstern
Hoch überm dunklen Hage,
55 Umsonst mit süßer Klage
Der Nachtigall Gesang.

Und ihr, verstohlne, zärtliche
Glutblicke schöner Augen,
Daraus Verliebte saugen
60 Den seligsten Gewinn,

Du weiche Hand, der meinen doch
So traulich hingegeben,
Nicht konntet ihr beleben
Den dumpferstorbnen Sinn.

65 Verarmt an allem Lieblichen,
Trüb war ich, doch gelassen,
Doch frei von Lieb' und Hassen
Und heitern Angesichts.

Wohl hätt' ich gern herbeigesehnt
70 Des Todes tiefern Frieden,
Doch in der Brust, der müden,
Hofft' und ersehnt' ich Nichts.

Wie eines welken Greisenthums
Armselig nackte Reste
75 Hab' ich die Zeit der Feste,
Den Lebenslenz verbracht.

So, thöricht Herz, versäumtest du
Unnennbar schöne Stunden,
Wo, nur zu bald entschwunden,
80 Uns helle Jugend lacht.

Wer weckt mich aus der Ruhe nun,
Die lähmend mich bedrückte?
Welch neue Kraft durchzückte
Auf einmal mich mit Lust?

85 Ihr Träume, sanfte Regungen,
Herzpochen, trüglich Hoffen,
Steht wirklich euch noch offen
Die lang erstorbne Brust?

Seid ihr's in Wahrheit, einziges
90 Licht in der Welt Gewühle,
Ihr sehnlichen Gefühle,
Die ich so früh verlor?

Wohin der Blick nun schweifen mag,
Rings in der Fern' und Nähe,
95 Dringt ein geheimes Wehe,
Ein Wonneglück hervor.

Mit mir aufs Neu' beleben sich
Gestade, Wälder, Höhen;
Ich kann den Quell verstehen,
100 Es spricht zu mir das Meer.

Wer giebt nach Schmerzvergessenheit
Die Thränen mir zurücke?
Wie scheint die Welt dem Blicke
Verwandelt mehr und mehr!

105 Hat, armes Herz, die Hoffnung gar
Ein Lächeln dir gespendet?
Ach, ewig abgewendet
Wird ihre Huld dir sein!

Mir gab Natur zum Erbe nur
110 Den süßen Trug der Jugend;
Die angeborne Tugend
Erlag der langen Pein.

Doch nur betäubt, nicht ausgelöscht
Vom schweren Leidgeschicke,
115 Sah sie mit festem Blicke
Der Wahrheit ins Gesicht;

Vor deren Blick — ich weiß es ja! —
Die holden Träume schwinden.
Wie wir in Qual uns winden,
120 Natur erbarmt sich nicht.

Nie unsres Wohles eingedenk,
Des Seins nur mag sie walten;
Dem Schmerz uns zu erhalten,
Ist einzig sie bemüht.

125 Ich weiß, es hat bei Menschen auch
Das Mitleid keine Stätte,
Da höhnend um die Wette
Die Welt den Armen flieht;

Weiß, daß die Zeit, die klägliche,
130 Nichts fragt nach edlen Geistern
Und würd'ger Forschung Meistern
Sogar den Ruhm verwehrt.

Und ihr, ihr himmlisch leuchtenden
Augen voll scheuen Lebens,
135 Ich weiß, ihr glänzt vergebens,
Von Liebe nie verklärt.

Nie blitzt in euch verstohlenes
Gefühl von Wonne trunken,
Nie glimmt ein holder Funken
140 In dieses Busens Schnee.

Ach, einzig zum Gespötte nur
Dient euch ein treues Herze;
Mit übermüth'gem Scherze
Belohnt ihr Liebesweh.

145 Und doch, aufs Neu' ergeb' ich mich
Dem alten Trug mit Willen.
Es staunt das Herz im Stillen,
Wie laut es pocht in mir.

Dir, o mein Herz, verdank' ich ja
150 Dies letzte Lebensregen,
Der schönen Flamme Segen
Und jeden Trost nur dir.

Ich fühl's, daß diesem adligen,
Reinen Gemüth auf immer
155 Gebricht des Glückes Schimmer,
Schönheit, Natur und Welt.

Doch wenn du lebst, Unseliges,
Unbeugsam dem Geschicke,
Will ich nicht zeihn der Tücke
160 Die Macht, die mich erhält.

XXI.

An Silvia.

(1831.)

Silvia, gedenkst du noch
An jene Zeit in deinem Erdenleben,
Als dir von Schönheit glänzte
Dein lachend Augenpaar in muntrer Helle
5 Und du betratst, froh und gedankenvoll,
Des Jungfraunalters Schwelle?

Von früh bis spät erklangen
Die stillen Zimmer und ringsum die Gassen
Von deinem hellen Singen,
10 Wenn bei der Arbeit eifrig ohne Säumen
Du saßest und in Träumen
Von schöner Zukunft fröhlich war dein Sinn.
Süß duftete der Mai. So pflegtest du
Die Tage zu verbringen.

15 Dann meinen theuren Büchern
Abtrünnig und den mühevollen Heften,
An die ich früh gewendet
Den besten Theil von meinen Jugendkräften,
Wie manchmal von des Vaterhauses Söller
20 Lauscht' ich auf deine Stimme unverwandt
Und spähte nach der Hand,
Die flink das Linnen hin und her durchlief.
Wie still die Luft sich kühlte!

Wie golden Weg' und Gärten,
25 Und hier das ferne Meer und dort die Berge!
Kein Menschenmund spricht aus,
Was ich im Busen fühlte! —

Wie liebliche Gedanken,
O meine Silvia, welch ein hoffend Streben!
30 Wie schien das Menschenleben
Uns damals wundersam!
Bedenk' ich, wie viel Täuschungen verglommen,
Fühl' ich mein Herz beklommen
Von trostlos bittrem Gram,
35 Und all mein Elend däucht mir schwerer nur.
Warum, warum, Natur,
Hältst du nicht Wort, erfüllest,
Was du versprachst, und trügst die eignen Kinder,
Die du mit Wahn umhüllest?

40 Du, eh' im Winter noch die Flur erstarrt,
Von tückisch leisem Siechthum hingerafft
Vergingst, du Zärtliche, und schautest nicht
Die Blüte deiner Jahre
Und durftest nicht erst fühlen,
45 Wie süß das Lob auf deine schwarzen Locken,
Auf deine feurigscheuen Liebesblicke;
Nicht plauderten mit dir von holdem Glücke
Am Festtag die Gespielen.

Auch mir verging — wie bald! —
50 Mein liebstes Hoffen, meinen Jahren auch
Versagten die Geschicke
Den Jugendglanz. Wie bist du
Entschwebt, gleich einem Hauch,
Holde Gefährtin meiner Knabenzeit,
55 Hoffnung, du vielbeweinte!

Das also ist die Welt,
Die Freuden, Thaten, Lieb' und bunten Fährden,
Die Jeder fröhlich zu erleben meinte?
Dies das Geschick der Sterblichen auf Erden?
60 Beim Nah'n der Wahrheit sankst du
Dahin, du Aermste; und von ferne nur
Wies deine Hand den kalten Tod mir und
Ein Grab auf öder Flur.

XXII.

Erinnerungen.

(1831.)

Ihr schönen Siebensterne, nimmer glaubt' ich,
Daß ich euch wieder so begrüßen würde,
Hoch über meines Vaters Garten funkelnd,
Und Zwiesprach mit euch halten aus den Fenstern
5 Des Hauses, drin ich schon als Kind gewohnt
Und meiner Freuden frühes Ende sah.
Wie viele Bilder einst, wie viele Märchen
Schuf mir im stillen Innern euer Anblick
Und eurer leuchtenden Gefährten, damals,
10 Als wortlos ich auf grüner Scholle sitzend
Die halben Nächte zu verbringen pflegte
Gen Himmel blickend und dem fernen Ruf
Der Frösche lauschend draußen in der Ebne.
Und an den Hecken, auf den Fluren hin
15 Schweifte der Glühwurm, säuselten im Nachtwind
Die duft'gen Laubengäng' und die Cypressen
Im Walde dort, und aus dem Vaterhaus
Erklangen Wechselreden und der Diener
Gelassnes Treiben. Wie unendliche
20 Gedanken, wie viel süße Träume hauchte

Das ferne Meer mir zu, die blauen Berge,
Die hier mein Blick erreicht und die ich einst
Zu überschreiten hoffte, neue Welten,
Ein neues Glück verheißend meinem Dasein.
25 Nicht kannt' ich mein Geschick und wußte nicht,
Wie oft ich dies mein leidvoll ödes Leben
Gern würde tauschen mögen mit dem Tod!

Weissagte doch mein Herz mir nicht, ich sei
Verdammt, die grüne Jugend hinzuzehren
30 Hier in der wilden Heimath, unter Menschen,
Die roh und niedrig, denen Wissenschaft
Und Weisheit fremde Namen, oft ein Anlaß
Zu Spott und Lachen, die mich fliehn und hassen.
Doch nicht aus Neid, da sie nicht höher mich
35 Erachten, als sich selbst: nur weil sie meinen,
Ich dünk' es selbst mir insgeheim, obwohl ich
Nach außen mir's vor Niemand merken ließ'.
Hier bring' ich meine Jahre hin, verlassen,
Verborgen, fern von Lieb' und Leben, muß
40 Im Schwarm Mißwollender zuletzt verhärten,
Mich aller Mild' und Tugenden entwöhnen
Und zum Verächter noch der Menschen werden
Durch diese Horde! Und indeß enteilt
Die theure Jugendzeit, die theurer ist,
45 Als Ruhm und Lorbeer, theurer als das Licht
Des Tages und des Athems Hauch; so nutzlos,
Ohn' irgend eine Lust verlier' ich dich
An diesem Ort unmenschlich öder Qual,
O du, des dürren Lebens einz'ge Blüte!

50 Der Wind trägt mir den Klang der Stunde zu
Vom Glockenthurm des Städtchens. Wohl gedenk' ich,
Wie dieser Klang mir Trost war in den Nächten,
Wenn ich als Knab' in meinem dunklen Zimmer,

Umlagert rings von Schrecken, wachend lag
55 Und nach dem Morgen seufzte. Alles rings,
Was ich nur seh' und höre, bringt ein Bild mir
Zurück und weckt ein süß Erinnern auf,
Süß in sich selbst; doch mischt sich schmerzlich ein
Der Gegenwart Gefühl, vergebne Sehnsucht
60 Nach alter Zeit und der Gedank': ich war! —
Dort der Altan, der nach den letzten Strahlen
Der Sonne blickt, — hier die bemalten Wände,
Die Heerdenbilder und der Sonnenaufgang
Über dem öden Feld: in meiner Muße
65 Wie freuten sie mich tausendfach, da noch
Mein übermächt'ger Wahn mir schmeichelnd nah war,
Wo ich nur weilte. Diese alten Säle,
Wenn hell der Schnee hereinschien und der Wind
Um ihre weiten Fenster pfeifend schnob,
70 Erdröhnten vom Gelächter und Gelärm
Des Knaben, zu der Zeit, da noch das herbe,
Arglist'ge Weltgeheimniß uns so süß
Entgegenblickt, da noch der Jüngling, wie
Ein unerfahrner Liebender, sein Leben
75 Gleich einer ersten Liebe hätscheln mag,
Von selbsterträumter Himmelsschöne trunken.

O all ihr Hoffnungen, du holder Trug
Der Jugendtage! Immer kehrt die Seele
Zu euch zurück. Denn wie die Zeit auch eilt,
80 Wie sich Gedanken und Gefühle wandeln,
Niemals vergeff' ich euch! Trugbilder, weiß ich,
Sind Ruhm und Ehre; Glück und Wonne nur
Ein eitler Wunsch; das unfruchtbare Leben
Ein nutzlos Elend. Dennoch, ob auch leer
85 All meine Jahre, dunkel und verödet
Mein sterblich Dasein, raubt das Glück — wohl seh' ich

Es ein — mir wenig nur. Doch ach, so oft ich
An euch, ihr Jugendhoffnungen, gedenke,
An das, was einst so hold mir vorgeschwebt,
90 Und dann mein jammervoll armselig Leben
Erwäg', und daß von so viel schöner Hoffnung
Der Tod allein mir heut noch übrig bleibt:
Krampft sich mein Herz zusammen, und mir ist,
Als gäb' es keinen Trost für solch ein Schicksal.
95 Und wenn nun dieser oft erflehte Tod
Mir nahetritt und ich am letzten Ziel
All meines Unglücks stehe, wenn die Erde
Ein fremdes Thal mir wird und meinem Blick
Die Zukunft schwindet: euer dann gewiß
100 Werd' ich gedenken, euer Bild wird mich
Den letzten Seufzer kosten, bitter mahnend,
Daß ich umsonst gelebt, und in die Süße
Des schicksalvollen Tags mir Wermuth träufeln.

O, schon im ersten stürmischen Jugenddrang
105 Der Freuden, Aengsten und Begierden rief ich
Den Tod so manches Mal und konnte lang'
Drauß an der Quelle sitzend drüber brüten,
Ob ich nicht besser thäte, Schmerz und Hoffnung
In ihrer Flut zu stillen. Dann, durch schleichend
110 Siechthum gerissen an den Rand des Grabes,
Weint' ich um meine schöne Jugend, um
Der armen Tage Flor, der schon so früh
Hinwelkt'; und manchen Abend, wenn ich traurig
Auf meinem Bette, dem vertrauten, saß
115 Und bei dem trüben Lämpchen dichtete,
Klagt' ich im Einklang mit der nächt'gen Stille
Um meinen flücht'gen Geist und sang mir selbst,
Als schwänd' ich scheidend hin, das Todtenlied! —

Wer kann an euch gedenken ohne Seufzen,

120 O erster Jugendaufgang, o ihr schönen,
Ihr unaussprechlich holden Tage, wenn
Dem sel'gen Sterblichen ein Mädchenlächeln
Zuerst entgegenglänzt! Rings in die Wette
Lacht ihn das Alles an; es schweigt der Neid,
125 Noch schlummernd, oder schonend; und die Welt —
O seltnes Wunder! — scheint dem Unerfahrnen
Die Hand zu seiner Hülfe darzubieten,
Entschuldigt sein Verirren, feiert Feste
Dem neuen Lebensantritt und empfängt ihn
130 Und schmeichelt täuschend ihm als ihrem Herrn.
Die flücht'gen Tage! Wie ein Wetterleuchten
Sind sie verweht. Und welcher Sterbliche
Weiß noch vom Unglück nichts, dem schon die holde
Jahrszeit entschwunden, seine gute Zeit,
135 Dem schon die Jugend, ach, die Jugend auslosch!

Und du, Nerina! Reden mir nicht auch
Von dir all diese Stätten? Wie? Du wärst
Mir aus dem Sinn geschwunden? Wohin gingst du,
Daß ich hier einzig nur dein Angedenken
140 Noch finde, Süßeste? Ach, deine Heimath
Erblickt dich nimmer; jenes Fenster dort,
Wo du mit mir geplaudert, drinnen jetzt
Sich nur so trüb der Strahl der Sterne spiegelt,
Ist leer. Wo bist du, daß ich deine Stimme
145 Nicht tönen höre, wie in jener Zeit,
Wo jeder ferne Laut von deinen Lippen,
Der zu mir drang, das Blut mir aus der Wange
Zum Herzen trieb? Vorbei! Vergangen ist
Dein Dasein, süßes Lieb; vergangen bist du.
150 Nun kommt's an Andre, durch die Welt zu wandeln
Und diese duft'gen Hügel zu bewohnen.
O, rasch vergingst du, und dein Leben war

Nur wie ein Traum! Als du dort tanztest; glänzte
Die Lust dir an der Stirn, glänzt' in den Augen
155 Die ahnungsvolle Zuversicht, das Licht
Der Jugend, — da verlöscht' es das Geschick,
Und stille lagst du. Ach, Nerina, immer
Herrscht noch in mir die alte Liebe. Oft
Bei Festen, in Gesellschaft sprech' ich heimlich
160 Zu mir: O nicht zu Tanz und Festen mehr,
Nerina, schmückst du und gesellst du dich! —
Und wenn der Mai kommt, grüne Zweig' und Lieder
Verliebte Knaben ihren Mädchen bringen,
Sag' ich: Nerina, nimmer kehrt für dich
165 Der Frühling wieder, nie die Liebe wieder!
An jedem heitern Tag, bei jeder Flur
Voll Blumen, jeder Freude, die ich fühle,
Sag' ich mir: Ach, Nerina freut sich nimmer,
Sieht Erd' und Himmel nicht! — Du gingst dahin,
170 Mein ew'ger Seufzer, gingst dahin! und mir
Bleibt treu gesellt bei allen lieblichen
Gefühlen, allem Süßen, Trüben, Theuren,
Was mich bewegt, ein herbes Angedenken!

XXIII.

Nachtgesang eines wandernden Hirten in Asien.

(1831.)

Was machst du, Mond, am Himmel? Sag, was
machst du,
Du ewig stiller Mond?
Am Abend erst erwachst du
Und wanderst durch die Oede, und dann ruhst du.
5 Bist du's nicht satt, von Neuen
Die immergleichen Pfade hinzugehen?
Entleidet dir's noch nicht, kann dich noch freuen,

Die Thäler hier zu sehen?
Wie ähnlich doch dem deinen
10 Ist eines Hirten Leben!
Früh muß er sich erheben,
Die Heerde treiben übers Feld und sieht
Heerden und Au'n und Quellen;
Dann ruht er müde bei des Abends Schimmer,
15 Und Andres hofft er nimmer.
Sag mir, o Mond: uns Andern
Was frommt uns dieses Leben
Und euer Leben euch? Sag, wohin zielt
Mein kurzes Schweifen hier
20 Und dein unsterblich Wandern?

Ein Greis, grau und gebrechlich,
Nur halb bekleidet, barfuß,
Den Rücken unter schwerer Last gebeugt,
Der über Berge keucht,
25 Durch Klüft' und Klippen, tiefen Sand und Hecken,
Im Sturm, im Ungewitter, wenn die Luft
Glüht oder eisig glastet, —
Er läuft und läuft und hastet,
Setzt über Ström' und Sümpfe,
30 Fällt hin, steht wieder auf, eilt mehr und mehr,
Zerfetzt, blutrünstig, bis er endlich anlangt,
Wohin der Weg und dessen
Vielfache Mühsal einzig hingelenkt,
Zum unermessnen Abgrund,
35 Und stürzt hinab, zu ewigem Vergessen.
O keuscher Mond, dies eben
Ist unser Menschenleben.

Schwer tritt ein Mensch ans Licht,
Und tödlich oft ist das Geborenwerden.
40 Von Leiden und Beschwerden

Wird er empfangen. Gleich zu Anbeginne
Mühn sich die Eltern beide,
Das Kind zu trösten, daß es nun soll leben,
Und wächs't es dann, so pflegen
45 Und hegen sie's und suchen, wie sie können,
Es leichter ihm zu machen,
Das Unglück, daß dem Leide
Der Mensch verfallen ist trotz seinem Streben.
Nichts Bessres weiß zu geben
50 Der Eltern Lieb' und Treu' uns Armen, Schwachen.
Allein warum entfachen
Den ersten Lebensfunken,
Wenn Trostes wir bedürfen, daß wir leben?
Warum, wenn Leben Pein,
55 Verdammt man uns zum Sein?
O reiner Mond, das eben
Ist unser Menschenleben.
Du aber bist nicht sterblich
Und wirst kaum Acht auf meine Klage geben.

60 Doch du, einsame, ew'ge Wandlerin,
Gedankenvolle, du vielleicht verstehst,
Was dieses Erdenleben,
Dies unser Leiden soll und unser Bangen,
Was unser Tod bedeute, dieses letzte
65 Erblassen unsrer Wangen,
Dies von der Erde Schwinden und Entschweben
Aus jedem Kreise, der uns traut umfangen.
Du sicherlich verstehst
All das Warum der Dinge, was der Morgen
70 Für Frucht bringt und der Tag
Und dieser stumm endlose Lauf der Zeit;
Du weißt, du sicher, welchem holden Lieb
Der Lenz zulächeln mag,

Wem gilt des Sommers Glut, und was bezwecken
75 Des Winters eis'ge Schrecken;
Du weißt ja tausend Dinge, deren Kunde
Dem schlichten Hirten tief verborgen blieb.
Oft wenn ich dich betrachte,
Wie stumm du dastehst überm öden Plan,
80 Deß ferner Umkreis an den Himmel grenzt,
Oder wie du mir folgst,
Wenn ich die Heerde treibe sacht voran
Und seh' die Stern' erglänzen dicht und dichter,
Frag' ich mich in Gedanken:
85 Wozu so viele Lichter?
Was soll das weite Luftmeer, jener tiefe
Endlose Aether? Was bedeutet diese
Gewalt'ge Einsamkeit? Und ich, was bin ich?
So grübl' ich bei mir selbst; und für dies Haus,
90 So grenzenlos und herrlich,
Für seine zahllos wimmelnden Bewohner,
Dann für so vieles Mühn, so vieles Regen
Der Wesen all', die Erd' und Himmel faßt,
Umkreisend ohne Rast,
95 Um doch zum Ausgang stets zurückzukehren,
Vermag ich weder Grund
Noch Zweck zu ahnen. Aber dir gewiß,
Göttliche Jungfrau, ist dies Alles kund.
Mir ist nur das bewußt,
100 Daß von dem ew'gen Kreisen
Und meinem schwachen Sein
Vielleicht ein Andrer Lust
Und Vortheil hat; mir ist das Leben Pein.

O meine Heerde dort, wie bist du glücklich,
105 Weil du dein Elend schwerlich wohl verstehst.
Wie muß ich dich beneiden,

Nicht bloß, weil von Beschwerden
Beinah befreit du gehst
Und aller Mühn und Fährden
110 Und jeder höchsten Angst so bald vergissest,
Nein, mehr noch, weil dich Langweil nie befällt.
Wenn du im Schatten lagerst, auf der Wiese,
Still und zufrieden bist du
Und bringst in solcher Art
115 Den langen Sommer ungelangweilt hin.
Und ich auch sitz' im Schatten hier im Feld,
Doch Ueberdruß befällt
Mein Herz, und stachelnd wühlt in mir ein Weh,
Daß ich, hier ruhend, ferner bin als je
120 Von Ruh' und Rast und Frieden.
Und dennoch wünsch' ich Nichts
Und hatte nie zum Weinen Grund bis heut.
Was dich ergötzt und freut,
Ich weiß es nicht; doch hast du dein Behagen.
125 Mir ist nicht Viel beschieden
An Glück; doch darum klag' ich nicht allein.
Nur, wenn du sprechen könntst, möcht' ich dich fragen,
Warum, o liebe Heerde,
In Muße jedes Thier
130 Sich fröhlich mag begnügen,
Und mir's zur Last wird, hier so still zu liegen?

Vielleicht, wenn ich mit Flügeln
Mich über Wolken schwingen
Und einzeln all die Sterne könnte zählen,
135 Oder dem Donner gleich auf Bergen schweifen,
Wär' ich beglückter, meine traute Heerde,
Wär' ich beglückter, heller Mond dort oben.
Doch irrt vielleicht der Sinn,
Der neidisch blickt nach andern Loosen hin.

140 Vielleicht in Wieg' und Hürde,
Und ob man niedrig sei, ob hoch erhoben,
Ist Allen gleich das Leben eine Bürde.

XXIV.

Die Ruhe nach dem Gewitter.

(1831.)

Das Wetter ist vergangen.
Die muntern Vögel fangen an zu singen,
Die Henne wagt mit Gackern
Sich auf die Straße wieder. Sieh, wie plötzlich
5 Im West am Berg der Himmel sich erhellt.
Nun lichtet sich das Feld,
Und aus dem Thale glänzt der Fluß herauf.
Ein jedes Herz wird froh; allüberall
Beginnt die Arbeit wieder
10 Und regt sich rüst'ger Schall.
Der Handwerksmann, sein Werkzeug in der Hand,
Tritt singend, nach dem feuchten Blau zu spähen,
Vor seines Hauses Schwelle;
Das Weiblein kommt heraus, in ihr Gefäß
15 Die Regenflut zu fassen.
Lautrufend durch die Gassen
Zieht mit Gemüsen wieder
Der Händler auf und nieder.
O sieh, da kommt die Sonne; wie verklärt
20 Sie Höh'n und Villen. Die Bewohner öffnen
Terrassen und Balcone. Horch, wie dort
Vom Fahrweg Schellenläuten aus der Ferne
Herübertönt. Des Reisenden Gefährt
Knarrt durch den Sand und setzt die Reise fort.

25 Aufathmet jede Brust.
Wann ist das Leben so

Wie jetzt uns süß und froh?
Wann mag mit solcher Lust
Man auf sein Tagwerk sinnen,
30 Das alte fördern, neues Thun beginnen?
Wann sind wir minder unsrer Noth gedenk?
O Lust, du Kind des Schmerzes!
O eitle Freude, Frucht nur
Vergangner Angst, die unser Herz durchbebt,
35 Daß vor dem Tod wir bangen,
Wie bitter auch das Leben,
Daß stumm die armen Thoren,
Mit todesbleichen Wangen
Voll Angstschweiß, in des Himmels
40 Gewitterstürme blicken,
Die wider sie verschworen!

O gütige Natur,
Das sind die hohen Freuden,
Die Gaben, die du liebreich
45 Den Menschen gönnst! Ihm soll es Wonne sein,
Wenn von ihm weicht das Leiden.
Freigebig theilst du Qualen aus. Der Schmerz
Entspringt von selber, und die karge Lust,
Die als ein mächtig Wunder hin und wieder
50 Dem Weh entblüht, ist schon ein Glück gewesen.
So lieb sind wir den Ew'gen! Glücks genug
Ein freier Athemzug
Nach langem Schmerz, und selig,
Wenn wir im Tod von allem Schmerz genesen.

XXV.

Der Sonnabend auf dem Dorfe.

(1831.)

Die junge Dirne kehrt, sobald die Sonne
Sich neigt, vom Feld nach Haus,
Ihr Bündel Gras zu Häupten, in der Hand
Von Rosen und Violen einen Strauß,
5 Und freut sich schon, daraus
Morgen am Sonntag wieder
Den Schmuck für Haar und Mieder zu gewinnen.
Mit ihren Nachbarinnen
Sitzt vor der Thür das Mütterchen und spinnt
10 Und schaut gen Abend, wo der Tag verglüht,
Und plaudert von den eignen jungen Tagen,
Wo sie am Feiertag sich auch geputzt hat
Und schlank noch und geschwind
Am Abend dann zu tanzen pflag mit Denen,
15 Die ihrer schönsten Zeit Gefährten waren.
Schon aus der Höhe sinkt
Tiefblaue Dämmrung, und die Schatten fallen
Von Dächern und von Hügeln,
Da silbern jetzt der neue Mond erblinkt.
20 Und nun beginnt die Glocke
Den Festtag einzuläuten,
Und bei dem Klange zieht es
Wie Trost in alle Seelen.
Die Knaben, die in Haufen
25 Dort auf dem Platze jauchzen
Und hier= und dorthin laufen,
Wie lachen sie und lärmen!
Indessen kehrt zu seinem dürft'gen Tisch
Der Pflüger pfeifend heim
30 Und denkt bei sich an seinen Ruhetag.

Dann, wenn erloschen jedes Licht ringsum
Und alles Andre stumm,
Hörst du den Hammer klopfen, hörst die Säge
Des Zimmermanns, der wacht
35 In der verschlossnen Werkstatt und beim Lämpchen
Sich sputet, daß die Arbeit
Noch fertig werde, eh' der Tag sich röthet.

Dies ist der liebste von den sieben Tagen,
Voll Hoffnung, voller Wonne.
40 Es bringt die neue Sonne
Trübsinn und Langweil; Jeder denkt im Stillen,
Daß wieder sich erneu'n die alten Plagen.

Du muntrer Knabe, dies
Dein Blütenalter gleicht
45 Solch einem heitren Tag, so klar und froh,
Und wenn er dann entfloh,
Hast deines Lebens Sonntag du erreicht.

Genieß ihn, Kind; gar süß ist diese Zeit,
Und Jeder lebt sie gerne.
50 Mehr will ich dir nicht sagen. Doch daß ferne
Dir noch dein Sonntag, sei es dir nicht leid!

XXVI.

Der herrschende Gedanke.

(1836.)

Du holdester von allen
Gewaltherrn, der mein Herz lenkt nach Gefallen,
Furchtbar Geschenk des Himmels,
Und doch mir ewig theuer,
5 Mein treuster Freund im Leide,
Gedanke, dran ich für und für mich weide:

Wer spricht von deines Wesens
Geheimniß nicht? Wer ward nicht schon bezwungen
Von deiner Macht? Doch immer,
10 So oft von Menschenzungen
Erklingt des eignen Fühlens Lust und Qual,
Scheint neu das Wort, als kläng's zum ersten Mal.

Wie ist doch meine Seele
Vereinsamt seit den Tagen,
15 Wo du darin die Wohnung aufgeschlagen!
Mit Blitzesschnelle fühlt' ich mir im Nu
Entschwinden die Gedanken,
Die andern allzumal. In ödem Felde
Ein Thurm, so ragtest du
20 Gigantisch einsam in des Busens Schranken.

Was galt hinfort mir, außer dir allein,
Dies ganze arme Leben,
Was aller irdische Tand in meinen Augen?
Welch schales Zeitvergeuden
25 Schien all dies Thun und Treiben!
Ach, nur um eitle Lust ein eitles Mühen,
Verglichen mit den Freuden,
Den himmlischen, die mir durch dich erblühen.

Wie von des Apennin
30 Unwirthlich nackten Wänden
Zur grünen Flur, die fern herüberlacht,
In Sehnsucht sich des Wandrers Blicke wenden,
So von dem unfruchtbaren
Und rauhen Weltverkehr — wie streb' ich gerne,
35 Als in ein Paradies, zu dir zurücke,
Daß deine Nähe jeden Sinn erquicke!

Ich kann es kaum verstehen,
Wie ich so lang dies Leben, diese Welt

Voll Unverstand und Plagen
40 Hab' ohne dich ertragen;
Begreifen kann ich's kaum,
Wie sich an andern Freuden,
Als du gewährst, sich Andre mögen weiden.

Nie bis zu jener Zeit,
45 Wo ich zuerst, was Leben heißt, erfahren,
Hat Todesfurcht die Seele mir bewegt.
Heut dünkt mich nur ein Spiel,
Was Thoren Angst erregt,
Ob sie es preisen auch mit Heuchelmunde:
50 Das Muß der letzten Stunde,
Und zeigt Gefahr sich, kann ich ohne Grauen
Mit Lächeln in ihr dräuend Antlitz schauen.
Verachtet hab' ich immer
Die feigen, ungroßmüth'gen,
55 Verworfnen Seelen; jetzt empört sofort
Mich jede schnöde That,
Und menschliche Gemeinheit
Reißt mein Gemüth alsbald zum Grimme fort.
Die Hoffahrt dieser Zeit,
60 Die sich mit leerem Hoffnungswahne nährt,
Zu schwatzen liebt und keine Tugend ehrt,
Nur Heil im Nutzen findet
Und thöricht nicht erkennt,
Wie nutzlos dann das ganze Leben schwindet,
65 Liegt unter mir. Des Urtheils
Der Menschen spott' ich, und die bunte Menge,
Die Hohes nicht genießen
Und dich verschmähen kann, tret' ich mit Füßen.

Wo ist die Leidenschaft,
70 Die sich nicht beugt der deinen?
Ja, welche sonst noch waltet

Und herrscht auf Erden außer jener einen?
Habsucht und Hoffahrt, Ehr- und Machtbegier
Und Zorn und Haß — mit ihr
75 Verglichen sind sie mehr nicht
Als dumpfe Triebe nur. Zur Leidenschaft
Wirst du allein; als Herrn,
Der unumschränkt gebiete,
Gab dich Natur dem menschlichen Gemüthe.

80 Ganz ohne Werth und Sinn wär' unser Leben,
Wenn du nicht wärest, unser Ein' und Alles,
Der einzig noch das Schicksal
Entschuldigt, daß es Menschen
Zur eitlen Noth verdammt des Erdenballes.
85 Um dich nur wird zuweilen
Die Lust zum Leben theilen mit den Thoren
Ein Mensch auch, der zur Freiheit ward geboren.

Wohl werth sind's deine Wonnen, süßester
Gedanke, froh ergeben
90 Dies leidenvolle Leben
Auf sich zu nehmen viele Jahre lang,
Und wohl zum andern Male,
So bitter auch ich die Erfahrung büßte,
Würd' ich die Bahn betreten wohlgemuth;
95 Denn trotz des Sandmeers und der Natternbrut
Schleppt' ich mich nie so müde
Durch dieses Lebens Wüste
Zu dir, daß nicht dies unser Leidgeschick
Mir reich vergütet schien durch solch ein Glück.

100 Welch eine Welt, welch neue
Unendlichkeit, o welch ein Paradies
Erschließt mir oft dein allgewalt'ger Zauber
In hohem Flug! Mir däucht
Zu wandeln unter einer neuen Sonne,

105 Wo all mein irdisch Fühlen,
Und was ich Wahrheit nannte, von mir weicht.
So müssen Götter träumen,
Sag' ich mir dann. Ach, bist du doch fürwahr,
Holder Gedank', ein Traum, der oft uns mild
110 Verschönt der Wahrheit Bild,
Ein offenbarer Wahn; und doch vor allen
Holdsel'gen Wahngebilden
Bist göttlich du, von solcher Lebensmacht,
Daß du bestehst, wenn alle Masken fallen,
115 Oft wesenhaft erscheinest
Und erst entschwindest in des Todes Nacht.

Gewiß, du mein Gedanke, der du einzig
Beseelst mein armes Leben,
Geliebter Urquell unermessner Leiden,
120 Erst mit dem letzten Hauch weichst du von hinnen.
An sichern Zeichen fühl' ich es tiefinnen,
Du bist zum Herrn für immer mir gegeben.
Andre geträumte Freuden
Hat oft der Wahrheit Blick
125 Entwerthet. Doch je öfter jene Eine
Sich zeigt den wachen Sinnen,
Von der mit dir zu plaudern Leben heißt,
Je höher wächs't das Glück,
Wächs't jener Wahnsinn, der mein Sein beseelt.
130 O engelgleiche Schönheit!
Ein jedes Antlitz, wie auch auserwählt,
Scheint mir ein Trugbild nur,
Das deine nachzuäffen. Du allein
Scheinst aller Anmuth Quelle,
135 Als ob sich wahrer Reiz nur dir geselle.

Seit ich zuerst dich schaute,
Warst du nicht jeder meiner ernsten Sorgen

Inhalt und Ziel? Wo war nur eine Stunde,
Da ich nicht dein gedacht? Im nächt'gen Schlummer
140 Wann trat dein stolzes Bild
Nicht vor mich hin? Du engelgleiches Antlitz,
So schön, wie wir's nur träumen,
Wohin in Erdenräumen,
Wohin im Weltall mag den Blick ich lenken,
145 Was mag ein Gott mir schenken,
Das wie ein Blick von dir die Seele stillt?
Was kann noch süßer sein als dein gedenken?

XXVII.

Liebe und Tod.

(1836.)

Ὃν θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος.
Der, den die Götter lieben, scheidet jung dahin.
Menandros.

Als Zwillinge des Schicksals Schooß entsprossen,
Sind Lieb' und Tod Genossen.
Nichts Schönres ward hienieden
Der Erde, nichts der Sternenwelt beschieden.
5 Von Jener stammt die höchste,
Die seligste der Freuden,
Die je uns blühen mag im Meer des Seins,
Und von den schwersten Leiden
Kann ihr Genoß erlösen.
10 Das wundersame Wesen,
Holdselig anzuschauen,
Nicht wie's der Feigling pflegt sich vorzustellen,
Will gern der jungen Liebe
Sich oftmals zugesellen.
15 Vereint durchziehn sie dann des Lebens Auen
Und sind des Weisen Trost in aller Trübe.

Je mehr voll Liebesglut,
Je weiser ist ein Herz, je stolzer achtet's
Gering des Lebens Wehe.
20 Kein Machtgebot, o Liebe,
Befeuert so wie deins zu jedem Wagniß.
Entflammt ja deine Nähe
Ein jedes Herz mit Muth,
Belebt den sinkenden und pflegt zu Thaten,
25 Nicht nur zu müß'gem Brüten, wie sie pflegen,
Die Geister zu erregen.

Wenn in der Jugend Blüte
Sich regt in Herzenstiefen
Ein zärtliches Verlangen,
30 Erwacht zugleich mit ihm ein müdes Bangen,
Ein schmachtend Todessehnen im Gemüthe,
Nicht weiß ich, wie; doch Allen,
Die war und heiß geliebt, ist's so ergangen.
Dann wohl mit Grau'n betrachtet
35 Der Mensch die Oede rings, und diese Erde
Dünkt unbewohnbar ihm, wenn seinem Herzen
Der eine Wunsch versagt wird,
Die neue, grenzenlose
Glückseligkeit, wonach die Seele trachtet.
40 Und ahnt er gar den Sturm, der seine Brust
Erschüttern wird um sie: ersehnt er Ruhe
Und möcht' im Hafen landen,
Dem Aufruhr zu entrinnen
Der Leidenschaft, die ihm die Welt umnachtet.

45 Wenn Alles dann ringsum
Die wilde Macht verschlungen
Und Gram wie Wetterstrahl im Busen wüthet,
Wie innig tausendmal
Wirst du herangefleht,

50 O Tod, vom Liebenden in seiner Qual,
Wie oft im Abendstrahl,
Wie oft, wenn früh er sinkt aufs Lager nieder,
Preis't er als höchstes Glück, wär's ihm vergönnt,
Nie mehr die matten Glieder
55 Zu heben, nie die Sonne mehr zu sehen;
Und hört er mit des Todtenglöckleins Klange
Gesang herüberwehen,
Ein Grabgeleit zu ewigem Vergessen,
Wie innig dann erseufzend
60 Aus tiefster Brust, beneidet
Er Den, der bei den Schatten Wohnung fand!
Ja, selbst die rohe Menge,
Der Bauer, der den Segen,
Der von der Bildung ausströmt, nie gekannt,
65 Das Mädchen, dem das Haar zu Berge stand
Vor Schaudern, hört' es sagen
Vom Tod: sie alle wagen
Mit festem Muth auf Grab und Sterbekleid,
Wenn Liebesgram sie nagt, den Blick zu lenken,
70 Gelassen zu bedenken,
Ob Dolch, ob Gift sie wählen,
Und ihre schlichten Seelen
Verstehen ganz des Todes Lieblichkeit.
So locken uns zum Tod
75 Der Liebe strenge Noth und Machtbefehle.
Oft auch, wenn so sich mehrt die innre Qual,
Daß ird'sche Kraft nicht länger kann genügen,
Sehn wir den Leib erliegen
Dem wilden Sturm, und schwesterlich gesellt
80 Hilft Liebe dann der Macht des Todes siegen.
Dann wieder spornt sie dergestalt die Herzen,
Daß selbst der schlichte Landmann freientschlossen,
Die Jungfrau selbst ihr Leben

Mit eigner Hand gefährden,
85 Die jungen Glieder in die Grube betten.
Die Welt lacht ihrer Schmerzen;
Ihr sei's beschieden, friedlich alt zu werden.

Der glücklichen Gemeinde
Begeistert glüh'nder Seelen
90 Mag Einen doch von euch das Schicksal gönnen,
Geliebte Herrn und Freunde
Der armen Menschheit, denen
Sich keine Macht kann ebenbürtig wähnen
Im unermessnen All und mächt'ger nur
95 Das Fatum, waltend über der Natur.
Du aber, den schon seit den Jugendtagen
Ich huld'gend angerufen,
O holder Tod, du einz'ger
Erbarmer in der Erde Noth und Plagen,
100 Wenn ich dich je gepriesen
Und trotz der Schmach, die Thoren undankbar
Dir anthun, immerdar
Dir Ehrfurcht fromm erwiesen,
Laß nicht mein Flehn vergebens,
105 Das seltne zu dir dringen,
Und dies mein Augenpaar
Hüll ein in ew'ge Nacht, du Fürst des Lebens.
Mich wirst du stets, zu welcher Zeit und Stunde
Du mir erlösend nahst auf dunklen Schwingen,
110 Aufrechten Hauptes sehen
Dem Schicksal widerstehen,
Und färbt es seine Hand, die Wund' um Wunde
Mir schlägt, mit meinem Blut,
Nie werd' ich's darum preisen
115 Und segnen, wie, befangen
In altem Sklavensinn, die Menschheit thut.

Nein, jeder Hoffnung trügerischen Schein,
Mit dem die Welt so kindisch
Sich zu getrösten glaubt,
120 Will ich verschmähn und nie auf Hülfe bauen,
Als nur vor dir allein.
So will ich heiter nun
Den Tag erharren, wo mein schlummernd Haupt
Darf dir am Busen ruhn.

XXVIII.

An mich selbst.

(1836.)

Nun wirst du ruhn für immer,
Mein müdes Herz. Es schwand der letzte Wahn,
Der ewig schien. Er schwand. Ich fühl' es tief:
Die Hoffnung nicht allein
5 Auf holde Täuschung, auch der Wunsch entschlief.
So ruh für immer. Lange
Genug hast du geklopft. Nichts hier verdient
Dein reges Schlagen, keines Seufzers ist
Die Erde werth. Nur Schmerz und Langweil bietet
10 Das Leben, Andres nicht. Die Welt ist Koth.
Ergieb dich denn! Verzweifle
Zum letzten Mal! Uns Menschen hat das Schicksal
Nur Eins geschenkt: den Tod. Verachte denn
Dich, die Natur, die schnöde
15 Macht, die verborgen herrscht zu unsrer Qual,
Und dieses Alls unendlich nicht'ge Oede!

XXIX.
Aspasia.
(1836.)

Zuweilen kehrt vor meinen Geist zurück
Dein Bild, Aspasia. Mag es flüchtig mir
Vorüberblitzen im Gewühl der Stadt
Aus andern Zügen; mag im öden Feld
5 Am heitern Tag, im Glanz der stummen Sterne,
Gleichsam erweckt von sanfter Harmonie,
Mir in der Seele, die noch leicht erschrickt,
Dies stolze Traumbild plötzlich auferstehn.
Wie angebetet einst, ihr Götter, wie
10 Mir Wonn' und Fluch zugleich! Und nie umwehen
Die Düfte mich von blumenreicher Flur,
Noch aus den Gärten in der Städte Mitten,
Daß ich des Tags nicht denke, wo ich dich
In deinen lieblichen Gemächern fand,
15 Durchduftet alle von den frischen Blüten
Des Frühlings, wo gekleidet in die Farbe
Des dunklen Veilchens deine himmlische
Gestalt erschien, nachlässig hingeschmiegt
Auf glänzende Polster, von geheimer Wollust
20 Rings überhaucht; indeß du, ausgelernte
Verführerin, inbrünstig glüh'nde Küsse
Auf deiner Kinder sanftgeschwellte Mündchen
Laut schallend drücktest, deinen schneeigen Nacken
Vorbiegend und die arglos junge Brut
25 An den verhüllten, ach, ersehnten Busen
Zogst mit der wunderschönen Hand. Da schienen
Mir Erd' und Himmel neu, und fast ein Strahl
Der Gottheit glänzt' in mir. Da traf, beschwingt
Von deiner Hand, die Brust, die wohlbewehrt schien,
30 Mit Macht der Pfeil, den unentreißbar fest

Ich stöhnend trug, bis sich zum zweiten Mal
Im Lauf der Sonne jährte jener Tag.

Ein Strahl der Gottheit selbst erschien mir damals,
Weib, deine Schöne. Gleiche Zaubermacht
35 Übt Schönheit, wie Musik, die uns so oft
Von unbekannten Paradiesen hehres
Geheimniß zu enthüllen scheint. Dann hätschelt
Der tiefgetroffne Sterbliche das Kind
Der eignen Seele, das geliebte Urbild,
40 Den Inbegriff der ew'gen Himmelswonne,
Ganz an Gesicht, Geberde, Stimm' und Rede
Dem irdischen Weibe gleich, das zu ersehnen
In seinem Taumel wähnt der Liebende.
Und doch nicht dieses, jenes nur, das Urbild
45 Liebt und ersehnt er selbst im Rausch der Sinne.
Doch endlich wird er inne seines Wahns
Und der Verwechslung, zürnt dann und beschuldigt
Gar ungerecht das Weib. Es schwingt zur Höhe
Des Ideals sich selten nur ihr Geist,
50 Und was hochsinnig Liebenden sie einflößt
Durch ihren eignen Reiz, ahnt und versteht
Sie selber nicht. Nicht fasst so herrliche
Gedanken diese enge Stirn; und thöricht
Hofft — oder fordert gar — vom hellen Funkeln
55 Verführerischer Augen der Betrogne
Den tiefen, unergründlichen und mehr
Als männlich reifen Geist von Denen, die
Dem Mann in Allem nachstehn. Ihnen ward
Mit zartern, weichern Gliedern auch ein Geist
60 Von mindrer Fähigkeit und mindrer Kraft.

Auch du, Aspasia, was du selber einst
Mir in die Seele flößtest, nimmermehr
Hast du es ahnen können, nie erfuhrst du,

Wie grenzenlose Glut, wie tiefe Qual,
65 Wie unaussprechlich wilden Sturm und Wahnsinn
Du in mir aufgewühlt; und niemals kommt
Der Tag, wo du's begreifst. So weiß auch nicht
Wer die Gewalt der Töne fluten läßt,
Was er mit Stimm' und Hand heraufbeschwört
70 In seinem Hörer. Die Aspasia, die ich
So heiß geliebt, ist todt. Es schläft für immer,
Was einst Ziel meines Lebens war. Nur manchmal,
Nur wie ein theurer Schatten pflegt sie noch
Zu kommen und zu schwinden. Doch du lebst,
75 Nicht bloß noch immer schön, so schön sogar,
Daß, däucht mir, alle Frau'n du überstrahlst.
Doch jene Glut, die du geweckt, erlosch;
Denn nicht dich selber: jene Göttin liebt' ich,
Der diese Brust einst Tempel war, nun Grab.
80 Für Jene glüht' ich lang, so ganz beseligt
Von ihrem Himmelsreiz, daß ich, obwohl
Von allem Anfang was du warst und bist
Durchschauend, deine Künst' und Listen alle,
Doch ihren holden Blick in deinem suchte
85 Und, weil sie lebte, dir begierig folgte,
Nicht mehr betrogen, nur noch von dem Reiz
Der zauberischen Ähnlichkeit verlockt,
Die lange, herbe Knechtschaft zu ertragen.

Nun rühme dich; du kannst es! Nun erzähle,
90 Daß dir allein von deinen Schwestern ich
Den stolzen Nacken bog, freiwillig antrug
Dies unbezähmte Herz. Erzähle nun,
Daß du die Erst' — und sicherlich die Letzte —
Mein Auge flehen sahst und dir genüber
95 Mich scheu und zitternd (da ich's sage, glüh' ich
In Grimm und Scham), mich meiner selbst beraubt,

Wunsch, Wort und Wink von dir in schrankenloser
Ergebenheit erspähn, bei deinen stolzen
Launen erblassen, beim geringsten Zeichen
100 Der Huld erglühn, bei jedem deiner Blicke
Haltung und Farbe wechseln. Die Bezaubrung
Ist hin, mit ihr zerfiel in Trümmer auch
Das schnöde Joch, und ich frohlocke. Mögen
Die Tage leer sein: dennoch, nach der Knechtschaft
105 Und langem Wahn — wie froh umarm' ich jetzt
Vernunft und Freiheit! Gleicht auch dieses Leben,
Von Leidenschaft und holdem Irrthum frei,
Der sternenlosen Nacht in Wintersmitte:
Doch gnügt es mir als Trost und Rache für
110 Mein herbes Menschenloos, daß hier im Grase
Ich müßig, unbeweglich hingestreckt,
Luft, Erd' und Meer betrachten kann und lächeln.

XXX.

Auf ein antikes Grab-Basrelief,

eine todte Jungfrau darstellend, die im Begriff ist von den Ihrigen Abschied zu nehmen.

(1836.)

Wo eilst du hin? Wer ruft dich
Hinweg von deinen Lieben,
Du holde Mädchenblume?
Willst du allein dein väterliches Haus
5 So früh verlassen? Kehrst zu dieser Schwelle
Du je zurück und wird ein Wiedersehen
Erfreun, die heut in Thränen dich umstehen?

Dein Aug' ist trocken, muthig die Geberde,
Und dennoch bist du traurig. Ob willkommen,
10 Ob unerwünscht die Reise dir erschiene,

Ob dir das Ziel mißfällt —
Aus deiner ernsten Miene
Verräth sich's kaum. Ach, zweifelnd und beklommen
Schwankt mir das Herz, und wohl in aller Welt
15 Weiß Niemand, ob sich gnädig dir der Himmel,
Ob grausam wollt' erweisen,
Ob man dich soll beklagen oder preisen.

Dich ruft der Tod; schon bei des Tags Beginn
Die letzte Stunde! Zum verlassnen Neste
20 Kehrst du nicht mehr. Für immer
Musst du die theuren Eltern
Verlassen. Unterirdisch
Ist deiner Reise Ziel;
Dort wirst du nun verweilen fürderhin.
25 Ein Glück vielleicht! Und doch, wer still bei sich
Dein irdisch Loos betrachtet, seufzt um dich.

Niemals das Licht zu schauen
War wohl das Beste. Doch einmal geboren,
Da Schönheit erst sich königlich entfaltet
30 In Wuchs und Angesicht
Und schon die Welt von ferne
Beginnt sich ihrer jungen Macht zu beugen,
Beim Aufblühn jeder Hoffnung, da noch nicht
Mit düstrer Blitze flammender Gewalt
35 Wahrheit die freudenhelle Stirn getroffen,
Gleich einem Rauche, der im Tageslicht
Ein windbewegtes Wölkchen aufwärts wallt,
So, gleich wie nie entstanden, zu verschweben
Und künft'ge Lebensfülle
40 Zu tauschen mit des Grabes dunkler Stille,
Das ist's — mag es dem Geist
Auch eine Wohlthat scheinen —,
Was auch dem Muthigsten das Herz zerreißt.

Mutter, von deinen Kindern
45 Gefürchtet, die du früh schon weinen lehrst,
Natur du grause, die du nur gebärst
Und nährst, um deine eigne Brut zu tödten:
Wenn Scheiden vor der Zeit
Ein Übel ist, wie kannst du es erwählen
50 Den schuldlos jungen Seelen?
Und ist's ein Glück, warum
Muß als das schwerste Leid
Solch Scheiden Dem, der bleibt, Dem, der die Seinen
Verlassen soll, so trostlos herb erscheinen?

55 Elend, wohin sie blicken,
Elend, wohin sie streben oder flüchten,
Sind deine schwachen Kinder,
Und selbst der Jugend Träume,
Du lässest sie am Leben
60 Zu Schanden werden. Wachsend mit den Jahren
Bedrängen uns Gefahren. Nur der Tod
Schirmt uns vor Leid. Dies unentrinnbar feste
Gesetz, dies letzte Ziel
Gabst du dem Lauf des Lebens. Ach, warum
65 Ist nach der rauhen Bahn zum Mindsten nicht
Das Ziel uns freudenvoll? Warum das Ende,
Das als gewiß uns Allen,
So lang wir leben, stets vor Augen steht,
Den einz'gen Trost der Leiden,
70 Die uns hienieden trafen,
Mit schwarzem Flor umkleiden,
Mit Grau'n ihn so umgeben,
Daß uns mit Furcht und Beben
Mehr als die Brandung schreckt der sichre Hafen?

75 Zwar, wenn dies bittre Sterben
Ein Loos ist, das du Allen

Verhängt, die ohne Wissen du und Willen
Und ohne Schuld dem Leben preisgegeben,
So ist, wer stirbt, von Dem noch zu beneiden,
80 Der seiner Lieben Scheiden
Erleben muß. Denn wenn das Leben wirklich
Ein Unglück ist und sterben
Ein Glück, wer könnte drum und ach, wer wollte,
Wie doch im Grund er sollte,
85 Den letzten Tag ersehnen seiner Lieben,
Um dann, zurückgeblieben
Arm und beraubt, zu sehen,
Wie von der Schwelle das geliebte Wesen
Von hinnen wird getragen,
90 Mit dem vereint er lebte manches Jahr,
Ade ihm sagen, jeder Hoffnung baar,
Ihm wieder zu begegnen
In dieser ird'schen Welt;
Und dann, auf Erden einsam und verlassen
95 Umblickend, in gewohnter Stund' und Stätte
Zu denken Dessen, dem er einst gesellt?
Wie, o Natur, wie bringst du's übers Herz,
Grausam hinwegzureißen
Den Freund aus Freundesarmen,
100 Geschwister von Geschwistern,
Die Kinder von den Eltern,
Sein Lieb vom Liebenden, daß Eins erlischt
Und weiter lebt das Andre? Mußtest du
Zum Leiden und zum Lieben
105 Die Kraft uns leihn, daß, was wir heiß geliebt,
Wir überleben? Doch Natur von je
Gehorchte andern Trieben,
Und wenig gilt ihr unser Wohl und Weh.

XXXI.

Auf das Marmorbild einer schönen Frau an ihrem Grabmal.

(1836.)

So warst du. Jetzt hier unten
Bist du Geripp und Staub. Bewegungslos
Steht, über deinem modernden Gebein
Stumm blickend in der Zeiten Strom hinein,
5 Nur noch als Hüterin
Der Trauer und Erinnrung dieses Abbild
Verschwundner Schönheit. Jener süße Blick,
Der zittern machte, wenn er still, wie jetzt,
Auf einem Antlitz ruhte; jene Lippe,
10 Die wie ein voller Becher
Von Wonnen überträufte, jener Nacken,
Den Sehnsucht einst umarmte; jene weiche
Hand, die so oft gefühlt,
Wie kalt und feucht die Hand ward, die sie drückte;
15 Der Busen, dessen Wallen
Erblassen machte Den, der ihn erblickte,
Dies Alles war; jetzt bist du
Nur moderndes Gebein,
Deß Grauenbild der Marmor uns verbirgt.

20 Also zerstört das Schicksal
Ein Antlitz auch, das uns das lebensvollste
Abbild des Himmels schien. O ew'ges Räthsel
Des Menschendaseins! Heut ein Quell erhabner
Gedanken, unaussprechlicher Gefühle,
25 Prahlt Schönheit und verspricht —
Ein Licht in Nachtgebieten
Uns von der göttlichen Natur gesandt, —

Von überird'schen Loosen,
Glücksel'gen Inselreichen, goldnen Welten
30 Ein sichres Unterpfand
Dem Sterblichen zu bieten:
Und morgen sehn wir schaudernd,
Durch einen leichten Anstoß hingerafft,
Entstellt, was uns noch eben
35 Hold schien und engelhaft,
Und auch die Wunderkraft,
Die Seelen zu entzünden,
Die hier gewaltet, fühlen wir entschwinden.

Ein unermeßlich Sehnen
40 Und hehre Phantasieen
Läßt durch die Seele ziehen
In weisem Einklang holder Töne Macht,
Daß durch ein wonnig Meer wie traumverwirrt
Der Geist getrieben wird,
45 Wie durch den Ocean
Zu seiner Lust ein kühner Schwimmer irrt.
Doch wenn an unser Ohr
Ein Mißton schlägt, verschwindet
Das Paradies, das uns entzückt zuvor.

50 Wie kannst du, Mensch, wofern du
In Schwäche so versunken
Nur Staub und Schatten bist, so stolz empfinden?
Und wohnt ein Himmelsfunken
In dir, wie kann dein bestes innres Leben,
55 So knechtisch hingegeben
An niedre Macht, entstehen und verschwinden?

XXXII.

Palinodie.

An den Marchese Gino Capponi.

(1836.)

Es kann nicht frommen, immerdar zu seufzen.
Petrarca.

Ich irrte, edler Gino. Nur zu lang
Und schwer hab' ich geirrt. Das Leben, wähnt' ich,
Sei arm und nichtig, abgeschmackt vor allen
Die Zeit, die jetzt dahinrollt. Unerträglich
5 Erschien und war mein Reden dem beglückten
Geschlecht der Sterblichen, wenn man den Menschen
So nennen darf und kann. Halb staunend, halb
Erzürnt hervor aus ihrem duft'gen Eden
Lachten die Herrlichen: verwahrlos't oder
10 Vom Glück verlassen müss' ich sein. Der Freude
Unfähig, oder unerfahren, hielt' ich
Mein Loos für das gemeine und die Menschheit
Für meine Leidensschwester. Endlich jetzt
Durch der Cigarren Duftgewölk, beim Krachen
15 Der leckeren Pastetchen, bei der Krieger
Commandowort, Gefrornes und Getränke
Herbeizurufen, während Tassen klirrten
Und Löffel klapperten, erglänzte lebhaft
Ins Auge mir das täglich neue Licht
20 Der Tagesblätter. Da erkannt' und sah ich,
Wie froh die Welt ist und wie sanft das Schicksal
Der Sterblichen. Da sah ich den erhabnen
Zustand und Werth der Güter dieser Erde,
Den Pfad der Menschheit blumenüberstreut,
25 Und wie hier nichts von Dauer, was mißfällt.
So sah ich auch die staunenswerthen Werke,
Die Studien, den Verstand, die Tugenden,

Das tiefe Wissen meiner Zeit; und sah
Wie von Marocco bis Catai, vom Nordpol
30 Zum Nil, von Boston bis nach Goa keuchend
Die groß' und kleinen Reiche in die Wette
Der Spur Fortuna's folgen, schon sie haschen
Am flatternden Gelock und sicher doch
Am Zipfel ihrer Boa. Dies erkennend
35 Und tiefnachdenklich in die großen Blätter
Vergraben, hab' ich meines schweren, alten
Irrthums und meiner selbst mich schämen müssen.

Ein goldnes Alter, theurer Gino, spinnen
Die Parzen jetzt. Ein jedes Zeitungsblatt,
40 Wie auch an Sprachen und Format verschieden,
Verkündet es der Welt in schönem Einklang
Aus allen Landen. Allgemeine Liebe,
Des Handels Weltverbindung, Schienenwege,
Dampf, Presse, Cholera, die fernsten Völker
45 Und Himmelsstriche werden sie verschmelzen;
Und traun kein Wunder wär's, wenn Ficht' und Eiche
Von Milch und Honig träuften oder tanzten
Zu eines Walzers Klängen. So gewaltig
Wuchs schon der Kolben und Retorten Macht,
50 So in die Wette mit dem Himmel thun
Die Dampfmaschinen Wunder, und noch größre
Erlebt die Zukunft. Denn zum Bessern stets
Und immer Bessern unaufhaltsam stürmt
Dahin des Sem und Cham und Japhet Same.

55 Von Eicheln zwar wird sich die Welt nicht nähren,
Wenn Hunger nicht sie zwingt; das harte Eisen
Wird sie nicht von sich thun. Wohl wird sie Gold
Und Silber oft verachten und vorlieb
Mit Wechselbriefen nehmen. Auch vom Blut
60 Der theuren Ihren wird das edelmüth'ge

Geschlecht nicht lassen; ja von Leichen wird
Europa starren und das andre Ufer
Des weiten Oceans, das der Gesittung
Stets neue Nahrung giebt, so oft zum Kampf
65 Es Bruderschaaren sendet, handelt sich's
Um Pfeffer, Zimmet, Zuckerrohr und all
Die andern Würzen, oder was nur immer
Den Sinn der Menschen nach dem Golde lenkt.
Wahrhafter Werth und Tugend, Treu' und Demuth
70 Und Rechtsgefühl, sie werden stets in jedem
Gemeinen Wesen fremd und ferne bleiben
Den Weltgeschäften, oder ganz und gar
Darniederliegen, trauernd und besiegt.
Denn von Natur sind sie bestimmt, auf immer
75 Zurückstehn. Frechheit und Tücke werden
Stets herrschen nebst der Mittelmäßigkeit,
Und obenauf sein. Herrschaft und Gewalt,
Ob du sie Wen'gen wünschest oder Vielen,
Mißbrauchen wird sie stets, wer sie besitzt,
80 Wie er auch heiße. Diese Satzung gruben
Natur und Schicksal einst in Diamant,
Und nicht mit ihren Blitzen löschen sie
Volta und Davy aus, und nicht mit seinen
Maschinen England, nicht mit einem Ganges
85 Von Leitartikeln diese neue Zeit.
Stets wird der Gute trauern, stets der Wicht,
Der Schuft frohlocken. Erd' und Himmel werden
In Waffen immer gegen hohe Seelen
Verschworen sein. Der wahren Ehre folgt
90 Verleumdung, Haß und Neid. Der Starke zehrt
Den Schwachen auf, der Hungerleider frohnt
Und dient dem Reichen stets, in welcher Form auch
Der Staat regiert wird; nah und fern den Polen
Und der Ekliptik wird's unwandelbar

95 So sein, so lang der Mensch auf Erden wohnt
Und ihm des Tages Fackel nicht erlischt.

Mit solch geringen Resten, solchen Spuren
Vergangner Zeiten muß die goldne Zeit,
Die jetzt heranbricht, noch behaftet bleiben.
100 Denn tausend Widersprüche, tausend feindlich
Entzweite Triebe birgt die menschliche
Gemeinde von Natur; die zu versöhnen,
Zu stillen ihren Haß vermochte nie
Die Macht des Geistes, seit dem Tage, da
105 Dies herrliche Geschlecht entstand, und kein
Vertrag, kein Zeitungsblatt, wie weis' und mächtig
Es sei, wird's je vermögen. Doch in Dingen,
Die wicht'ger sind, wird uns ein niegesehnes
Vollkommnes Glück erblühen. Weicher werden
110 Von Tag zu Tag, ob seiden oder wollen,
Die Kleider werden. Ihre groben Stoffe
Verschmähn der Bauer und der Handwerksmann;
Baumwolle muß die rauhe Haut umhüllen
Und Bieberfelle ihren Rücken wärmen.
115 Mehr zum Gebrauch geeignet oder sicher
Den Augen wohlgefälliger werden Polster,
Teppiche, Sessel, Tisch' und Schemel werden,
Betten und aller Hausrath, und den Zimmern
Zu flüchtig wandelbarem Schmucke dienen;
120 Kessel von neuer Form und neue Pfannen
Wird in der ruß'gen Küche man bewundern,
Und von Paris bis nach Calais, von dort
Bis London, Liverpool, so zauberschnell,
Wie man's zu denken kaum noch sich getraut,
125 Geht dann die Reise, nein, der Flug. Und unter
Dem tiefen Bett der Themse führt ein Durchgang,
Ein kühn unsterblich Werk, das schon vor Jahren

Vollbracht sein sollte. Besser auch beleuchtet,
Als heutzutage, wenn auch sichrer nicht
130 Zur Nachtzeit, werden selbst die Winkelgassen
Der großen Städte sein, auch hie und da
In kleinen Städten selbst die großen Straßen.
So Herrliches, ein so glückselig Loos
Beschert der Himmel unsern Nachgebornen.

135 O glücklich Alle, die, da ich dies schreibe,
Wimmernd und nackt erst in die Arme nimmt
Die Wehemutter! Schauen soll'n sie diese
Ersehnten Tage, wo durch lange Forschung
Es nun bekannt ward und ein jedes Kind
140 Es mühlos einsaugt mit der Ammenmilch,
Wie viele Centner Salz und wie viel Fleisch,
Wie viele Malter Mehl das Vaterstädtchen
Verschlingt in jedem Mond, wie viel Geburten
Und wie viel Todesfälle jährlich bucht
145 Der alte Pfarrer; wo die Zeitungsblätter,
Mit Dampfeswunderkraft in der Secunde
Millionenmal gedruckt, Gebirg und Ebne,
Auch wohl des Meers unendliches Gebiet,
Gleich einem luft'gen Kranichschwarm, der plötzlich
150 Der weiten Niederung den Tag verdunkelt,
Erfüllen werden, Zeitungen, die Seele,
Der Lebenshauch des Alls und dieser Zeit
Und jeder künft'gen einz'ge Wissensquelle!

Gleich einem Knaben, der sich eifrig müht,
155 Aus Blättchen oder Spänchen ein Gebäude,
Das einen Tempel, Thurm, Palast bedeutet,
Emporzuführen, und kaum ist's vollendet,
Schon daran denkt, es wieder einzureißen,
Weil er dieselben Blättlein oder Spänchen
160 Nun wieder braucht zu einem neuen Bau:

So sieht Natur auch ihrer Werke keines,
Wie kunstreich es auch prangen mag, vollendet,
Daß sie's sofort nicht zu zerstören strebt',
Auf daß zu anderm Zweck die Theile dienten.
165 Und vor dem schnöden Spiel, deß Sinn ihm ewig
Verborgen bleibt, beeifert sich umsonst
Der Mensch sich selbst und Andre zu beschützen,
Viel tausend Mittel tausendfach verwendend
Mit kluger Hand. Doch aller Mühe spottend
170 Vollführt Natur, ein eigenwill'ger Knabe,
Ihr grausam launenhaftes Spiel, und rastlos
Ergötzt sie sich an Bilden und Zerstören.
Daher bedrängt ein bunt unzähl'ger Schwarm
Unheilbarer Gebrechen und Beschwerden
175 Den armen Sterblichen, der unabwendbar
Dem Untergang geweiht; von inn' und außen
Rings ihn umlagernd, eifrig unablässig
Bekämpft ihn eine feindlich dunkle Macht
Seit der Geburt, verfolgt, ermüdet ihn,
180 Selbst unermüdlich, bis er endlich da liegt,
Erdrückt, vernichtet von der grausen Mutter.
Dies höchste Elend alles Menschenlebens,
O edler Freund, das Alter und den Tod,
Die schon beginnen, wenn des Kindes Lippe
185 Aus zarten Brüsten Lebenssäfte saugt,
Kann, dünkt mich, auch dies muntre neunzehnte
Jahrhundert nicht, so wenig wie das neunt'
Und zehnte von uns nehmen, und nicht besser
Gelingt es auch in aller künft'gen Zeit.
190 Doch darf man wohl einmal beim rechten Namen
Die Wahrheit nennen: überhaupt nicht anders
Als elend wird der Erdgeborne sein
Zu keiner Zeit, nicht nur im Bann des Staates,
Nein, auch in jedem andern Lebenskreise,

195 Da von Natur schon er unheilbar ist
Kraft des Gesetzes, welchem Erd' und Himmel
Gleich unterthan. Doch eine neue Auskunft,
Fast götterwürdig, fanden die erhabnen
200 Geister der heut'gen Zeit: wohl können sie
Den Einzlen nicht auf Erden glücklich machen;
Drum gaben sie den Menschen auf und sannen
Auf allgemeines Menschheitsglück; und weil
Dies leicht gefunden war, so machten sie
Aus viel Unsel'gen und Betrübten ein
205 Glücksel'ges, heitres Volk. Und dieses Wunder,
Das keine Zeitung, Monatschrift, Pamphlet
Noch aufgeklärt, bestaunt die große Heerde.

O welch ein hoher Geist, welch übermenschlich
Genialer Scharfblick unsrer Zeit! Welch sichres
210 Philosophiren, welche Weisheit, Gino,
Wird in noch viel erhabnern, räthselvollern
Problemen mein und dein Jahrhundert all
Den künft'gen überliefern! Wie beharrlich
Verehrt's heut auf den Knieen, was es gestern
215 Verhöhnt hat, stürzt es morgen schon, und lies't dann
Die Trümmer wieder auf, um übermorgen
Neu aufgerichtet fromm sie zu beräuchern!
Wie werth der Achtung, des Vertrauens muß
Uns des Jahrhunderts, ja auch nur des Jahrs
220 Einträchtig Denken sein; wie ängstlich wir
Bedacht sein, unsre Meinung der des Jahres,
Wie sehr sie der des nächsten widerspreche,
So anzuschmiegen, daß in keinem Punkt
Wir von ihr weichen! O wie herrlich weit —
225 Vergleichen wir die neue Zeit der alten —
Hat's heut schon unsre Schulweisheit gebracht!

Einst von den Deinen Einer, wackrer Gino,

Ein rüst'ger Meistersinger, ja in allen
Künsten und Wissenschaften und Talenten
230 Für alle Einst'gen, Gegenwärt'gen, Künft'gen
Die kritische Leuchte, sprach zu mir: O schweige
Von deinem eignen Herzen! Darnach fragt
Dies männliche Geschlecht nicht mehr, das einzig
Noch Staatswirthschaft studirt und ernst gespannt
235 Die Politik verfolgt. Dein eignes Innre
Erforschen, wozu frommt's? Stoff zum Gedicht
Such nicht in dir. Besinge, was der Zeit
Vor allem Noth, und wie gereift die Hoffnung.

Denkwürd'ger Ausspruch! Ein gewaltiges
240 Gelächter schlug ich auf, als mir das Wort
Hoffnung vor dem profanen Ohr erklang,
Gleich einem Witz im Lustspiel, gleich dem Lallen
Aus eines kaum entwöhnten Säuglings Munde.
Doch nun bekehr' ich mich und wähle künftig
245 Den andern Weg, durch zweifellose Proben
Nun aufgeklärt, daß man der eignen Zeit
Nicht widersprechen darf, sie nicht bestreiten,
Wenn Lob und Ruhm sie spenden soll, vielmehr
Ihr unterwürfig schmeicheln; so auf kurzem
250 Und glattem Weg gelangt man zu den Sternen.
Ich drum, sehnsüchtig nach den Sternen, wähle
Nicht die „Bedürfnisse der Zeit" zum Stoff
Für mein Gedicht; für diese, stets sich mehrend,
Wird ja vollauf gesorgt schon durch Fabriken
255 Und Handel; doch die Hoffnung will ich feiern,
Für welche schon ein sichtbar Unterpfand
Die Götter uns bescherten: als Beginn
Des neuen Glücks zeigt ja schon Lipp' und Wange
Der Jünglinge den ungeheuren Haarwuchs.

260 Gruß dir, du Rettungszeichen, erster Lichtstrahl

Der wunderbaren Zeit, die nun heraufglänzt!
Sieh, wie vor dir sich Erd' und Himmel schon
Mit Helle schmücken, wie der Blick der Mädchen
Von Freude sprüht und in Gelag' und Festen
265 Der bartumlockten Helden Ruhm ertönt!
Wachse dem Vaterland heran, so männlich,
Moderne Jugend! Wachsen wird Italien
Im Schatten deiner Locken, wachsen ganz
Europa von des Tajo Mündung bis
270 Zum Hellespont, und ruhen kann die Welt.
Und du beginne früh die bärt'gen Eltern
Mit Lachen zu begrüßen, zartes Kind,
Dem goldne Tage winken; fürchte dich
Vorm harmlos schwarzen Vaterantlitz nicht.
275 Lache, du zartes Kind; für dich ja reift
Die Frucht so vielen Schwatzens einst heran;
Du sollst die Freude herrschen, Stadt und Land,
Das Alter und die Jugend gleich zufrieden
Und Bärte wallen sehn zwei Spannen lang.

XXXIII.

Monduntergang.

(Gedichtet zwischen 1834 und 37, zuerst veröffentlicht nach des Dichters Tode in der Ranieri'schen Ausgabe, 1845.)

So wie in öden Nächten
Auf Feld und Wellen, die von Silber glänzen,
Wo leichte Winde schweben
Und tausend Zauber walten,
5 Und rings mit Truggestalten
Die Schatten in der Ferne
Gebirg und Meer und Villen
Und jeden Zweig und jede Hecke füllen,

Nun dicht am Himmelssaume
10 Hinter Gebirgswand oder in den Schooß
Des Meeres still und groß
Der Mond versinkt und sich die Welt entfärbt,
Die Schatten fliehn und nur
Ein dunkler Schleier deckt Gebirg und Flur —
15 Und dann im blinden Schweigen
Der Nacht mit einsam klagendem Gesang
Den Nachglanz des Gestirns, das seinem Wagen
Die Leuchte vorgetragen,
Der Kärrner grüßt den müden Pfad entlang: —
20 So schwinden, so entschweben
Sehn wir dem Erdenleben
Die Jugend. So von hinnen
Flieht aller Schein und Schatten
Holdsel'gen Wahns; die hoffenden Gedanken,
25 Die uns vertröstet hatten
Auf eine Zukunft, sinken und verblassen.
Umnachtet und verlassen
Ist nun das Leben. Mit verwirrten Sinnen
Umblickend, sucht der Wandrer ach, vergebens
30 Des langen Wegs, den er noch vor sich ahnt,
Ziel oder Zweck und sieht,
Wie fremd ihm das Gebiet,
Und er — wie fremd er ward im Reich des Lebens.

Zu froh und glücklich noch
35 Würd' unsre Erdennoth
Dort oben scheinen, wenn die Jugendzeit,
Wo jedes Gut die Frucht von tausend Leiden,
Fortwährte durch den ganzen Lebenslauf;
Zu gnädig das Gesetz,
40 Das jeder Creatur verhängt den Tod,
Wär' nicht ein halbes Leben

Uns noch zuvor gegeben,
Das härter ist als alle Todesschrecken.
O göttlicher Erfindung
45 Höchst würdig, aller Uebel
Unseligstes, verliehen uns die Ew'gen
Das Alter, wo die Wünsche
Noch glühend sind, die Hoffnung längst erloschen,
Versiegt der Freuden Quell und stets sich häuft
50 Das Weh, in das kein Tropfen Wonne träuft.

Ihr Hügel und Gefilde,
Nicht lang nachdem der Glanz hinabgesunken,
Der das Gewand der Nacht in Silber taucht,
Nicht lange sollt ihr harren,
55 Verwais't und bang; bald naht die Morgenfrühe,
Die dämmernd überhaucht
Euch und den Himmel und das Meer von Neuem.
Und auf dem Fuß ihr folgt die hehre Sonne,
Die, in die Runde sendend
60 Die allgewalt'gen Gluten,
Mit ihren Strahlenfluten
Euch überströmt zusammt den Aetherfluren.
Doch unser Menschenleben, wenn die schöne
Jugend entschwand, erhellt sich fürder nicht
65 Von andrem Strahl, von anderm Morgenlicht.
Hinfort bleibt es verwittwet, und am Ende
Der Nacht, die düster sinkt auf uns herab,
Harrt unser nach der Götter Schluß — das Grab.

XXXIV.

Der Ginster
oder
Die Blume der Wüste.

(Gedichtet 1834 bis 37, zuerst gedruckt 1845).

Καὶ ἠγάπησαν οἱ ἄνθρωποι μᾶλλον τὸ σκότος ἢ τὸ φῶς.
Und die Menschen liebten die Finsterniß mehr als das Licht.
Ev. Joh. III. 19.

Hier auf dem dürren Grat
Des schreckenvollen Berges
Vesuvio, des Verwüsters,
Wo sonst nicht Baum noch Blume fröhlich grünt,
5 Verbreitest du dein einsam wuchernd Laub,
Duftvolle Ginsterblume,
Genügsam in der Oede. So auch sah ich
Die klaren Fluren blühend dich beleben,
Die jene Stadt umgeben,
10 Wo einst der Herrscherthron der Erde stand,
Die von gestürzter Größe
Schweigsam dem Wandelnden zu reden scheinen,
Ernst und erinnrungsschwer in ihrer Blöße.
Nun seh' ich hier dich wieder, die du stets
15 Schwermüth'ge, weltverlassne Stätten liebst
Und dich gesellst leidvollen Schicksalsloosen.
Die Fluren hier, verschüttet
Von unfruchtbarer Asche und bedeckt
Mit der versteinten Lava,
20 Die unterm Fuß des Wandrers wiederhallt,
Wo aus dem Neste sich die Schlange ringelt
Und sonnt und das Kaninchen
Sein Lager aufsucht im gehöhlten Bau —
Einst waren's heitre Dörfer,
25 Von Aehrengold umwogt und wiederhallend

Von ihrer Rinder Brüllen;
Einst fanden müß'ge Reiche
In Gärten hier und Villen
Erwünschte Rast, und prächt'ge Städte waren's,
30 Die blitzesprühend aus dem Feuerschlund
Der hehre Berg zugleich mit den Bewohnern
Im Glutenstrom verschlang. Nun ward dies Alles
Rings Eine Wüstenei,
Wo du, o holde Blume, blühst und, gleichsam
35 Mitfühlend mit so großem Weh, zum Himmel
Den Hauch entsendest süßesten Gedüfts,
Der Wüste Trost und Labsal. Hieher komme,
Wer unser Menschenloos als hochbeglückt
Zu preisen pflegt; hier mag er lernen, wie
40 Natur um uns sich mühte
In ihrer Huld und Güte, kann gerecht
Ermessen im Gemüthe,
Wie große Macht dem Menschen sie verliehn.
Denn plötzlich, wo Gefahr am fernsten schien,
45 Vermag mit leichtem Ruck die harte Amme
Uns theilweis zu verderben,
Dann, wenig heft'ger rüttelnd, ganz und gar
Uns in das Nichts zu stürzen.
In diesen Trümmerweiten
50 Lehrt jeder Stein fürwahr,
„Wie herrlich doch die Menschen vorwärts schreiten."

Hier spiegle dich, hoffärtig
Verblendetes Jahrhundert,
Das du von jenem Pfade,
55 Den dir gezeigt der auferstandne Geist,
Gewichen bist und wähnst, daß rückwärts schreitend
Du fortgeschritten sei'st,
Der Umkehr dich berühmend.

Ob deines kindischen Lallens schmeicheln dir
60 Die Geister, denen dich ihr herbes Schicksal
Zum Vater gab, obwohl sie
Auch manchmal hinterm Rücken
Dein spotten. Aber ich
Will nicht mit solcher Schmach zur Grube fahren.
65 Leicht zwar geläng' es wohl,
Den Andern gleich ruhmredig in die Wette
Zu singen, was bei dir in Gunst mich brächte.
Doch lieber will ich dreist sie offenbaren,
Statt sie zurückzupressen,
70 Die trotzige Verachtung dieser Zeit,
Weiß ich auch wohl, vergessen
Wird, wer zu sehr der Mitwelt mißbehagt.
Doch dieses Unglücks, das
Ich mit dir theile, lach' ich noch von Herzen.
75 Du träumst von Freiheit, und in Fesseln schlägst du
Von Neuem den Gedanken,
Der uns allein emporhob
Aus tiefster Barbarei, und der allein
Die Sitten adelt, daß der Völker Loos
80 Sich wandeln mag zum Bessern.
So sträubst du dich, die Wahrheit
Zu hören, welch ein niedrig hartes Schicksal
Uns die Natur verhängte. Darum wandtest
So jämmerlich dem Lichte du den Rücken,
85 Und vor der Wahrheit fliehend, schiltst du feige
Den, der sie sucht, und rühmest
Als edel Den allein,
Der thöricht oder schlau, betrogen oder
Betrüger, selig preis't der Menschen Loos.
90 Wer dürft'gen Standes ist und krank an Gliedern,
Doch von Gemüthe stolz und hochgesinnt,
Der wähnt und rühmt sich nicht

An Golde reich und Kräften
Und fordert nicht heraus den Spott der Menge
95 Durch kindisches Gepränge
Mit Glücks- und Leibesgaben.
Er schämt sich nicht, als Bettler sich zu zeigen
An Gut und Blut, und kommt die Rede drauf,
Schätzt er das Seine, nicht die Wahrheit hehlend,
100 Nach seinem wahren Werth.
Der schien mir stets verkehrt,
Nicht edel, wer geboren
Zum Sterben und in Leiden aufgesprossen
Sagt: „Ich bin hier zum Glück!“ —
105 Und füllt mit stinkendem
Selbstruhm die Blätter, hohe Freudenloose
Und Wonnen, selbst im Himmel unbekannt,
Geschweig' hienieden, diesen Erdgeschlechtern
Verheißend, die ein Stoß
110 Empörter Flut, ein Hauch
Von Fieberluft, ein unterirdisch Beben
Vernichtet und begräbt,
Daß kaum Erinnrung noch sie überlebt.
Von edler Art ist Der,
115 Der seine Menschenaugen
Auf unser Aller Schicksal
Zu heften wagt, der von der Wahrheit nichts
Abdingend, frei und offen
Das Leiden eingesteht, das uns beschieden,
120 Und unser schwankes Dasein;
Der seinen sichren Frieden
Bewährt im Dulden, nicht mit Bruderhaß
Und -Hader, herber noch
Als jeglich andres Unheil,
125 Sein Elend schärft; der nicht den Menschen zeiht
Der Schuld an seinen Qualen, sondern einzig

Die wahrhaft Schuldige, der Menschheit Mütter
Durch die Geburt, Stiefmutter durch den Willen.
Sie nennt er unsre Feindin; gegen sie
130 Zu Schutz und Trutz verbündet,
Gegründet nur zur Abwehr ihrer Feindschaft
Sei menschliche Gemeinschaft
Und aller Menschen Bruderbund gestiftet.
Und allesammt umarmt er
135 Mit wahrer Liebe, Hülfe
Kraftvoll und rasch so bringend wie erwartend
In wechselnden Gefahren und den Nöthen
Des allgemeinen Kriegs. Und mit den Waffen
Unbilden ahnden oder Fallen legen,
140 Drin sich der Nächste fängt,
Däucht ihn so thöricht, wie im Feld, umdrängt
Von Feindesschaaren, wenn am hitzigsten
Der Sturm des Kampfes tobt,
Den Gegner schonend, mit den eignen Freunden
145 Erbos'ten Zwist beginnen,
Zur Flucht sie drängen und zu Boden schmettern
Des eignen Heeres Glieder.
Wenn die Erkenntniß wieder
Aufginge, wie vordem, der großen Menge,
150 Und jenes Grauen wieder
Vor der Natur, der argen,
Das zu geselligem Bund die Menschen trieb,
Uns warnend übermannte,
Nun klar bewußt: wie anders würden dann
155 Zucht, biedre Bürgersitte,
Gerechtigkeit und Ehrfurcht Wurzeln schlagen,
Als jetzt in jenen thöricht stolzen Possen,
Darin des Volkes Treu' und Redlichkeit
Nicht fester steht gegründet,
160 Als Alles was im Wahn die Wurzeln findet.

Gar oft auf diesen Halden,
Die trostlos ganz in Trauer
Einhüllt der starre Fluß, der noch bewegt scheint,
Sitz' ich bei Nacht. Und auf die Öde nieder
165 Seh' ich aus reinster Bläue
Des Firmaments die Sterne Flammen sprühn,
Die fern sich wiederspiegeln
Im Meer, und ringsum in der stillen Leere
Von Funken blitzen weit und breit die Welt.
170 Und heft' ich dann die Augen auf die reinen
Lichter, die Pünktchen scheinen
Und sind so unermeßlich,
Daß gegen sie in Wahrheit Erd' und Himmel
Nur Pünktchen sind; und denke,
175 Daß nicht der Mensch allein,
Auch diese Kugel, drauf der Mensch ein Stäubchen,
Ganz ihnen unbekannt; und sehe dann
Die noch entlegnern, grenzenlos entfernten —
Sternknäuel nenn' ich sie —
180 Uns nur wie Nebel sichtbar, denen nicht
Der Mensch nur und die Erde, nein zumal
All unsre Sterne, grenzenlos an Zahl
Und Masse, sammt dem Goldgestirn der Sonne
Theils unbekannt sind, oder sichtbar doch
185 Nur so, wie sie der Erde,
Ein nebelhafter Lichtpunkt: wie erscheinst du
Mir dann, du arm Geschlecht
Des Menschen? Und erwäg' ich
Dein Loos hienieden, wie der Boden mir's
190 Bekundet, den ich trete, und hinwieder,
Daß du den Herrn und Endzweck
Des Weltenalls dich dünkst und, wenn es dir
Beliebt zu fabeln, sagst, auf dieses dunkle
Sandkörnchen, das den Namen Erde trägt,

195 Sei'n deinethalb des ew'gen Welltalls Schöpfer
Ehmals herabgestiegen, um vertraulich
Zu plaudern mit den Deinen; und wie nun,
Den Kindertraum erneuernd, diese Zeit
Der Weisen spottet, sie, die doch an Wissen
200 Und jeder Kunst so weit
Voran zu sein schien allen andern: welch
Gefühl, armsel'ge Menschheit, welches Urtheil
Regt sich zuletzt in meines Busens Raum?
Ob Lachen oder Mitleid, weiß ich kaum.

205 Wie wenn vom Baum ein kleiner Apfel fällt,
Den von dem Zweig im Spätherbst
Kein andrer Zwang als seine Reife löſ't,
Und eines Ameisvolkes traute Wohnung,
Mühsam in weicher Scholle
210 Gehöhlt, und ihre Werke
Und reichen Vorrath, den geduldiglich
Das fleiß'ge Volk wetteifernd angehäuft,
Zur Sommerszeit vorsorgend für den Winter,
Zerstört, zerstreut, verschüttet
215 In einem Nu: so war's, als niederstürzend,
Aus donnernd grauser Tiefe
Zum Himmel aufgeschleudert,
Mit Asche, Bimsstein, lockrer Felsensaat
Nacht und Verderben strömend
220 In heißen Flammenbächen
Und aus den Bergesspalten
Vorbrechend durch den Graswuchs
Ein ungeheurer Schwall
Geschmolzner Erze, glutgetränkten Sandes
225 Und flüss'ger Lavamassen
Die Städte dort tief an dem Ufersaum
Des Meeres überfiel,

Zertrümmert' und begrub
In kurzer Stunde, daß nur Ziegen jetzt
230 Hier weiden, neue Städte
Erstehn dort drüben, denen die begrabnen
Zum Schemel dienen, und der steile Berg
Die Mauerntrümmer schier mit Füßen tritt. —
Es hütet oder hegt
235 Natur nicht mehr den Menschen,
Als jenen Ameishaufen; und vernichtet
Sie seltner ihn, als diese,
Ist's darum nur allein,
Weil minder fruchtbar ist die Menschenbrut.

240 Wohl achtzehnhundert Jahre
Sind hingegangen, seit die blüh'nden Städte,
Von Feuersmacht erstickt, hinweggeschwunden,
Und wenn der fleiß'ge Landmann
Die Reben pflegt, die kümmerlich gedeih'n
245 Hier auf der todten, aschendürren Scholle,
Hebt er den Blick noch immer
Besorgt zum unheilvollen
Berggipfel, der mit ungezähmter Wildheit
Noch immer Schrecken birgt, noch immer ihm
250 Und seinen Kindern, seiner armen Habe
Verderben droht. Und oft,
Wenn auf dem flachen Dache
Des Hüttleins unterm leichten Hauch der Lüfte
Der Ärmste schlaflos liegt die Nacht hindurch,
255 Springt er empor und späht dem Laufe nach
Des Feuerstrudels, der sich niederwälzt
Aus unerschöpftem Abgrund
Hinab den sand'gen Hang, daß wiederglänzt
Von Capri die Marina,
260 Der Hafen Napoli's und Mergellina.

Und sieht er ihn herannahn, oder hört
Im tiefen Brunnen hinterm Haus das Wasser
Aufkochend gurgeln, weckt er seine Kinder,
Erweckt in Hast sein Weib, und fort mit Allem,
265 Was sich erraffen lässt an Hausrath, flüchtend,
Sieht er von fern sein Nest
Und seinen kleinen Acker,
Der vor dem Hunger ihn allein geschützt,
Zum Raub dem Glutenbache,
270 Der brausend niederschwillt und dicht und fest
Die Stätten alle unerbittlich zudeckt. —
Es kehrt' ans Licht zurück
Aus der Vergessenheit uraltem Grabe
Pompeji, dem verscharrten
275 Gerippe gleich, das Habgier
Von Neuem bloßlegt oder frommer Sinn,
Und von dem leeren Forum
Durch schnurgerade Reihen
Von Säulenstümpfen schaut der fremde Wandrer
280 Dort oben fern das zwiegetheilte Joch
Und den umwölkten Gipfel,
Der jetzt noch diese Trümmerwelt bedroht.
Und in der stillen Nacht mit ihren Schauern
Entlang den Tempelresten,
285 Oeden Theatern, umgestürzten Mauern,
Drin ihre Jungen birgt die Fledermaus,
Gleich einer düstren Fackel,
Die qualmend schwankt durch menschenleere Hallen,
Läuft dann der Schein der todesschwangern Lava,
290 Die fernher durch die Schatten
Aufleuchtet und ringsum die Gegend röthet.
So, nichts vom Menschen wissend und den Zeiten,
Die er die alten nennt, und daß den Ahnen
Die Enkelkinder folgen,

295 Ruht ewig jung Natur, vielmehr durchmessen
Muß sie so weite Bahnen,
Daß sie zu ruhen scheint. Zu Grunde gehen
Geschlechter, Sprachen, Reiche: sie ist blind,
Und nur der Mensch glaubt ewig zu bestehen.

300 Und du, schmiegsamer Ginster,
Der du mit duft'gen Wäldern
Rings diese schmuckentblößten Fluren zierst,
Auch du wirst bald der schonungslosen Macht
Der unterird'schen Glut zum Opfer fallen,
305 Wenn sie wird niederwallen
Zum wohlbekannten Grund, dein weich Gezweige
Mit hämischem Bahrtuch deckend. Und du beugst
Unter dem Todesdruck dein schuldlos Leben
Ohn' alles Widerstreben.
310 Doch früher neigst du nicht mit feigem Flehen
Und unfruchtbarem Jammer je dein Haupt
Dem künftigen Verderber, noch erhebst du's
In aberwitz'ger Hoffahrt zu den Sternen,
Verachtend diese Wüste,
315 Drin du erblüht, nicht eben
Durch freie Wahl, vielmehr durch Schicksalswillen;
Du, weiser als der Mensch
Und nicht am Wahne krank, als sei gegeben,
Durch Schicksal oder eigne
320 Kraft, deinem schwachen Stamm ein ewig Leben.

XXXV.

Scherz.

Als Knabe zu den Musen
Kam ich und wollt' in ihre Lehre gehen.
Und ihrer Eine nahm mich bei der Hand
Und blieb mir zum Geleite

5 Den ganzen Tag zur Seite,
Die Werkstatt zu besehen
Sammt allen Kunstgeräthen,
Die nöthig den Poeten.
Sie zeigte mir von allen
10 Den Nutzen und Gebrauch,
Zu Vers und Prosa auch
Zu dienen nach Gefallen.
Ich aber schaut' und fragte:
Muse, wo ist die Feile? — und sie sagte:
15 Die ist verbraucht; man thut's nun ohne sie.
Und ich: Doch sorgt ihr nicht,
Daß, wenn sie stumpf ward, ihr sie rasch erneut?
Und sie: Wir sollten wohl; doch fehlt die Zeit.

Von Leopardi's Gedichten erschienen zuerst in Rom die beiden Canzonen „An Italien" und „Ueber ein Dante-Monument", im Jahre 1818, mit einer Widmung an Vincenzo Monti, den Dichter der Basvilliana und des Aristodemo (geb. 1754 gest. 1827), dem Leopardi in der Zueignung sagt, daß Jeder, der Italien beklagt und neuerwecken möchte, con infinita consolazione seiner gedenken müsse, da er im Verein mit sehr wenigen Andern ein Hüter des letzten Ruhmes sei, der ihrem Vaterlande noch geblieben, jenes Ruhmes, der aus der Pflege der Wissenschaften und insbesondere der Literatur und der schönen Künste erblühe, so daß man noch nicht sagen könne, Italien sei todt.*)

*) Wie klar und scharf L. gleichwohl schon als Jüngling auch die Schwächen dieses großen Talentes beurtheilte, zeigt folgende Stelle in den Note e ricordi giovanili (Chiarini, op. mor. S. 516):

„Höchst merkwürdig und man kann sagen original und ihm ganz eigen ist bei Monti die Leichtflüssigkeit, Harmonie, Weichheit, Biegsamkeit, Eleganz, anmuthvolle Würde oder würdevolle Anmuth des Verses, und alle diese Eigenschaften finden wir auch in seinen Bildern; dazu kommen noch glückliche Auswahl, schlagende Deutlichkeit, plastische Kraft u. s. w.; und ich sage alle, weil auch seine Bilder etwas Leichtflüssiges, Weiches, Biegsames, Leichtes u. s. w. haben. Alles aber, was sich auf die Seele bezieht, Feuer, Leidenschaft, wahres und tiefes Gefühl, sowohl im Erhabenen als im Zarten, fehlt ihm durchaus. Er ist in der That ein Dichter des Ohrs und der Phantasie, durchaus nicht des Herzens, und so oft er, sei es nun aus freier Wahl, wie im Barden (il Bardo della selva nera), oder aus äußerer Nothwendigkeit, wie in der Basvilliana, gefühlvolle Sachen ausdrücken muß, kommt seine Herzenskälte so deutlich zu Tage, daß alle Kunst des Stils und der Composition sie nicht verbergen kann; selbst in solchen Stellen geht er sehr oft, ja vorwiegend mit einer abstoßenden Kälte und Trockenheit auf die Jagd nach klassischen, griechischen und lateinischen Citaten aus, nach einzelnen Wendungen, Concetti u. s. w., um auch solche Stellen möglichst elegant auszudrücken; dadurch erkältet er den Leser, der auch hier nur wieder jene gelehrte Bildung findet — und

Im Jahre 1820 folgte in Bologna die erste Ausgabe der Canzone „An Angelo Mai"' mit einer Widmung an den Grafen Leonardo Trissino. („Sie haben mich öfters, um mich zum Schreiben aufzumuntern, daran erinnert, daß die Geschichte unserer Zeit an den Italienern nichts Anderes zu loben finden würde, als ihre Literatur und Sculptur. Heutzutage aber haben wir uns auch in der Literatur fremder Botmäßigkeit unterwerfen müssen, und ich weiß nicht, wie deßhalb die Nachwelt über uns urtheilen wird, wenn ich erwäge, wie sehr das Talent der Gestaltung und Erfindung bei uns erloschen ist, wenn auch die Fremden dasselbe noch immer als unsre besondere und vorzüglichste Gabe anerkennen, und wie traurig jede Ader des Gefühls und wahrer Beredsamkeit in uns versiegt ist. Trotzdem bleibt das, was die Alten nur als einen Zeitvertreib betrachteten, unsere eigentliche Beschäftigung. Widmen wir uns also nach besten Kräften der Literatur und befleißigen wir uns, mit Worten zu ergötzen, da erfreuliche Thaten zu thun uns vom Schicksal versagt ist" u. s. w.)

Beide Zueignungen fanden, mit kleinen stilistischen Aenderungen, ihre Aufnahme in die Sammlung der ersten zehn Canzonen, die 1824 in Bologna erschien. Ihr folgten in den Jahren 1831 und 36 zwei Ausgaben der Canti del conte Giacomo Leopardi. Firenze, per Guglielmo Piatti, die zweite „letzter Hand", da der Dichter im folgenden Jahre starb.

Erst acht Tahre nach seinem Tode erschien eine Gesammtausgabe, Opere di G. L., edizione accresciuta, ordinata e corretta secondo l'ultimo intendimento dell'autore da Antonio Ranieri (2 Bände, Florenz 1845, mit dem Bildniß des Dichters und der Abbildung seines Grabdenkmals), welcher als 3. und 4. Theil später hinzugefügt wurden: Studi filologici, raccolti ed ordinati da Pietro Pellegrini e Pietro Giordani (Firenze 1845);

---

hier zu noch größerem Schaden als Vortheil — wie in dem ganzen übrigen Gedicht, das gleichfalls mit Uebersetzungen klassischer Stellen durchwoben ist. Das nämlich ist Monti's Gewohnheit, in der Basvilliana wie überall, eine Menge Stellen, Wendungen, Phrasen, Bilder, Gleichnisse und Metaphern — allerdings gut, aber gleichsam nur formell — aus den Alten herüberzunehmen."

Saggio sopra gli errori popolari degli Antichi, pubblicato per cura di Prospero Viani (Fir. 1846); endlich das Epistolario, raccolto e ordinato da Prospero Viani.

Seitdem folgten mehrere Ausgaben der Gedichte und der sämmtlichen Werke, von denen hier nur die zierliche Taschenausgabe der Canti (Firenze, Successori Le Monnier 1869 in 16⁰ und die sehr empfehlenswerthe zweibändige der Poesie und der Operette Morali mit Einleitung und Noten von G. Chiarini (Livorno, Franc. Vigo 1869 und 70) erwähnt sein mögen.

Von deutschen Uebersetzungen erschienen einzelne Versuche noch bei Lebzeiten des Dichters. Ob er von dem Unternehmen einer ersten Gesammtübersetzung, die Kannegießer im Dec. 1836 Karl Witte zueignete, noch erfahren habe, ist mir nicht bekannt. Dieselbe erschien in Leipzig bei Brockhaus 1837*) und enthielt nur die 23 Gedichte der Florentiner Ausgabe von 1831.

Die Mängel dieser Uebersetzung, sowohl in Bezug auf das Verständniß des italienischen Textes, wie im dichterischen Ausdruck, sind so offenkundig, daß wir uns ein näheres Eingehen darauf ersparen dürfen. Auch auf eine Kritik der zweiten, zwei Jahrzehnte später veröffentlichten und um die Gedichte der posthumen Ausgabe vermehrten Uebersetzung Robert Hamerling's (Hildburghausen, Verlag des Bibliogr. Inst. 1866) möchte ich verzichten. Hamerling's nächster Nachfolger, Gustav Brandes, hat hinlängliche Belege dafür gesammelt, daß hier die Treue sowohl gegen den Sinn, als gegen die Form des Originals allzuhäufig verletzt worden ist. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß Hamerling die Arbeit vielfach als ein opus operatum behandelt habe, vielleicht durch einen Termin gedrängt, der ihm die ruhige, pietätvolle Vertiefung in die überaus schwierige Aufgabe unmöglich machte. So ist leider eine übereilte, unzulängliche Leistung zu Stande gekommen, die seines Dichternamens in der That nicht würdig ist.

---

*) Das Motto aus Petrarca:

La mia favola breve è gia compita
E fornito il mio tempo a mezzo gli anni

deutet an, daß der Tod Leopardi's schon in Deutschland bekannt war, als Kannegießer's Buch erschien.

Ich selbst habe seit meiner ersten Bekanntschaft mit Leopardi der Versuchung nicht widerstehen können, einige seiner schwermuthsvollen Weisen nachzudichten, Anfangs vielleicht nur um zu erproben, wie weit es überhaupt gelingen könne, diese bezaubernde Mischung von Erhabenheit und Einfachheit, von sinnlichem Wohllaut und geistiger Schärfe, die gelegentlich an dialektische Nüchternheit streift, von erregtester persönlicher Stimmung und gelassenster Plastik des Ausdrucks in unserer so viel herberen Sprache wiederzugeben. Welche Mühe Leopardi selbst es sich kosten lassen, seinen Stil zu bilden, daß er in der Mitte zwischen archaistischer Affectation und moderner Abgeschliffenheit dies ihm ganz eigene Gepräge erhielt, lehrt ein Blick in die philologischen Anmerkungen, die er seinen ersten zehn Canzonen mitzugeben für nöthig hielt. Wie sorgsam er jede Zeile überwachte, unerbittlich alles Leere, Conventionelle, nur äußerlich Schmückende fernhaltend, wie er aus Furcht, gehaltlos zu werden, vielfach ins Dunkle, Schwere, allzu Gefüllte und Überhäufte verfällt, zeigen nicht blos seine Erstlinge, die noch von den Mustern der Alten sich nicht völlig frei gemacht und einen gelehrten Anstrich behalten haben, sondern auch wieder seine letzten, in der äußeren Form beinahe fessellos schweifenden lyrischen Ergüsse, in welchen uns neben Stellen des erhabensten Schwunges andere begegnen, deren Stil fast an philosophische Prosa erinnert.

Gleichwohl, so wenig meine Versuche mich befriedigten, kehrte ich immer wieder in verwandten Stimmungen zu ihnen zurück, ohne anderen Zweck, als mich selbst durch das Ringen mit diesem mächtigen Geist zu stärken oder wohlthätig zu ermüden. An eine eigene Gesammtübersetzung dachte ich nicht eher, als bis etwa vier Fünftel der Gedichte mehr oder weniger lesbar zu Stande gekommen waren, unter diesen noch nicht die schwierigsten aus der ersten, mehr akademischen Periode des Dichters: II—V, VII, dann XVIII, XXVI, XXXI. Erst jetzt lernte ich die dritte der bereits erschienenen Übersetzungen kennen: Giacomo Leopardi's Dichtungen, deutsch von Gustav **Brandes** (Hannover, Carl Rümpler 1869), von deren Vorhandensein ich freilich gewußt hatte, die mir aber zufällig nie

vor Augen gekommen war. Daß ich mich nicht früher beeilt hatte, sie zum Vergleich heranzuziehen, hatte seinen Grund in meiner Überzeugung von der fast unbesiegbaren Schwierigkeit der Aufgabe. Wenn ein Dichter von Hamerling's Ruf, dachte ich, so weit hinter dem Ideal zurückbleibt, ist die Wahrscheinlichkeit gering, daß ein Dilettant, der die Sache aus Liebhaberei unternommen, glücklicher zum Ziele gekommen sein möchte.

Der erste Blick in das Brandes'sche Buch beschämte meinen Unglauben, und zwar, wie es zu geschehen pflegt, so lebhaft, daß ich nun eben so geneigt war, die Arbeit dieses Vorgängers zu überschätzen, wie ich auf bloßes Hörensagen ihr Unrecht gethan. Hier schien mir Alles geleistet, was überhaupt billigerweise von einem verdeutschten Leopardi gefordert werden könne. Die Trefflichkeit der historisch-biographischen Einleitung habe ich schon oben anerkannt. Aber auch die Übersetzung, zumal jener Gedichte, an denen ich mich selbst noch nicht versucht hatte, machte den günstigsten Eindruck. Sie vereinigt Treue mit Leichtflüssigkeit, melodischem Klang, Reinheit der Reime, so weit dieselbe ohne allzu große Opfer durchzuführen war, — kurz, dieser Arbeit gegenüber schien es mir nicht nur überflüssig, die eigene fortzusetzen und zu vollenden, da jeder des Italienischen Unkundige, der von dem Dichter des Pessimismus eine Vorstellung gewinnen wollte, an diesem Buche den zuverlässigsten Interpreten fände, sondern ich scheute mich auch, durch die Herausgabe meiner Übersetzung mir selbst den Vorwurf zuzuziehen, den ich oft gegen Andere ausgesprochen, daß in unserer literarischen Welt die Unsitte herrsche, eine Aufgabe dieser Art, die irgend Jemand mit Fleiß und Glück so eben gelös't, auf der Stelle noch einmal zu unternehmen, nur um diese oder jene geringfügigen Mängel des Vorgängers zu bessern, oder um das, was der Eine so zu machen für gut befunden, überhaupt nur *anders* zu machen.

Ein genaueres Studium des Brandes'schen Buches hat mich von dieser Ansicht zurückgebracht. So sehr ich mich mehr und mehr überzeugte, daß die Einleitung Alles enthalte, was zur Orientirung über die persönlichen und Zeitverhältnisse des *Menschen* Leopardi für ein deutsches Publikum irgend von

Wichtigkeit sein könnte, so entschieden bestärkte ich mich in der Meinung, daß der Dichter noch nicht zu seinem vollen Rechte gekommen, daß es nicht nur wünschenswerth, sondern möglich sei, von seiner freilich unerreichbaren Art und Kunst einen reineren und mächtigeren Begriff zu geben, als hier, trotz des redlichsten Bemühens und so mancher glücklichen Inspiration, im Großen und Ganzen geschehen war.

Nicht von einzelnen Härten, Ungelenkheiten, Trübungen des Sinnes oder gar Mißverständnissen — die selbst bei diesem gewissenhaften und des Italienischen so kundigen Übersetzer mit unterlaufen — soll hier die Rede sein; obwohl eine Nachdichtung, deren Verfasser „an sich selbst die höchsten Ansprüche gemacht zu haben glaubt", es vermieden haben sollte, gleich in der ersten Strophe der ersten Canzone von dem Lorbeer und dem Schwert zu reden, „die einst umzogen der Ahnen Stirn und Hüfte" und in derselben Strophe von „Ketten, die beide Arme ihr umziehen", — beide Male nur aus Reimnoth —, und sich Inversionen zu erlauben wie S. 148

und kannst du nicht besinnen
Dich eines Bessern, schauend solch Exempel

und S. 156

Daß deine Söhne jagen
Nicht blind dem Glücke nach

oder S. 158

Wenn anders Frau'n noch wählen
Sich lieber Männerkraft als Weiberseelen.

Auch einzelne Abweichungen in der Reimordnung (S 170 V. 84 u. 86; S. 230 V. 51 u. 52; S. 234 V. 19 u. 23; S. 242 S. 118, 122, 126; S. 254 u. 55 V. 18 u. 24 u. a.) oder in der Silbenzahl einzelner Verse können nicht in Betracht kommen. Schwerlich wird bei einer so schwierigen Aufgabe jedes Versehen so geringfügiger Art zu vermeiden sein, und meine eigene Arbeit mag sich davon nicht frei gehalten haben. Wichtiger ist eine Principienfrage, die auf die

Haltung und Farbe des Ganzen einen bedeutsamen Einfluß geübt hat.

Der italienische Vers hat bekanntlich in der Regel weiblichen Ausgang. Wo der männliche — in kürzeren lyrischen Strophen, wie in der „Auferstehung" (S. 143) — zwischen den weiblichen oder gleitenden (sdruccioli) auftritt, erscheint er als ein eigenes rhythmisches Element, dessen Werth und Wirkung zu erörtern hier zu weit führen würde. Die Canzone hat zu allen Zeiten an dem weiblich endenden Verse festgehalten, wie auch der fünffüßige Jambus, die versi sciolti, sowohl in der Satire als im Drama.

Diese metrische Eigenheit, die dem Genius der italienischen Sprache völlig angemessen ist, verleiht ihrer Poesie für ein germanisches Ohr, das die feineren Stilunterschiede noch nicht zu erkennen vermag, durchweg einen weichen, elegischen Klang, während die verschiedene Behandlung des Verses für das Ohr des Italieners die größten Unterschiede selbst in der ganz äußerlichen Wirkung des Stils hervorbringt. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn Leopardi's Vers im Großen und Ganzen, etwa im Vergleich mit der Petrarchischen Form, nicht als ein gedrungener, energisch gespannter, männlicher Vers erschiene, dem nicht sein Recht geschieht, wenn wir ihn bei einer Übertragung ins Deutsche durchaus in weiblich ausklingendem Rhythmus hingleiten lassen. Dies hat Brandes gethan, obwohl er in den fünffüßigen Jamben gleichfalls von dem Gesetz der ausschließlich weiblichen Verse abgewichen ist, und hat sich dadurch die Arbeit mit großer Entsagung selbst erschwert, mit all seiner Mühe aber nur das bewirkt, daß er den charakteristischen „poetischen Hauch, jenes unerklärliche Etwas, welches unmittelbar auf die Seele wirkt", vielfach gestört und die Grundfarbe des Originals gerade durch zu ängstliche formelle Treue getrübt hat. Mögen die kleineren Stimmungsgedichte von rein elegischem Charakter durch diesen gleichmäßigen Tonfall vielleicht gewonnen haben: die großen betrachtenden, patriotischen, leidenschaftlich hinschreitenden Canzonen wirken in dieser Gestalt sicherlich befremdlich weich auf den deutschen Leser.

Dazu kommt ein anderes Übel, das aus dem Bestreben

hervorging, das Original an melodischem Vollklang womöglich zu überbieten: die viel zu häufige Freiheit, die Brandes sich genommen, in einander übergehende Verse durch solche zu ersetzen, wo der Satz mit dem Versende schließt. Seine Verse tönen darum vielfach melodischer aus, als im Original, nähern sich weit mehr der conventionellen schönen Verskunst Petrarca's und bestechen auf den ersten Anblick durch ihre ruhigere Gliederung.

Und doch müssen wir uns sagen, daß Leopardi gewiß mit voller Absicht seine Verse so und nicht anders gebaut haben wird, daß es auch ihm unschwer gelungen sein würde, Satzglied und Verszeile sich regelmäßiger decken zu lassen. Wenn er es verschmähte, wußte er wohl, was er damit erreichen wollte: einen Stil, der sich der gesprochenen Rede inniger anschmiegte, den Geist des Hörers nicht mit schmeichelnder Musik gegen den Sinn der tiefen und oft dunklen Gedanken abstumpfte. Mag er aber auch Nichts damit gewollt haben: wir sind es ihm schuldig, ihn zu geben, wie er selbst sich gegeben hat. Nirgend ist eine Änderung, welche die Miene annimmt, eine Verschönerung sein zu wollen, weniger am Platz, als einem so vollendeten, so bewußten und tiefsinnigen Meister gegenüber, wie Leopardi nach dem einstimmigen Zeugniß seiner Nation auch als Sprachbildner und Stilist gewesen ist.

Ich würde auf diesen Punkt weniger Gewicht legen, am wenigsten eine Absicht meines Vorgängers darunter vermuthen, wenn er nicht in einigen Fällen es geradezu ausgesprochen hätte, daß er an der Form geändert, um — nach seinem Dafürhalten — den fehlerhaften Bau einer Strophe zu corrigiren. (Vgl. die Anmerkung zum XXXIII. Gedicht.) Vielleicht mag es auch mir nicht immer geglückt sein, durch die vielen Einschnitte der Verse hindurch so wie im Original den leichten Fluß der Strophe sicher hinüberzutragen. Den Gesammtcharakter indessen, der fast immer an eine gesprochene Herzensbeichte, eine im Feuer des Moments inprovisirte Rede, nicht an lyrischen Stimmungsniederschlag in reinlichen, gleichförmigen Wortgebilden erinnert, glaube ich durch meine sorgfältige Nachbildung dieser formellen Eigenthümlichkeit besser gewahrt zu

haben, wie denn auch der männliche Ausklang des Verses, mit weiblichem regellos wechselnd, dem Geiste Leopardi's sicherlich congenialer ist, als die in deutscher Poesie unerhörte Monotonie der weiblichen Endungen.

Mit all diesem ist aber der Hauptpunkt noch nicht berührt, um den es sich für mich handelte, als ich Vorzüge und Mängel der Brandes'schen Übersetzung gegen einander abwog und zu dem Schlusse kam, ein neuer Versuch werde nicht als müßger Zeitvertreib, aus eigensinnig-individuellem Formtrieb entsprungen, von den Einsichtigen verurtheilt werden. Je mehr ich mich nämlich bemühte, die Leistung meines Vorgängers im Ganzen und als ein Ganzes zu würdigen, je deutlicher wurde meine Empfindung, daß es ihr gerade im Ganzen an etwas sehr Wesentlichem, an dem Einen, was Noth thut, fehle, daß nicht sowohl einzelne stilistische Mängel hier in Betracht kämen, als vielmehr die Erkenntniß, der ich mich nicht verschließen konnte, daß die Arbeit überhaupt keinen Stil habe.

Was unter diesem vieldeutigen Wort zu verstehen sei, ist bekanntlich eine der schwierigsten Fragen unserer noch so tief im Argen liegenden Aesthetik. Vielleicht wenn man dahin gekommen sein wird, die Wissenschaft vom Schönen nicht von oben herab aus abstracten Principien herzuleiten, sondern sie auf dem breiten Mutterboden der psychologischen Erfahrung aufzubauen, wird auch der Stilbegriff sich leichter und sicherer begründen lassen. Hier genüge es, daran zu erinnern, was in allen noch so verschiedenen Definitionen des Stils als ein Gemeinsames wiederkehrt: an den Begriff einer von innen heraus nach eigenem Gesetze bildenden und alle Glieder durchdringenden einheitlichen Kraft. Dieses bildende Princip ist überall das Individuelle, die Macht der Persönlichkeit, die einen künstlerischen Stoff nach eignem Triebe zum Abbild ihrer selbst ausprägt, von der Signatur aller anderen, geringeren oder überlegenen Individuen unterscheidbar. Sprechen wie doch auch vom Stil in der Baukunst, die nicht das Werk eines Einzelnen ist, einem dorischen, jonischen, korinthischen z. B., nur in so fern, als wir das hier waltende formgebende Gefühl als einen characteristischen Zug der gesammten Volkspersönlichkeit auffassen, wodurch

mit schlagender Schärfe die Fülle der einzelnen in einem Stamm zerstreuten Kunsttriebe unter ein einziges großes Gesetz gebändigt worden sei.

Fordern wir nun von den Erscheinungen, die das Zusammenwirken unzähliger Einzelkräfte nöthig machen, einen klar ausgeprägten Stil in diesem Sinne, um ihnen bleibenden Werth und Bedeutung für die Entwicklung der Künste einzuräumen, wie viel mehr müssen wir bei der allerpersönlichsten Kunstübung, der Poesie und der lyrischen insbesondere, vor Allem danach fragen, ob eine einzelne Erscheinung so deutlich ein durchwaltendes individuelles Machtgefühl, ein kräftig organisirendes Gesetz in all ihren Lebenserscheinungen offenbare, daß wir sie zu den dauernden Gestalten, zu den ewig bedeutsamen und wirksamen Repräsentanten der Gattung zählen dürfen. Hier ist von keinem Geschmacksurtheil die Rede, nur von dem Erforschen natürlicher Verhältnisse, und die anziehende oder abstoßende Wirkung, die gewisse Naturkräfte auf gewisse Complexionen, Temperamente oder Geschmacksrichtungen ausüben, kann erst in zweiter Linie in Betracht kommen. Es ist für diese Vorfrage sehr gleichgültig, ob ein Dichter mehr oder weniger Phantasie, Geist, Naturgefühl, Formsinn, Geschmack, sittliche Tiefe besitze. Zunächst handelt es sich darum, zu prüfen, ob das, was er von all diesen Eigenschaften besitzt, sich zu künstlerischen Gebilden vereinige, die nach einem deutlich erkennbaren individuellen Gesetz sich gestalten, regen und bewegen, mit Einem Wort, ob sie im Stande sind, den Eindruck von Schöpfungen zu machen, die mit Naturnothwendigkeit so und nicht anders entstanden seien. Ist dies der Fall, worüber freilich nur ein feingearteter, durch lange Uebung geschärfter Sinn zu urtheilen vermag, so sagen wir, daß dieser Dichter einen characteristischen Stil habe, was im Grunde nichts Anderes heißt, als daß er überhaupt ein wirklicher Dichter sei. In diesem Sinne könnte man das bloße Talent im Gegensatz zum wahren Genie dahin bezeichnen, daß ihm alle geistigen und sinnlichen Gaben verliehen sein könnten, die zur Hervorbringung künstlerischer Werke nöthig sind, nur nicht jene geheimste persönliche Macht und Selbstherrlichkeit,

die jedes einzelne Werk als eine Offenbarung dieses und keines andern Menschenwesens erscheinen lasse.

Niemand wird es einfallen zu bezweifeln, daß in diesem Sinne Leopardi eine der stilvollsten Dichternaturen war, einheitlich bis zur Eintönigkeit, in sein Selbst zurückgezogen bis zu starrer Vereinsamung, vom Recht seiner Persönlichkeit in hohem Stolz durchdrungen und überdies ein so feinhöriger, bewußter Beherrscher der Form, daß er von seinem Stil — das Wort hier im äußerlichen Sinne genommen — jede Wendung sorgfältig fern hielt, die nicht vom individuellsten Hauche belebt war. Wer uns daher den Dichter Leopardi nahe bringen will, dessen höchste Sorge wird es sein müssen, vor Allem dem Eindruck einer geschlossenen Persönlichkeit wieder hervorzurufen, alle Worte und Wendungen, die das Original zu interpretiren versuchen, aus einem möglichst einheitlichen Sprachgefühl hervorquellen zu lassen, überhaupt nicht eher ans Werk zu gehen, als bis er mit eigner künstlerischer Kraft das geistige Grundwesen des fremden Dichters in seinem Innern nachgeschaffen hat.

Wie schwer dieses höchste Ziel des Uebersetzers zu erreichen ist, wenn es sich um die eigenartigsten Dichternaturen handelt, wie selten die Aufgabe voll erkannt und mit congenialer Meisterschaft gelös't worden ist, bedarf keines weiteren Zeugnisses. Niemand ist dem Ideal dieser Kunst, die auf ihrer Höhe aus einer Dienerin wieder zur Selbstherrscherin wird, näher gekommen, als A. W. Schlegel. Auch war er sich der ganzen Größe des Unternehmens klar bewußt.*) Wir wissen, daß er kein Dramatiker war. Aber in den Augenblicken, wo es ihm gelang, das Feinste und Geistigste des Shakspeare'schen Stiles nachzubilden, wird

*) Wenn es nun möglich wäre, — sagt er in dem Aufsatz „Etwas über William Shakspeare, bei Gelegenheit Wilhelm Meister's" (Sämmtl. Werke, herausg. v. Böcking VII. S. 39) — ihn (Shakspeare) treu und zugleich poetisch nachzubilden, Schritt vor Schritt dem Buchstaben des Sinnes zu folgen und doch einen Theil der unzähligen, unbeschreiblichen Schönheiten, die nicht im Buchstaben liegen, die wie ein geistiger Hauch über ihm schweben, zu erhaschen! Es gilt einen Versuch. Bildsamkeit ist der ausgezeichnetste Vorzug unserer Sprache, und sie hat in dieser Art schon Vieles geleistet, was andern Sprachen mißglückt oder weniger gelungen ist: man muß an Nichts verzweifeln.

er selbst etwas von der Stimmung des Dramatikers in sich empfunden haben, da ihm dann die Dichternatur, der es hier gerecht zu werden galt, in ihrer ganzen Lebensfülle eben so deutlich vorschweben, ihn eben so schöpferisch anregen mußte, wie der Held eines Dramas als ein lebendig athmendes Wesen im Dichter selbst sich regen muß, um ein einheitliches individuelles Gepräge von ihm zu empfangen. Und wie der originale Dichter sich hüten wird — vielmehr sich nicht erst künstlich zu hüten braucht —, etwa in einem Monolog seinen Helden aus dem Stile fallen, d. h. ihn etwas sagen zu lassen, was der Einheit seines Charakters widerspräche, so wird der Uebersetzer, wenn er von dem Stil seines Urbildes, d. h. von der Einheit eben dieses Dichtercharakters durchdrungen ist, in seiner Nachdichtung mit sicherem Takt Ton und Farbe gleichmäßig stimmen und alle Einzelheiten des Ausdrucks einem entscheidenden Gesammtgefühl unterordnen.

Mit diesem Maßstabe gemessen — wie wenige unserer Uebersetzungen können vor einer schärferen Kritik bestehen! Und wahrlich ist es noch kein schwerer Tadel, wenn ich offen ausspreche, daß die Brandes'sche Uebersetzung dieser höchsten Forderung nicht genügt. Ich bin nicht gesonnen, im Einzelnen nachzuweisen, wo sie etwa aus dem Stil fällt, einzelne Stellen desselben Gedichts gegeneinander zu halten, die wie aus entgegengesetzten Tonarten klingen, Wendungen mit einander zu vergleichen, die einem so grundverschiedenen Sprachgefühl angehören, wie wenn etwa Lessing'sche Redeweise mit Theodor Körner'scher gepaart würde. Nur um für meine Behauptung nicht jeden Beweis schuldig zu bleiben, führe ich den Beginn des 17. Gedichts, Consalvo, hier an:

Consalvo fühlte nah sein Lebensende,
Ein sonst gefürchtet, jetzt willkommnes Ziel.
Er lag auf seinem Sterbebett; ihm winkte
Schon nah' inmitten seines fünften Lustrums
Das heiß ersehnte Land „Vergessenheit".
So lag er da, an seinem Todestage
Von seinen liebsten Freunden längst verlassen;

Denn endlich bleibt kein Freund dem Mann auf Erden,
Der dieses Erdenlebens überdrüssig.
Nur Eine harrte aus an seiner Seite,
Gerührt von Mitleid, weil er so verlassen,
Sein steter und alleiniger Gedanke,
Elvira, Abbild göttergleicher Schönheit.

Wer in diesen Versen, die völlig wie der Anfang einer prosaischen Novelle klingen, einen Hauch des Leopardi'schen Geistes zu spüren vermag, dem würde wohl auch eine Reihe ähnlicher Beispiele nicht genügen, um mein Urtheil von dem Verdacht der Parteilichkeit für den eigenen Versuch zu reinigen.

Wie weit entfernt ich von der Einbildung bin, das Letzte und Beste geleistet zu haben, was überhaupt möglich sei, wird Jeder erkennen, der mir bis hieher unbefangen gefolgt ist. Nur des ernsten Strebens bin ich mir bewußt, nicht bloß den Inhalt dieser Dichtungen in möglichster Treue und erträglich fließenden Versen zu überliefern, sondern den Dichter selbst, soweit ein so viel spröderes Idiom es gestatten wollte, als eine ganze, von Einem geistigen Hauch beseelte Gestalt, die ihre eigene Sprache spricht, nachzuschaffen und unserem Volke zuzuführen.

Bald nach dem Erscheinen der ersten zehn Canzonen (Bologna 1824) brachte die Zeitschrift Il nuovo Ricoglitore, erster Jahrgang 1825, Seite 659, eine anonyme Besprechung des Heftchens, als deren Verfasser nach den sichersten Zeugnissen (u. A. seiner eigenen Schwester) der Dichter selbst zu betrachten ist. Fehlten indeß auch alle äußeren Kennzeichen, so würden schon die inneren, Stil und Ton des merkwürdigen Artikels und die Enthaltung von jedem eigentlichen Urtheil über den dichterischen oder Gedankenwerth dieser „Novität", aufs Bestimmteste auf Leopardi's Urheberschaft hinweisen.

Diese Selbstanzeige lautet:

„Zehn Canzonen sind es, und mehr als zehn Absonderlichkeiten (stravaganze). Zuerst: unter zehn Canzonen nicht eine einzige, die von Liebe handelt. Zweitens: nicht alle, und auch

diese nicht überall, sind im Petrarchischen Stil. Drittens: sie sind auch nicht im Stil der Arcadia noch des Frugoni, weder in dem Chiabrera's, noch Testi's, Filicaja's, Guidi's oder Manfredi's, noch erinnern sie an die Lyrik Parini's oder Monti's, kurz, an keinen andern Stil der italienischen Lyrik. Viertens: Niemand würde aus den Ueberschriften den Inhalt der einzelnen errathen können; ja meistentheils vertieft sich der Dichter schon vom ersten Verse an in Betrachtungen, die von Allem, was der Leser erwarten könnte, weit abliegen. So spricht z. B. ein Hochzeitslied weder von Ehebett oder Gürtel, noch von Venus oder Hymen. Eine Canzone an Angelo Mai spricht von ganz anderen Dingen als von Handschriften. Eine an einen Sieger im Ballonspiel ist keine Nachahmung Pindar's. Eine andere an den Frühling beschreibt weder Wiesen noch Gebüsche, weder Blumen noch Gräser und Kräuter. Fünftens: die Themata der Canzonen sind an und für sich nicht weniger absonderlich. Eine, die betitelt ist „Sappho's letzter Gesang", stellt sich die Aufgabe, das Unglück einer feinfühligen, zarten, empfindsamen, edlen und warmen Seele zu schildern, die, jung an Jahren, sich in einem häßlichen Körper befindet; eine so schwierige Aufgabe, daß meines Wissens kein namhafter Autor weder bei den Alten noch bei den Neueren sich daran gewagt hat, mit alleiniger Ausnahme der Frau von Staël, die denselben Vorwurf, doch in ganz anderer Weise, in einem Brief zu Anfang ihrer Delphine behandelt. Eine andere Canzone, „Hymnus an die Patriarchen oder von den Anfängen des Menschengeschlechts", ist im Grunde nur ein Panegyricus auf die Sitten in Californien und behauptet, daß das goldene Zeitalter keine Fabel sei. Sechstens: alle Canzonen sind voll von schwermüthigen Klagen; als ob Welt und Menschen traurige Dinge wären und das menschliche Leben unglücklich. Siebentens: wenn man sie nicht aufmerksam lies't, versteht man sie nicht. Als ob die Italiener aufmerksam zu lesen pflegten! Achtens: der Dichter scheint die Absicht gehabt zu haben, seine Leser zum Denken anzuregen. Als ob dem, der ein italienisches Buch lies't, etwas davon im Kopf bleiben müßte, oder als ob heutzutage der, der schreiben will, vorher einen Gedanken in sich tragen müßte!

Neuntens: fast so viel Seltsamkeiten wie Behauptungen. Zum Exempel: daß nach der Entdeckung Amerikas die Erde uns kleiner scheine, als vorher; daß die Natur zu den Alten gesprochen, d. h. sie inspirirt habe, jedoch ohne sich ihnen zu enthüllen; daß, je mehr Entdeckungen in den Naturwissenschaften gemacht würden, desto mehr unsre Vorstellung von der Nichtigkeit des Universums sich befestige; daß Alles in der Welt nichtig sei außer dem Schmerz; daß Schmerz besser sei, als Langeweile; daß unser Leben zu nichts Anderem diene, als es selbst verachten zu lernen; daß die Erkenntniß der Nothwendigkeit eines Uebels nur die gewöhnlichen Seelen, nicht aber die großen darüber trösten könne; daß Alles im Universum Geheimniß bleibe, bis auf unser Unglück. Zehntens, — elftens, — zwölftens und so fort.

Als eine Probe wollen wir hier die Canzone „An die Geliebte" mittheilen, die kürzeste von allen und vielleicht, bis auf das Thema, die wenigst absonderliche. Die „Geliebte" des Autors ist eines jener Idole, eines jener mit himmlischer und unaussprechlicher Schönheit und Tugend geschmückten Phantome, wie sie uns oft im Schlaf und Wachen vor die Phantasie treten, wenn wir kaum dem Knabenalter entwachsen sind, und späterhin noch zuweilen, aber seltener, im Traum oder einer Art von Hallucination, im Jünglingsalter. Mit einem Wort: es ist das Weib, wie es sich nirgends findet. Der Autor weiß nicht, ob seine Geliebte (und indem er sie so nennt, erklärt er, daß er keine Andere neben ihr liebe) bis jetzt überhaupt geboren sei oder jemals werde geboren werden; er weiß, daß sie gegenwärtig nicht auf Erden lebt, daß wir nicht ihre Zeitgenossen sind; er sucht sie unter den Platonischen Ideen, er sucht sie im Monde, auf den Planeten des Sonnensystems, auf denen der Sternenkreise. Wenn man diese Canzone ein Liebesgedicht nennen will, kann eine solche Liebe doch sicherlich weder Eifersucht leiden noch einflößen, denn außer dem Verfasser wird kein irdischer Verliebter Lust haben, durch das Teleskop zu lieben. (Hier folgt die Canzone S. 81:

Du Holde, die mein Sehnen 2c.)

Zwischen den Canzonen sind einige Prosastücke eingestreut, nämlich zwei Briefe, einer an den Ritter Monti und ein anderer an den Grafen Trissino von Vicenza, und eine „Vergleichung der Sentenzen des jüngeren Brutus und des Teophrast nahe vor ihrem Tode". Dann folgen Anmerkungen, größtentheils sprachlicher Art; denn in Italien ist die Sprache so zu sagen die Tagesfrage, und man kann nicht läugnen, daß der Tag in Italien lang ist.

Das Herz fühlt endlich
An allen Dingen Ueberdruß, am Schlaf,
Am Tanzen, am Gesang und an der Liebe,
Die süßer doch, als von der Sprache reden;
Allein der Sprache wird es niemals satt, —*)

wenigstens das Herz der Italiener."

Anmerkungen.

I.

An Italien.

v. 80. „Der Kampf bei den Thermopylen wurde in der That von Dem gefeiert, der in diesem Gedicht als Sänger eingeführt wird, von Simonides, den die Alten unter ihre ersten Lyriker zählten und der, was wichtiger ist, zur Zeit des persischen Krieges lebte und ein geborener Grieche war.**) Wenn wir auch von seiner Grabschrift absehen, die bei Cicero und Andern angeführt wird, haben wir doch das Zeugniß Diodor's im 11. Buche, wo auch einige hierauf bezügliche Worte des Dichters angeführt werden, von denen ich zwei oder drei in den fünften Vers der letzten Strophe aufgenommen habe" u. s. w.

Aus dem Briefe Leopardi's an Vincenzo Monti
vor den Ausgaben von Rom und Bologna.

---

*) Alles wird man ja satt, des Schlafes sogar und der Liebe,
Auch des süßen Gesangs und bewunderten Reigentanzes,
Welche doch mehr anreizen die sehnsuchtsvolle Begierde,
Als der Krieg; doch die Troer sind niemals satt des Gefechtes.
Hom. Il. XIII. 636.

**) geb. auf der Insel Kos 559, gest. 469 v. Chr.

II.

Als man Dante in Florenz ein Denkmal setzen wollte.

Das Monument, worauf sich dies Gedicht bezieht, wurde 1829 in der Kirche Sta. Croce in Florenz enthüllt.

Brandes.

v. 17.

Pensier degli avi nostri e de' nepoti.
Der Ahnen denk' im Herzen
Und denke der Geschlechter künft'ger Tage

übersetzt Brandes. Es ist aber wohl nur der Gegensatz der früheren Zeit und der heutigen gemeint.

v. 18. Leopardi hat hier besonders Byron im Auge, der im 4. Gesang seines Childe Harold Strophe 56 die Frage aufwirft:

But where repose the old Etruscan three —
Dante and Petrarch and, scarce less than they,
The Bard of Prose, creative spirit! he
Of the Hundred Tales of love — where did they lay
Their bones, distinguish'd from our common clay
In death as life? etc.

und Strophe 57:

Ungrateful Florence! Dante sleeps afar
Like Scipio, buried by the upbraiding shore etc.

Brandes.

v. 54—60.

Chi dirà l'onda e il turbo
Del furor vostro e dell' immenso affetto?
Chi pingerà l'attonito sembiante?
Chi degli occhi il baleno?
Qual può voce mortal celeste cosa
Agguagliar figurando?

Man sieht, daß die starken Ausdrücke, die vielleicht übertrieben klingen, im Original nicht gemäßigter lauten, als in der Uebersetzung.

v. 79.

Che saldi men che cera e men ch' arena,
Verso la fama che di te lasciasti,
Son bronzi e marmi.

Brandes übersetzt, mir völlig unverständlich:

Denn Wachs und Sand selbst dürften länger bleiben
— Denk' ich des Ruhms, den dir die Welt erwiesen (!) —
Als Erz und Stein.

Auch in v. 76

Se di costei che tanto alto locasti

scheint mir Brandes' Uebersetzung:

die du so hoch gepriesen

nicht das Rechte zu treffen, wie auch das sehr wichtige

Io so ben che per te gioia non senti

nicht zu seinem Recht kommt durch den Vers

Ich weiß, dein Herz wird drum nicht freud'ger wallen.

Ma non per te, womit die folgende Strophe beginnt, verliert dadurch all sein Gewicht.

v. 100. Leopardi kehrt hier zu dem Gegenstande seines tiefsten patriotischen Kummers, zu dem Antheil der Italiener an den Napoleonischen Eroberungszügen und der russischen Niederlage, zurück, dem schon in dem Gedicht an Italien die dritte Strophe gewidmet war.

v. 117—119.

intatto
Che lasciaron quei felli?
Qual tempio, quale altare o qual misfatto?

Unsere Übersetzung hat nur sehr ungenügend den Doppelsinn das intatto wiedergegeben, doch jedenfalls treuer und klarer, als die Brandes'sche:

Was war heilig jenen frechen
Ruchlosen noch geblieben?
Gleich war ja Alles — Altar, wie Verbrechen.

v. 153.

Moriam per quella gente che t'uccide

Brandes:

Zu sterben für dies Volk, das dich nur tödtet.

v. 181.

O glorioso spirto,
Dimmi: d'Italia tua morto è l'amore?

Völlig mißverstanden bei Brandes:

Starb für Italien alle Deine Liebe?

Der Sinn ist:

Lebt Niemand mehr, der dein Italien liebt?

III.

An Angelo Mai.

Angelo Mai, geb. 1781, hat bekanntlich als Custode der vaticanischen Bibliothek die Gelegenheit zur gründlicheren Durchforschung dieses unermeßlichen Handschriftenschatzes aufs Eifrigste benutzt und die werthvollsten Entdeckungen zu Tage gefördert (gesammelt in seinen Auctores classici e vatic. cod. editi, Romae 1828—38, 10 Bände; Scriptorum veter. nova collectio e vat. cod. ed. 1825—38 u. s. w.). 1825 wurde er apostolischer Protonotar, später Präfect der Index-Congregation, 1838 Cardinal. Er starb 1854.

v. 43.

ozio circonda
I monumenti vostri.

Wörtlich: Die Denkmäler, die ihr hinterlassen, umwohnt jetzt ein träges Geschlecht. — Brandes entfernt sich noch weiter von dem Wortsinn:

es dient als Lotterbette
Der Ahnen Ruhm.

v. 50. Die Zeit der Renaissance ist gemeint, in welcher, zunächst durch Petrarca und Boccaccio, die klassische Literatur in Italien aus ihrer Verschollenheit wieder hervorgezogen wurde.

v. 61. Dante.

v. 66. Petrarca. „Wenn man mich fragte, welches ich für das glänzendste Muster italienischer Sprachgewalt halte, würde ich sagen: Die beiden Canzonen Petrarca's Spirto gentil etc. und Italia mia etc. Auch Tasso war in der That sprachgewaltig, besonders wo er von sich selbst spricht, ja er ist außer Petrarca der einzige wahrhaft beredte Italiener. Hauptsächlich machte ihn das Unglück dazu und daß er sich so häufig in der Lage sah, sich vertheidigen zu müssen, oder irgend sonst von sich zu sprechen; denn ich werde stets behaupten, daß die großen Männer, wenn sie von sich sprechen, über sich selbst hinauswachsen und die kleinen wenigstens etwas werden, da auf diesem Gebiet die Leidenschaften und das Interesse und die gründliche Kenntniß u. s. w. Affectation und Sophisterei, jene Haupthindernisse wahrer Beredsamkeit und Poesie, nicht aufkommen lassen, weil man sich nicht damit aufhalten kann, Gemeinplätze zu drechseln, wenn man seine eigene Sache führt; da kommen nothwendig die Natur und das Herz zu Worte, und man spricht ungezwungen und aus voller Seele." . . . .

(Varii Pensieri. Chiar. op. mor. S. 509.)

v. 76. Colombus, in dem ligurischen Genua geboren. Die „Säulen" sind die Säulen des Herkules.

v. 79. „Bei den Alten war die Sage verbreitet, daß man in Spanien und Portugal bei Sonnenuntergang mitten im Meer ein Zischen höre, ähnlich wie wenn eine Kohle oder ein glühendes Eisen in Wasser getaucht würde." So Leopardi, der auch die Stellen seiner Gewährsmänner Kleomedes, Strabo, Juvenal, Statius und Ausonius genauer anführt. Auch in Betreff der sogni leggiadri, von denen die folgende Strophe spricht, hat der Dichter in einer längeren Anmerkung Belegstellen und Autoritäten der griechischen Dichter zusammengestellt (Chiarini's Ausgabe der Poesie S. 509 und 10).

v. 106. Ariosto.

v. 132. „Der Schluß der Strophe bezieht sich auf das seltsame Zusammentreffen, daß Tasso starb, da man eben damit umging, ihn auf dem Capitol zum Dichter zu krönen."

Leopardi.

v. 149.

In questo secolo
Vano e banchiere.
Giusti, Le memorie di Pisa.

Vielleicht aber ist nicht sowohl das kaufmännische, als das statistische Rechnen gemeint, mit welchem L. sehr wenig zufrieden war, da er einen wahren Fortschritt der Menschheit von dieser modernsten Wissenschaft nicht erwartete.

v. 155. Der Allobrogo feroce ist Vittorio Alfieri aus Asti, das im ehemaligen Gebiet der alten Allobroger liegt. Außer seinen Dramen, die von heftigem Freiheitsdrang erfüllt ein einziger großer Protest gegen die politische Verkommenheit der Zeit sind, hat Alfieri auch in seiner Schrift della Tirannide seinen Ueberzeugungen von dem, was Italien Noth thue, einen leidenschaftlichen Ausdruck gegeben.

a cui dal polo
Maschia virtù, non già da questa mia
Stanca ed arida terra
Venne nel petto . . .

Brandes bezieht diese Stelle auf England „wo Alfieri lange Zeit weilte und Land und Literatur studirte, ehe er anfing zu schriftstellern." Dieser an sich plausibeln Deutung steht Leopardi's eigene Anmerkung entgegen: polo è pigliato all' usanza latina per cielo. Die Zulässigkeit dieses Gebrauchs auch für das Italienische belegt er ausdrücklich mit einer älteren Stelle. Er selbst braucht das Wort in gleichem Sinne noch einmal in der letzten Strophe der 5. Canzone:

Ma per te stesso al polo ergi la mente.

IV.

Zur Hochzeit der Schwester Paolina.

Diese Hochzeit hat nie stattgefunden. Leopardi's Briefwechsel enthält vielfache Zeugnisse dafür, daß es nicht die Schuld des Bruders war, wenn die Schwester unvermählt blieb. Einer

der vielen Briefe, in denen das schöne geschwisterliche Verhältniß klar zu Tage tritt (Epist. I. 270), möge hier seine Stelle finden.

„Liebe Paolina!

„Dein Brief ist mir sehr angenehm gewesen, wie mir immer all deine Briefe sein werden; zugleich aber thut es mir sehr leid zu hören, daß deine Phantasie dir so viel zu schaffen macht. Ich sage nicht „deine Phantasie", als ob du dir nur eingebildeten Kummer machtest, sondern ich meine, daß die Einbildungskraft überhaupt die Quelle aller unsrer Uebel ist; denn in der That giebt es in der Welt weder ein wahres Gut, noch menschlich gesprochen ein wahres Uebel, außer körperlichem Schmerz. Ich wollte, ich könnte dich trösten und dein Glück auf Kosten des meinigen gründen; aber da ich es nicht kann, versichere ich dich wenigstens, daß du in mir einen Bruder hast, der dich herzlich liebt und immer lieben wird, der das Peinliche und Beschwerliche deiner Lage fühlt, dich beklagt, kurz, an Allem, was dich betrifft, Theil nimmt. Nach all diesem werde ich dir nicht wiederholen, daß das menschliche Glück ein Traum ist, daß die Welt nicht schön, vielmehr nur erträglich ist, wenn man sie sieht, wie du sie siehst, das heißt, von ferne; daß das Vergnügen nur ein Name, nicht etwas Wirkliches ist; daß Tugend, Zartgefühl, Seelengröße nicht allein der einzige Trost in unsern Leiden, sondern auch die einzig möglichen Güter in diesem Leben sind; und daß diese Güter, wenn man in der Welt und in der Gesellschaft lebt, weder genossen, noch genutzt werden, wie die Jugend zu glauben pflegt, sondern völlig verloren gehen, so daß der Geist in einer entsetzlichen Leere zurückbleibt. Dies weißt du längst, und weißt es nicht nur, sondern glaubst es auch, aber trotzdem hast du das Bedürfniß und das Verlangen, es an dir selbst zu erfahren, und dieses Verlangen macht dich unglücklich. So ging es auch mir, so geht und wird es ewig allen jungen Leuten gehn, so geht es selbst noch reifen Männern und sogar Greisen, und so bringt es die Natur der Dinge mit sich. Du siehst also, wie weit entfernt ich davon bin, dir Unrecht zu geben. Ich wünschte aber, daß du mir zu Liebe dich ein wenig überwändest, dir die Philosophie zu Nutze machtest, dich, so gut es ginge, aufzuheitern suchtest, wie ich zu thun

mich seit lange gewöhnt habe, und wie es auch in deinen Verhältnissen eben so gut wie in allen anderen möglich ist. Und schließlich darfst du nicht ganz und gar verzweifeln, denn ein einziger Tag kann die Ursache all deiner Leiden verschwinden machen; dies ist sehr wahrscheinlich, ja sogar sehr leicht, ja sogar, wenn Alles mit rechten Dingen zugeht, vollkommen gewiß. Was ich für dich thun kann, werde ich thun, das darfst du glauben; inzwischen amüsire dich. Glaubst du, ich amüsirte mich mehr als du? Ganz gewiß nicht. Und doch habe ich in diesen letzten Tagen ein sehr buntes Leben geführt und setze es noch fort. Halte aber an diesem von allen Philosophen anerkannten Grundsatz fest, der dir bei vielen Gelegenheiten Trost geben kann: daß das Glück und Unglück eines jeden Menschen (mit Ausschluß der körperlichen Schmerzen) absolut gleich ist dem eines jeden Andern, in welchem Stande oder welcher Lage Dieser oder Jener sich auch befinden möge, und deßhalb genießt und leidet genau betrachtet der Arme, der Alte, der Schwache, der Häßliche, der Unwissende soviel wie der Reiche, der Junge, der Starke, der Schöne, der Gelehrte, denn ein Jeder schafft sich in seinem Zustande seine eignen Leiden und seine eignen Freuden. Und die Summe der Leiden und Freuden, die ein Jeder sich schaffen kann, ist derjenigen gleich, die irgend ein Anderer sich schafft."

v. 3.

. . . le beate
Larve e l'antico error, celeste dono,
Ch'abbella agli occhi tuoi quest'ermo lido, —

Die Träume und Illusionen der Jugend, deren der Dichter auch in den Ricordanze gedenkt.

v. 16.

O miseri o codardi . . .

Der Gegensatz ist schärfer als in der Uebersetzung, da das Wort „Elende" auch moralisch Armselige bedeuten kann.

v. 80. il folle Signor di Roma. Appius Claudius war nur Decemvir, aber seine Stellung eine so mächtige, daß Leopardi v. 88 und 97 ihn füglich il tiranno nennen durfte.

V.

Auf einen Sieger im Ballonspiel.

„In vielen Städten Italiens giebt es besondere Plätze und Gebäude für diesen Zweck. Eine anschauliche Beschreibung dieses Spiels siehe im Globus von K. Andree, 14. Bd. 3. Lief. Braunschweig 1868. S. 73."

Brandes.

v. 16. Elis, die Provinz, in welcher Olympia lag.

v. 51.

Il ciel fatto cortese
Dal rimembrar delle passate imprese . . .

Ich habe die allerdings etwas kühne Wendung des Originals nachzubilden versucht, die Hamerling völlig mißverstanden:

Und, von uns wendend drohendes Verderben,
Uns noch will Gnade schenken,
Zum Lohn, so wir des alten Ruhms gedenken.

und Brandes mit allzu großer Freiheit verwischt hat:

Und fern hält das Verderben
Von uns, des alten Ruhms verkommnen Erben.

Es ist echt Leopardi'sch, mit dem Himmel oder dem Schicksal wie mit einer Person zu rechnen, die gewöhnlich in unverantwortlicher stummer Feindseligkeit dem Menschen gegenüber verharrt und nur ausnahmsweise umgestimmt wird.

v. 57.

Nostra colpa e fatal . . .
„cioè colpa nostra e del fato". Leopardi.

Hamerling und Brandes haben beide nur

„Durch unsre Schuld."

v. 64. Der Schluß des Gedichtes bleibt dunkel, da nach Leopardi's Weltanschauung der Tod dem Leben vorzuziehen ist. So übersetzt denn auch Hamerling entgegen dem Wortsinn:

Am glücklichsten, wenn leise
Den Schritt es (das Leben) abwärts lenkt zur letzten Reise.

Brandes bleibt dem Wortlaut treu:

Das Leben kann erst frommen,
Wenn wir, dem Tode nah, dem Tod entkommen.

Doch giebt das Wort frommen einen schiefen Sinn. Die wahrscheinlichste Deutung des più grata riede möchte sein, daß wir in dem Gefühl der Genesung nach schwerer Krankheit dem Leben einen Werth beilegen, der ihm sonst nicht zukommt.

VI.

Der jüngere Brutus.

v. 1. „Der Dichter hat sich hier erlaubt, nach dem Vorgange verschiedener alter Autoren die Stadt Philippi und die Schlacht bei derselben nach Thracien zu verlegen, da sie eigentlich nach Macedonien gehören. So ist er auch in der 9ten Canzone der populären Überlieferung in Betreff der unglücklichen Liebe der Dichterin Sappho gefolgt, obwohl Visconti und andere neuere Autoren zwei Sapphos unterscheiden, eine durch ihre Dichtkunst berühmt, die andere durch ihre unglückliche Liebe zu Phaon; jene eine Zeitgenossin des Alkäos, diese aus einer späteren Zeit."

Leopardi.

v. 16—19. Unzweifelhaft wird in diesen vier Versen der von Dio Cassius XLVII, 49 überlieferte Ausruf des sterbenden Brutus citirt:

Ὦ τλῆμον ἀρετή! λόγος ἄρ ἦσθ'. ἐγὼ δέ σε
Ὡς ἔργον ἤσκουν, σὺ δ'ἄρ' ἐδούλευες τύχῃ.

Elende Tugend! Ein Wort nur bist du! Ich ehrte dich,
Als wärst du That; du aber dienst dem Glücke nur! —

(und ähnlich bei Florus XVII: en quanto efficacior est fortuna quam virtus! et quam verum est, quod moriens Brutus efflavit, non in re sed in verbo tantum esse virtutem). Indessen wird dadurch das Verständniß der dunklen Worte nur wenig gefördert. „Thörichte Tugend, die hohlen Nebel, die

Gefilde der unruhigen Larven sind deine Schulen" — lautet die wörtliche Übersetzung. Brutus selbst aber hat ja im Leben, in einer sehr handgreiflichen Wirklichkeit die Lehren der Tugend als nichtig erkannt. Es ist also eine seltsame Umkehrung des wahren Sinnes, wenn nicht die Lehren, die man in der Schule der Tugend vernimmt, Nebelgebilden verglichen werden, sondern die Schule selbst in den Aufenthalt der Schatten verlegt wird. Daß dies der unverkennbare Wortsinn sei, erhellt aus der prägnanten Voranstellung von le cave nebbie, i campi etc. mit dem bestimmten Artikel.

v. 45. Das Original ist schärfer und reicher im Ausdruck

E maligno alle nere ombre sorride . . .

gleichsam schadenfroh über den Aerger des Schicksals, daß es den freien Stolz des von ihm Verfolgten nicht beugen noch fesseln kann.

v. 47 und 48.

Non fora
Tanto valor ne' molli eterni petti —

auch hier ist die Prägnanz des italienischen Ausdrucks „die weichgewöhnte ewige Götterbrust" in dem engen Verse unerreichbar.

VII.

An den Frühling.

v. 55. Daphne, die von Apoll Verfolgte, die in einen Lorbeerbaum verwandelt wurde. Phyllis, Tochter des thrakischen Königs Sithon, verlobte sich mit dem aus Troja heimkehrenden Demophoon, und da ihr Bräutigam an dem bestimmten Tage von Athen nicht zurückkehrte, erhängte sie sich in Verzweiflung über die vermeintliche Untreue und wurde in einen dürren Mandelbaum verwandelt. Als Demophoon endlich kam und den geliebten Baum umarmte, trieb derselbe Blätter, die nun φύλλα hießen, während sie früher πέταλα genannt wurden.

Ovid. Heroid. 2. u. A.

v. 56. Phaeton war der Sohn der Klymene, den sie dem Helios geboren,

la sconsolata prole
Quel che sommerse in Eridano il sole.

Der italienische Text hält sich genauer an die Sage, daß Phaeton vom Sonnenwagen stürzend, allerdings nicht durch seinen Vater, sondern durch die Blitze Juppiters hinabgeschleudert, da der wild dahinschweifende Sonnenwagen die Erde gefährdete, in den Fluß Eridanus versunken sei, wo seine drei Schwestern, die Heliaden oder Sonnentöchter Lampetia, Phaetusa und Ägle, ihn so lange beweinten, bis sie in Trauerpappeln verwandelt wurden, deren herabträufende Thränen sich in der Flut zu Bernstein verhärteten.

VIII.

Hymnus an die Patriarchen.

v. 22. Adam.

v. 43. „Und Kain ... baute eine Stadt, die nannte er nach seines Sohnes Namen, Hanoch". 1. Mos. 4, 17.

v. 71 und 79. Abraham und Jakob.

v. 88. „Aonischer Sang, das Gedicht „Werke und Tage", für dessen Verfasser Hesiod gilt, der aonische, d. h. böotische Sänger, weil Hesiod in Askra in Böotien lebte und als Haupt der böotischen Sängerschule — der ionischen oder homerischen entgegengesetzt — angesehen wird. ..... Siehe auch Ovid's Schilderung des goldenen Zeitalters in Metamorph. I. 89—112. Namentlich hatte Leopardi bei V. 92 ff. die Stelle Ovid's im Sinne, Metam. I. 111, 112:

Flumina jam lactis, jam flumina nectaris ibant
Flavaque de viridi stillabant ilice mella."

Brandes.

v. 104. Die Schilderung Californiens stammt aus dem Jahre 1824, lange vor der Entdeckung der Goldminen, die jenem goldenen Zeitalter ein rasches Ende machte.

IX.

Sappho's letzter Gesang.

v. 20. Vergl. dazu S. 234, was Leopardi in seiner Selbstanzeige der Canzonen über das Thema dieses Gedichtes sagt, woraus hervorgeht, daß er unter der Maske der griechischen Dichterin seinen eigenen Schmerz über das Mißverhältniß seines Körpers und seiner Seele klagt.

v. 62. Homer. Ilias XXIV. 527 u. 28.

Denn es stehn zwei Fässer bereit an der Schwelle Kronion's,
Voll das eine von Gaben des Wehs, das andere des Heiles.

XI.

Die Blauamsel.

Il passero solitario. Erst Brandes hat erkannt, daß hier nicht ein „einsamer Sperling" gemeint sei, sondern der Turdus cyanus, s. solitarius, eremita. Er führt eine Stelle aus Schinz' „Naturgeschichte und Abbildungen der Vögel", Leipzig 1836 S. 65 an: „Nur in Europa jenseits der Alpen, Griechenland, Afrika, in der Levante und den wärmeren Theilen Asiens (ist diese species) zu Hause. Man findet sie nur in felsigen Gegenden, auf kahlen Klippen oder auf alten Schlössern, Kirchthürmen, hohen Mauern, niemals im Walde. Jedes Paar lebt einsam in dem einmal gewählten Bezirke, aus welchem jedes andere Paar verjagt wird. In den Städten sieht man sie nur auf den Absätzen der Thürme, auf den hohen Feuermauern und Kaminen der Häuser und auf den Dachfirsten, außer den Städten auf Felsenabsätzen und Klippen u. s. w. Sie sind unruhig und singen nur auf den höchsten Gipfeln ihres Aufenthaltsorts. Ihr Gesang ist sehr mannichfaltig, sanft flötend" u. s. w.

Brandes erinnert ferner an die Stellen: Vigilavi et factus sum sicut passer solitarius in tecto. Psalm 101. v. 8. Ferner Petrarca, Son. 191:

Passer mai solitario in alcun tetto
Non fu quant' io ...

und Pulci, Morgante maggiore 14, 60:

Poi in altra parte si vedea soletta
La passer penserosa e solitaria,
Che sol con seco starsi si diletta
A tutte l'altre nature contraria.

XVI.

Einsames Leben.

v. 2. Auch ich hatte nella chiusa stanza, wie meine Vorgänger, „im verschlossnen Stalle" übersetzt. Mein Freund Zendrini macht mich darauf aufmerksam, „daß in den italienischen Bauernhäusern die Henne, so zu sagen, zur Familie gehört und, statt in einem eigenen Hühnerstall, in einem Raum des Erdgeschosses eingeschlossen wird, der oft zugleich Küche, Eß-, Wohnzimmer, Stall, Alles in Allem sein muß. Wenn am Morgen dann die Hausthür geöffnet wird, läßt man die Hennen in Feld und Garten hinauslaufen".

v. 65.

Odo sonar nelle romite stanze
L'arguto canto

„Arguto bedeutet auch so viel wie acuto, penetrante (l'arguto canto della cicala etc.) gewöhnlich aber vivace, spiritoso, saporito, und hier steht l'arguto canto für canto vivace e grazioso (vielleicht ein muntres Ritornell, ein liebliches Volkslied). Ein Mädchen singt bei Nacht nicht laut; Einsamkeit und Dunkelheit dämpfen die Stimme, und um Leopardi's Herz zu rühren ci vuole una voce modestamente modulata, che canti à demivoix son chant d'illusion". Ich kann dieser Auffassung Zendrini's dennoch nicht beistimmen. Der Dichter hört offenbar nicht die Worte, sondern nur den Klang der Stimme, kann also von dem anmuthigen, vielleicht neckischen Sinn des Ritornells oder Rispetto nicht in seinem Innern getroffen werden, wohl aber von dem Ton unbekümmerter Jugendfülle oder heimlich

sich Luft machender Sehnsucht, der so oft in den hellen, scharfen Mädchenstimmen des Südens, halb schwermüthig halb wild, uns ergreift.

XVII.

Consalvo.

v. 95—100. Den Gedanken, den diese Verse aussprechen, hat das Gedicht „Liebe und Tod" weiter ausgeführt.

v. 119 und 20. Anklang an das berühmte Lied der Sappho

Φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος θέοισιν.

Desgl. 136 und 37:

in cor gelando
Impallidir.

v. 146.

Se grave
Non ti fu quest' affetto

Brandes übersetzt:

Bist du nicht gram mir —

doch ist der Ausdruck des Originals hier genauer festzuhalten, da es charakteristisch für Consalvo-Leopardi ist, daß er bis zum letzten Athemzuge den Zweifel nährt, ob seine Liebe der Geliebten nicht mißfällig sein möchte.

XVIII.

An die Geliebte.

Vergl. zu diesem Gedicht die betreffende Stelle in der Selbstanzeige der ersten zehn Canzonen S. 235.

Brandes' Übersetzung hat durch die Auflösung der ersten Strophe in drei unabhängige Sätze den getragenen Charakter dieses Anrufs völlig verwischt.

v. 52.

E più vaga del Sol prossima stella
T' irraggia —

der Stern nämlich, der auf jener andern Erde deine Sonne wäre.

XIX.

An den Grafen Carlo Pepoli.

„Carlo Pepoli, ein Freund Leopardi's, auch Dichter, aus dem alten berühmten Geschlechte der Pepoli stammend, das im Mittelalter sich eine Zeitlang zum Herrn von Bologna aufwarf .... Als Anhänger der nationalen Idee von den Oesterreichern verfolgt, in den Kerker geworfen, dann befreit, Öbte er, da seine Güter confiscirt waren, in den dürftigsten Verhältnissen als Flüchtling in London. Jetzt zurückgekehrt, hält er sich als Reichssenator abwechselnd in Florenz und Bologna auf. Unter Leopardi's Briefen finden sich viele an C. Pepoli, die von der innigen Beziehung beider Dichter Zeugniß geben.“ Brandes.

XX.

Die Auferstehung.

Daß das Wort risorgimento, das Hamerling und Brandes mit „Wiedererwachen“ übersetzen, hier in dem Sinne einer Auferweckung aus dem Scheintode zu verstehen sei, beweis't der ganze Anfang, zumal die Verse

v. 17

Piansi spogliata, esanime
Fatta per me la vita

und v. 27

Nell' intimo del petto
Ancor viveva il cor.

und die folgenden Strophen.

Brandes hat statt der Form des Originals eine andere Strophe gewählt, die allerdings den deutschen Leser nicht „fremdartig“ anmuthen wird, dagegen weder italienisch noch weniger Leopardisch klingt, sondern an Schiller erinnert und jeder leidenschaftlichen Bewegung entbehrt, während die Strophe des Originals durchaus keinen elegischen, sondern einen aufjauchzenden, höchst energischen Ton und Charakter hat, wie er dem Gefühl eines zum Leben Wiedererwachten durchaus angemessen ist. Freilich müssen wir im Deutschen darauf verzichten, die sdruccioli in ganz reinen Daktylen und vollends immer in ganzen Wörtern nachzubilden. Der scharfe Accent auf der drittletzten Silbe wird aber einem deutschen Ohr den Takt des italienischen Verses zur Genüge fühlbar machen.

XXI.

An Silvia.

v. 60. Auch die sorgfältige neueste Ausgabe von Chiarini hat die Lesart

All' apparir del vero
Tu, misera, cadesti:

die Brandes für einen Druckfehler hält, statt dessen er verno lesen will. Hiefür scheint vielleicht v. 40

Tu pria che l'erbe inaridisse il verno

zu sprechen; aber abgesehen von der Seltsamkeit, die äußerliche Zeitbestimmung ihres Todes zweimal ausdrücklich zu betonen, ist auch die Lesart vero, der unsere Übersetzung folgt, charakteristisch genug für Leopardi's Anschauung vom Leben, wie er sie auszusprechen nicht müde wird, um auch hier den Vorzug zu verdienen. Wie vielfach begegnen wir der Klage von der Vergänglichkeit des Jugendwahns, der holden Träume, die das einzige Glück der armen Menschheit seien und mit der Blüte der Jahre vergehen. Auch dieses Gedicht ist ganz davon erfüllt (v. 10 und 11, v. 28 ff.), und Nichts scheint mehr zum Ausklang dieser Stimmung zu passen, als die Betrach-

tung, daß dies schöne junge Leben aus der Mitte all seiner Hoffnungen hinweggenommen wurde, da eben die Zeit herannahte, wo die Erkenntniß der Wahrheit auch dieser noch Ungeprüften aufgegangen wäre, so daß sie dem Freunde nur noch das Grab als das einzig Gewisse in aller Zukunft zeigen konnte. Ganz ähnlich wird in dem Gedicht XXX die jung Verstorbene beklagt, daß sie scheiden mußte

In sul fiorir d'ogni speranza, e molto
Prima che incontro alla festosa fronte
I lugubri suoi lampi il ver baleni.

XXII.

Erinnerungen.

In Recanati wird noch erzählt, daß die Nerina dieses Gedichts die Tochter eines Dieners im Vaterhause des Dichters gewesen sei.

XXIII.

Nachtgesang eines wandernden Hirten in Asien.

„Plusieurs d'entre eux (der Verf. spricht von einem dieser Nomadenstämme in Asien) passent la nuit assis sur une pierre à regarder la lune et à improviser des paroles assez tristes sur des airs qui ne le sont pas moins. Baron von Meyendorff's Reise von Orenburg nach Bokhara im J. 1820, nach dem Journal des Savans 1826, Sept. p. 518."

Leopardi.

Brandes hat einen eignen Reiz in der refrainartigen Wiederkehr desselben Reims am Ende jeder Strophe gefunden, mit welchem zum Ueberfluß auch die letzte Strophe beginnt. Da aber unter den Strophen die kürzeste 11, die längste 32 Verse hat, verklingt dieser Kehrreim dergestalt ohne jede sinnliche Wirkung auf ein argloses Ohr, daß ich es bei aller sonstigen Treue in der Wiedergabe der Reimordnung nicht für nöthig

erachtet habe, ein künstliches Klangspiel nachzuahmen, auf welches mich selbst erst die spätere Bekanntschaft mit Brandes' mühsamer und undankbarer Nachbildung aufmerksam gemacht hat. Denn leider geht bei derselben durch den stumpfen Klang der beiden e (Leben, geben) die letzte ins Ohr fallende Wirkung verloren, die im Original vielleicht noch durch den helleren a=Laut (vale, immortale) erzielt wird.

Schwerlich auf dieses Gedicht, sondern auf die späteren in freierem Flusse regelloser Strophen gedichteten Canzonen (besonders „la ginestra"), in denen der Reim ohne feste Ordnung in näheren und weiteren Zwischenräumen wiederkehrt, bezieht sich die feine Bemerkung Sainte=Beuve's in seinem schönen Aufsatz über Leopardi (Revue des deux mondes, 1844 September, S. 567):

La rime joue d'ailleurs un rôle très-savant et compliqué dans les couplets des canzones de Leopardi: elle reparaît de distance en distance et correspond par intervalles calculés, comme pour mettre un frein à toute dispersion. Elle fait bien l'effet de ces vases d'airain artistement placés chez les anciens dans leurs amphitéâtres sonores, et qui renvoyaient à temps la voix aux cadences principales. Qu'il nous suffise de signaler cette science de structure et d'harmonie dans les strophes de Leopardi, en réponse à ceux qui croiraient encore, qu'il a dédaigné la rime.

Dieser Irrthum, der nur aus einer sehr oberflächlichen Kenntniß des Dichters entstehen konnte, war mit großem Nachdruck von Alfred de Musset behauptet worden in den bekannten Strophen:

O toi qu'appelle encor ta patrie abaissée,
Dans ta tombe précoce à peine refroidi,
Sombre amant de la Mort, pauvre Leopardi,
Si, pour faire une phrase un peu mieux cadencée,
Il t'eût jamais fallu toucher à ta pensée,
Qu'aurait-il répondu, ton coeur simple et hardi?

Telle fut la vigueur de ton sobre génie,
Tel fut ton chaste amour pour l'âpre vérité,

Qu' au milieu des langueurs du parler d'Ausonie
Tu dédaignas la rime et sa molle harmonie
Pour ne laisser vibrer sur ton luth irrité
Que l'accent du malheur et de la liberté.

XXV.

Der Sonnabend auf dem Dorfe.

v. 50.

...ma la tua festa
Ch' anco tardi a venir non ti sia grave.

Brandes übersetzt:

Sonst sag' ich nichts, doch deines Festes Tage,
Nahn sie auch spät dir, mögen dich nicht drücken.

Allerdings ist eine Unklarheit vorhanden, auch im Original. Nach der Ueberschrift scheint es, daß nur der Abend vor dem Feiertage seiner frohen und beglückten Stimmung wegen gepriesen werden soll; mit diesem

giorno d'allegrezza pieno,
Giorno chiaro, sereno,
Che precorre alla festa di tua vita

wird das Knabenalter verglichen. Dieser Tag ist pien di speme e di gioia. Schon der Sonntag bringt tristezza e noia und Gedanken an die Mühen des Werkeltages, die schon morgen wieder bevorstehen. Der Sinn der letzten Verse scheint also zu sein, daß der Dichter den Knaben ermahnt, seine Sonnabendslust recht auszugenießen und sich nicht allzu sehr nach dem Sonntag zu sehnen, da er, wenn dieser sein Festtag, das Jünglingsalter, wirklich angebrochen, jene tristezza e noia empfinden werde, die selbst den Sonntag des Lebens verbittern.

XXVI.

Der herrschende Gedanke.

Der Schluß dieses leidenschaftlichen Triumphliedes der Liebe, das in rührenden Naturlauten den ganzen Idealismus

des Dichters ausspricht, erinnert an den Schluß der Terzinen „Die erste Liebe“:

Da cui, se non celeste, altro diletto
Giammai non ebbi e sol di lei m'appago.

XXVII.

Liebe und Tod.

v. 10. Der Eindruck des Gedichts wird im Italienischen durch den Umstand wesentlich gehoben, daß dort die Liebe (l'amore) männlichen, der Tod (la morte) weiblichen Geschlechts ist und ihre mythischen Verkörperungen dadurch ein anderes Verhältniß zu einander erhalten. Der Tod wird noch mehr der Schrecken entkleidet, mit denen ihn dipinge la codarda gente, wenn er bellissima fanciulla genannt wird, wenn es von den einfachen Landleuten heißt, daß auch sie, sobald sie lieben, la gentilezza del morir verstehen (v. 73, daher Brandes nicht wohl übersetzen durfte „des Todes Lust zu ahnen“), und wenn endlich der Dichter sich nach dem Tage sehnt, wo er sein schlummerndes Haupt nel tuo virgineo seno bergen werde, was nur auf die bellissima fanciulla paßt.

v. 30. Brandes übersetzt mit seltsamem Mißverständniß:

Da bricht erschöpft der müde Leib zusammen.

XXX.

Auf ein antikes Grab-Basrelief.

v. 29 ff. Vgl. das Gedicht „an Silvia“, v. 42 ff. und die letzte Strophe.

v. 49.

Se danno è del mortale
Immaturo perir . . . .
Se ben . . . .

Brandes' Übersetzung:

's ist schmerzlich zu gewahren,
Wie Menschen, kaum erblüht, doch schon verderben,

Und nun läßt du solch schuldlos Wesen sterben?
Und muß es sein, wie kannst du . . .
hat den Sinn der Stelle völlig vergriffen.

XXXI.

Auf das Marmorbild einer schönen Frau.

v. 12. Brandes giebt der Stelle

. . . quell' amorosa mano
Che spesso, ove fu porta,
Sentì gelida far la man che strinse
E il seno, onde la gente
Visibilmente di pallor si tinse, ...

einen Nebensinn, den der Dichter gewiß nicht beabsichtigt wenn er übersetzt:

. . . . jene Hände,
Die oft erstarren machten
Zu Eis die Hand, die sie zu drücken wagte;

(während nur gemeint ist, daß ein Händedruck der sch Frau ihre Verehrer mit einem süßen Schauer überrieselt

Der Busen, der die Wange
Des Kühnsten (?) bange, blaß und furchtsa
machte . . . .

statt des einfachen di pallor si tinse!

v. 52. Nicht, wie Brandes will,

. . . und doch soll versunken
Ich dich in Staub, gleich einem Schatten, sehen?

sondern se polve ed ombra sei, ein einfaches Citat bekannten pulvis et umbra sumus.

XXXII.

Palinodie.

An Marchese Gino Capponi, den berühmten florentinischen Patrioten und Schriftsteller, Freund Leopardi's und Giusti's, gestorben in Florenz im Jahre 1875.

Das einzige unter Leopardi's Gedichten, das nach Form und Stil sich als eine eigentliche Satire darstellt.

v. 24.

e vidi
Come nulla quaggiù dispiace e dura

Brandes übersetzt:

Und wie hier nichts verdrießlich noch beschwerlich.

Hamerling gar:

. . . wie Alles holdanmuthend
Hienieden ist und dauernd.

v. 34.

Am Zipfel ihrer Boa.

„Jenes schlangenförmige Pelzwerk, das die eleganten Damen unserer Zeit wohl noch kennen. Da aber die Sache aus der Mode gekommen ist, könnte man auch bald den Sinn des Wortes nicht mehr verstehen. Darum wird diese kleine Note nicht überflüssig sein."

Leopardi.

In den früheren Übersetzungen ist das Modewort mit charakterloseren vertauscht („an des Mantels Zipfel" H. — „beim letzten Zipfel seines Kleids" Br.), während es doch einen neuen Zug zum Bilde der Fortuna hinzubringt, daß sie in ihrem eigenen Anzuge der Mode folgt. Für einen übrigens so klassisch redenden Poeten wie L. ist es bedeutsam, ihn hier, wo er mit bittrer Ironie die Segnungen der neuesten Zeit aufzählt, die Sprache des modernsten Realismus nicht verschmähen zu sehn.

v. 114. „Und Zephyrtuch wird ihren Rücken decken" übersetzt Brandes. Ich weiß nicht, welcher Lesart er folgt. castoro kann doch nur Biberpelz heißen.

v. 227.

„Einst von den Deinen Einer . . .

bezieht sich auf Niccolò Tommaseo, den bekannten Dichter und vielseitigen Gelehrten, einen der fleißigsten Mitarbeiter der Antologia, Herausgeber der Canti popolari d'Italia, verschiedener Wörterbücher, namentlich aber einer Schrift Delle nuove speranze d'Italia, worauf v. 238 und 240 zu beziehen".

Brandes.

XXXIII.

Monduntergang.

Brandes hat hier wieder, wie schon früher, die allerdings langathmige erste Strophe, die eine einzige vielgliedrige Periode und mit all ihren 19 Versen doch nur den Vordersatz zu der folgenden Strophe bildet, in fünf Sätze zerschnitten, „da eine solche Einschachtelung wie im Original der deutschen Sprache nicht angemessen ist und selbst von Italienern nicht gebilligt wird". Was das Letztere betrifft, so sollte doch wohl das Sprach- und Stilgefühl des formgewaltigsten unter den modernen Italienern, dem es wahrlich ein Leichtes gewesen wäre, seine Strophe gleichfalls in fünf unabhängigen Sätzen zu gliedern, höher angeschlagen werden, als der Geschmack von Lesern, deren Urtheilsfähigkeit durch Nichts beglaubigt wird. Ein so eigenmächtiges Verfahren würde jeden Eingriff in das allerindividuellste Recht des nachzubildenden Dichters entschuldigen, wenn diese oder jene Eigenheit zufällig „nicht gebilligt wird". Ob eine treuere Wiedergabe dieser Strophe, wenn sie auch im Deutschen so befremdlich wirken mag wie im Italienischen, geradezu „unverständlich oder ungenießbar" sein müsse, möge der Leser entscheiden.

XXXIV.

Der Ginster.

v. 260. Mergellina heißt der Küstenstrich Neapels, oberhalb dessen die Posilipo-Hügel sich hinziehen.

v. 300.

E tu, lenta ginestra ...

Ich weiß nicht ob „schmiegsam" den Sinn vollkommen wiedergiebt. Leopardi hat wohl Vergil, Ecloge I. v. 25 vorgeschwebt:

quantum lenta solent inter viburna cupressi.

Hamerling's „Du auch, o stille Pflanze" und Brandes' „Und du auch, zarter Ginster" weichen der Schwierigkeit aus durch ein bloßes epitheton ornans.

Das in allen italienischen Ausgaben hier folgende Gedicht, Imitazione, eine Uebersetzung des Arnault'schen La feuille, habe ich nicht aufgenommen, da eine Nachdichtung aus dritter Hand etwas Widersinniges hat. Indessen möge hier das französische Gedicht und die sehr melodische, nur in der Form von Leopardi's Strophe abweichende Uebersetzung, die Brandes gegeben, ihre Stelle finden, da es jedenfalls interessant ist, bei einem Dichter wie Leopardi zu sehen, welche fremden Verse ihn zur Uebertragung angeregt haben.

La feuille.

De ta tige détachée,
Pauvre feuille desséchée,
Où vas tu? — Je n'en sais rien.
L'orage a brisé le chêne,
Qui seul était mon soutien.
De son inconstante haleine
Le zéphyr ou l'aquilon
Depuis ce jour me promène
De la forêt à la plaine,
De la montagne au vallon.
Je vais où le vent me mène,
Sans me plaindre ou m'effrayer;
Je vais où va toute chose,
Où va la feuille de rose
Et la feuille de laurier. Arnault.

Lungi dal proprio ramo,
Povera foglia frale,
Dove vai tu? Dal faggio,
Là dov' io nacqui, mi divise il vento.
Esso, tornando, a volo
Dal bosco alla campagna,
Dalla valle mi porta alla montagna.
Seco perpetuamente
Vo pellegrina, e tutto l'altro ignoro.
Vo dove ogni altra cosa,
Dove naturalmente
Va la foglia di rosa
E la foglia d'alloro. Leopardi.

Getrennt von deinem Aste, welkes Blatt,
Sag, wohin gehst du? — Mich entriß dem Zweige
Der Buche, welche mich geboren hat,
Der Wind. Auf seinen luft'gen Flügeln steige (?)
Vom Wald ich nun hinab ins Feld und wieder
Vom Thal den Berg hinan. So auf und nieder
Zieh' ich mit ihm, ein Fremdling, durch das Land;
Sonst ist mir nichts auf dieser Welt bekannt.
Es theilet Alles hier die gleichen Loose,
Das Blatt des Lorbeers wie das Blatt der Rose.
Brandes.

XXXV.

Scherz.

Von Brandes „als zum Ton des Ganzen nicht passend und unbedeutend" weggelassen. Indessen sollte, abgesehn von dem anmuthig anakreontischen Ton und der zierlich geschliffenen Pointe, schon darum das Gedicht in einer vollständigen Uebersetzung Leopardi's nicht fehlen, weil es gleichsam als Motto für seine

ganze Auffassung und Uebung der Dichtkunst, ja aller literarischen Thätigkeit überhaupt dienen kann.

Dagegen habe auch ich es nicht für nöthig erachtet, drei Fragmente, die keinen neuen Zug zum Bilde unseres Dichters hinzufügen, und zwei Nachbildungen nach Simonides in diese Sammlung aufzunehmen. Von den Fragmenten in Terzinen finden sich zwei bei Hamerling.

Prosa-Schriften.

Leopardi's Prosa — die operette morali, die zuerst 1828 (Milano, Stella), dann in einer vermehrten Ausgabe 1834 (Firenze, Piatti) erschienen — hat meines Wissens bis auf einzelne Bruchstücke noch keinen Übersetzer gefunden. Und freilich sind hier die Schwierigkeiten fast noch größer, als bei den Gedichten. Auch für die Prosa hat sich Leopardi seinen eigenen Stil geschaffen, mit voller künstlerischer Absicht und feinstem sprachlichem Tact. „Soll die Prosa wahrhaft schön sein", sagt er in den note e ricordi giovanili (Chiar. op. mor. S. 513) „und jene Weichheit und Fülle des Colorits, jene vornehme Würde bewahren, die in allen Prosaschriften der Alten sich zeigt und fast nirgend bei den Modernen, so muß sie immer etwas Dichterisches behalten, nicht im Einzelnen, sondern einen gewissen dichterischen Gesammtton. Manche technische Ausdrücke z. B., die sich in der Poesie sehr niedrig ausnehmen, sind daher auch in der Prosa niedrig — (ich rede hier nicht von absolut niedrigen und volksmäßigen, die auch zuweilen in einer guten Prosa weniger unpassend erscheinen, als jene anderen); und wieder andere, die zu niedrig sind für den poetischen Stil, werden in der Prosa ganz an ihrem Platz sein; z. B. die Verse Voltaire's

Je chante le héros qui régna sur la France
Et par droit de conquête et par droit de naissance.

Die trocknen technischen Ausdrücke, die in diesen Versen so übel klingen, würden in der Prosa nicht auffallen. Hieraus sieht man, wie geometrisch, dürr, hager, hart, trocken, knochig, fast wie eine magere Person, deren Knochen unter der Haut hervorstehen, jene ganz mit technischen Ausdrücken, Metaphern,

Phrasen, Redensarten und Wendungen überladene Prosa werden muß und zum Theil schon geworden ist, die man heutzutage schreibt, besonders in Frankreich, und wie weit entfernt von jener Frische und weichen, gesunden, rosig blühenden fleischigen Fülle, von jener Geschmeidigkeit und Würde, die wir in aller von antikem Hauch belebten Prosa bewundern."

In der Schule der Alten, besonders der Griechen, hat Leopardi seinen Prosastil gebildet. „Weichheit und Fülle, Adel und Würde" vereinigt dieser Stil in einem Maße, wie es nur den größten Meistern philosophischer Darstellung in der reichsten und biegsamsten aller Sprachen, der griechischen, gelingen konnte. Unter den modernen Sprachen konnte ein freies Nachschaffen dieses Stils außer im Italienischen wohl nur noch im Spanischen versucht werden. Nur hier war jener „poetische Gesammtton" zu erreichen, ohne in die sogenannte „poetische Prosa" zu verfallen. Schon der sinnliche Klang dieser Sprachen hat etwas von der griechischen Anmuth und Würde bewahrt, und ein stolzer, weithinschleppender Faltenwurf der Perioden erscheint, durch jahrhundertelange Redekunst geübt, keineswegs als feierliche Affectation. Am wenigsten bei einem Schriftsteller, dessen Gedanken von aller affectirten Feierlichkeit so fern sind, wie die Leopardi's, dessen eifrigstes Bemühen es ist, was er zu sagen hat, mit den einfachsten, schlagendsten Worten zu sagen, ohne leeren Schmuck hochtönender Beiwörter, mit einer so sachlichen Schärfe und Bestimmtheit, daß Pietro Giordani in seiner Rede über die operette morali das Wort Cicero's über Cäsar's Commentarien auf ihn anwenden konnte: omni ornatu orationis tamquam veste detracto. Giordani fährt freilich sogleich fort: „Aber wie kräftig, wie majestätisch ist diese Nacktheit! Die Nacktheit eines Athleten, nicht eines Bettlers. Ich zweifle nicht, lieber Niccolini, daß auch du, der du gleichfalls als Künstler und Kritiker mit Recht gepriesen wirst, gleich mir erstaunt und fast erschreckt diesen strengen, blassen und eisigen Zug in seinen philosophischen Erörterungen betrachtet hast; auch du wirst, wenn du von den blumigen Gärten Cicero's und Bartoli's zu diesen nackten und durch ihre Nacktheit erhabenen Gefilden kommst, die ganz originelle

Art bewundern wie hier bald die allergewöhnlichsten, bald die entlegensten und unerhörtesten Gedanken nur mit Haupt- und Zeitwörtern — sozusagen den Knochen des Stils — ohne irgend welches Muskelfleisch der Adjective ausgedrückt sind. . . Wie wenn Jemand nur mit Umrissen zeichnet, ohne Farbe, aber ein Michelangelo. . . Mir wird es immer bewunderungswürdig scheinen und das einzige Beispiel seiner Art, wie ein so junger Poet seine reiche, glänzende Phantasie so völlig habe im Zaum halten können. Wenn er in den Gedichten danach zu ringen schien, Dante zu erreichen, von dem er wieder so sehr verschieden war, werden diese prosaischen Schriften Tausende und Tausende täuschen, als ob nicht ein Schriftsteller, sondern ein Plauderer zu ihnen spräche, ein Plauderer, der zwar sehr ungewöhnliche Dinge zu sagen habe, sie aber so sage, daß Jeder sie verstehen könne und Jeder meinen müsse, sie könnten gar nicht anders gesagt werden." . . . .

Ein nicht minder glänzendes Zeugniß hat schon im Jahre 1830 Manzoni, dessen Urtheil noch schwerer wiegt, da er mit der unerbittlichsten Selbstkritik seinen eigenen Stil sich erschaffen mußte, der Prosa Leopardi's ausgestellt.

Vous connaissez Leopardi, sagte er zu einem Reisenden; avez-vous lu ses essais de prose? On n'a pas assez fait attention à ce petit volume; comme style, on n'a peut-être rien écrit de mieux dans la prose italienne de nos jours. (Sainte-Beuve. Rev. des deux mondes 1844. Sept. S. 566).

So viel von der Form. Auf den Inhalt der einzelnen Gespräche einzugehen, würde ein eigenes Buch erfordern. Ich füge nur noch hinzu, daß bei der Auswahl der „Gedanken" mich die Rücksicht geleitet hat, unter den unendlichen Variationen desselben Thema's den bedeutsamsten, sinnreichsten und im Ausdruck glücklichsten den Vorzug zu geben.

Geschichte des Menschengeschlechts.

Es wird erzählt, daß alle Menschen, die Anfangs die Erde bevölkerten, überall gleichzeitig erschaffen worden seien, und alle als Kinder, und sie seien von den Bienen, den Ziegen und den Tauben ernährt worden in der Weise, wie die Dichter fabelten daß Zeus auferzogen worden sei; und die Erde sei viel kleiner gewesen als jetzt, und fast alle Länder eben, der Himmel ohne Sterne, das Meer noch nicht erschaffen, und in der Welt sei eine weit geringere Mannichfaltigkeit und Pracht gewesen als heutzutage. Gleichwohl aber hätten die Menschen ein unersättliches Vergnügen daran gefunden, Himmel und Erde zu betrachten, und hätten beide außerordentlich angestaunt und für wunderschön gehalten, auch nicht allein für sehr groß, sondern für unbegrenzt, sowohl an Umfang wie an Erhabenheit und Anmuth. Da sie sich überdies mit den fröhlichsten Hoffnungen trugen und aus jedem Gefühl ihres Lebens unglaubliche Freuden schöpften, wuchsen sie in großer Zufriedenheit auf, und es fehlte wenig, daß sie sich für vollkommen glücklich hielten. Als sie aber so aufs Angenehmste ihre Kindheit und das erste Jünglingsalter verlebt hatten und zu reiferen Jahren kamen, fingen sie an, eine gewisse Veränderung zu spüren. Denn da die Hoffnungen, deren Erfüllung sie bis dahin von Tag zu Tage weiter hinausgeschoben hatten, noch immer nicht sich verwirklichten, wollte es sie bedünken, als ob dieselben überhaupt nicht viel Zutrauen verdienten; sich aber mit dem zu begnügen, was sie in der Gegenwart genossen, ohne sich irgend einen Zuwachs an Glück zu versprechen, schien ihnen unmöglich, zumal der Anblick der Natur und Alles, was das tägliche Leben mit sich brachte,

sei es, weil sie jetzt daran gewöhnt waren, oder weil ihr Gemüth die frühere Lebhaftigkeit nicht mehr besaß, ihnen bei weitem nicht mehr so ergötzlich und angenehm vorkam, wie zu Anfang. Sie schweiften umher und besuchten die fernsten Gegenden der Erde, was sie leicht konnten, da Alles noch eben war, keine Meere dazwischen, noch andere Hindernisse im Wege lagen; und nach wenigen Jahren waren die Meisten von ihnen dahintergekommen, daß die Erde, so groß sie war, doch ihre Grenzen hatte und nicht so weite, daß sie nicht zu erreichen gewesen wären, und daß alle Gegenden dieser Erde und alle Menschen mit sehr geringen Unterschieden einander ähnlich sahen. Dies steigerte dermaßen ihre Mißzufriedenheit, daß sie noch nicht die Jugend hinter sich hatten, als schon ein förmlicher Ueberdruß an ihrem Dasein sich ihrer Aller bemächtigte. Und allmählich, wie sie in das Mannesalter traten, besonders aber gegen das Ende ihrer Lebenszeit verwandelte sich dieser Ueberdruß in Haß und bei Einigen in eine so vollständige Verzweiflung, daß sie das Licht und das Athmen, die sie in der ersten Zeit so geliebt hatten, nicht mehr ertragen konnten und sich freiwillig, der Eine auf diese, der Andere auf jene Art, derselben beraubten.

Nun schien es den Göttern entsetzlich, daß lebende Wesen den Tod dem Leben vorzogen, und daß dies Leben selbst Einigen, welche es besaßen, ohne zwingende Nothwendigkeit, noch andere mitwirkende Umstände ein Mittel zu ihrer eigenen Vernichtung werden konnte. Auch kann man sich kaum vorstellen, wie sehr sie darüber erstaunt waren, ihre Gaben so geringgeschätzt, ja verabscheut zu sehen, daß Jemand mit aller Gewalt sich ihrer zu entledigen und sie abzuschütteln suchte; sie hatten ja geglaubt, die Welt mit so viel Trefflichkeit und Schönheit, mit so guten Gesetzen und Anordnungen ausgestattet zu haben, daß sie ein nicht nur erträglicher, sondern höchst erwünschter Wohnsitz für jedes lebende Wesen sein müsse und zumal für die Menschen, deren Geschlecht sie mit besonderem Fleiß und wundersamer Vorzüglichkeit gebildet hatten. Während sie aber mit dem großen Elend der Menschen, das sich aus diesen Folgen ersehen ließ, kein geringes Mitleid fühlten, fürchteten sie zugleich, daß das Menschengeschlecht, wenn diese traurigen Beispiele sich häufiger

wiederholten, in Kurzem gegen die Bestimmung des Schicksals zu Grunde gehen möchte, wodurch die Welt jener Vollkommenheit, die unser Geschlecht ihr verleiht, sie selbst aber der Ehre verlustig gehen würden, welche die Menschen ihnen erzeigten.

Als daher Zeus beschloß, den Zustand der Menschen, da es nöthig schien, zu verbessern und ihnen mehr Hülfsmittel zur Erlangung des Glückes zu gewähren, vernahm er, daß die Menschen hauptsächlich darüber Klage führten, daß die Dinge nicht unermeßlich an Größe, noch unendlich an Schönheit, Vollkommenheit und Mannichfaltigkeit seien, wie sie Anfangs geglaubt hatten, sondern vielmehr sehr beschränkt, alle unvollkommen und fast alle einförmig; und da sie nicht allein mit dem höheren Alter, sondern auch mit den reifen Jahren und selbst mit dem Jünglingsalter unzufrieden seien und sich nach den Freuden der Kinderzeit sehnten, flehten sie inständig, in diese wieder zurückversetzt zu werden und ihr Leben lang darin zu verharren. Diesen Wunsch nun konnte Zeus ihnen nicht erfüllen, da es den allgemeinen Naturgesetzen und den Pflichten und Zwecken, welche die Menschen nach der Absicht und den Beschlüssen der Götter erfüllen sollten, zuwider gewesen wäre. Eben so wenig konnte er seine eigene Unendlichkeit den sterblichen Geschöpfen mittheilen, noch auch die Materie oder die Vollkommenheit und das Glück der Dinge und Menschen unendlich machen. Doch schien es ihm zweckmäßig, die Grenzen der Schöpfung auszudehnen und sie mehr zu schmücken und zu vermannichfachen; und nachdem er diesen Entschluß gefaßt, vergrößerte er die Erde rings umher und ergoß das Meer hinein, damit es, zwischen die bewohnten Gegenden tretend, den Dingen ein wechselndes Ansehen gäbe und verhinderte, daß ihre Grenzen von den Menschen so leicht erkannt werden könnten, da es die Wege unterbrechen und auch als ein lebendiges Bild der Unermeßlichkeit sich den Augen darstellen würde. Damals überfluteten die neuen Gewässer das Land Atlantis und außerdem noch unzählige sehr ausgedehnte Länderstrecken, obwohl nur von jenem noch eine besondere Tradition überliefert ist, die eine lange Reihe von Jahrhunderten überlebt hat. Viele Gegenden tiefte er aus, andere hob er in die Höhe, indem er Berge und Hügel entstehen ließ, bestreute

den Nachthimmel mit Sternen, verfeinerte und reinigte die Natur der Luft und steigerte den Glanz und die Klarheit des Tages, erhöhte und milderte in weit abwechselnderer Weise als früher die Farben des Himmels und der Fluren und wirrte die Geschlechter der Menschen dergestalt durch einander, daß die Einen ihr Greisenalter erlebten zu derselben Zeit, wo die Anderen Kindheit und Jugend hatten.

Und um den Schein jener Unendlichkeit zu vermehren, nach welcher die Menschen so sehnlich verlangten (da er ihnen doch die Sache selbst nicht zu gewähren vermochte), und ihren Einbildungen zu schmeicheln und Nahrung zu geben, durch deren Kraft vor Allem, wie er wohl wußte, jene große Glückseligkeit ihrer Kinderzeit entstanden war, schuf er unter vielen andern Erfindungen (wie schon das Meer eine gewesen war) das Echo, das er in den Thälern und Höhlen verbarg, und verlieh den Wäldern ein dumpfes, tiefes Brausen nebst einem gewaltigen Wogen ihrer Wipfel. Ferner erschuf er die Schaar der Träume und trug ihnen auf, unter verschiedenen Formen den Geist der Menschen zu täuschen und ihnen jene Fülle unbegreiflicher Glückseligkeit vorzuspiegeln, die zu verwirklichen er keine Möglichkeit sah, und jene verworrenen, unbestimmten Wahngebilde, zu denen er selbst, wenn er es auch gewollt hätte und obwohl die Menschen es so heiß ersehnten, ihnen in der Wirklichkeit kein entsprechendes Gegenbild hätte zeigen können.

Durch diese Veranstaltungen des Zeus wurde der Geist der Menschen erhoben und gestärkt und in einem Jeden die Lust und Liebe zum Leben erneuert, nicht minder auch ihr Glaube an die Schönheit und Unermeßlichkeit der Schöpfung und ihre freudige Bewunderung derselben. Und dieser erfreuliche Zustand dauerte viel länger, als der erste, besonders wegen der Zeitunterschiede, die Zeus bei den Geburten eingeführt hatte, da jetzt die schon erkalteten und durch ihre Erfahrungen ermüdeten Geister getröstet wurden, wenn sie die Wärme und die Hoffnungen der Jugend betrachteten. Als aber im Verlauf der Zeit der Reiz der Neuheit schwand und der alte Ekel und die Geringschätzung des Lebens wieder her-

vortraten, versanken die Menschen in eine solche Niedergeschlagenheit, daß damals, wie man glaubt, jene von einigen alten Völkern geübte und später noch beibehaltene Sitte aufkam, daß, wenn ein Kind geboren wurde, die Verwandten und Freunde zusammenkamen, um es zu beweinen, und wenn ein Mensch starb, der Tag festlich mit Reden und Beglückwünschungen wegen des Sterbefalls begangen wurde. Zuletzt ergaben sich alle Sterblichen der Gottlosigkeit, sei es, weil sie glaubten, daß sie von Zeus nicht erhört worden seien, oder weil es das Elend mit sich bringt, auch die von Hause aus edelsten Seelen zu verhärten und zu verderben und ihnen Rechtschaffenheit und Redlichkeit verhaßt zu machen. Daher täuschen sich Diejenigen sehr, welche die Ursache der menschlichen Unglückseligkeit in ihrer Schlechtigkeit und Auflehnung gegen die Götter suchen; im Gegentheil, die Bosheit der Menschen hatte in nichts Anderem ihren Ursprung, als in ihrem vielfachen Unglück.

Nachdem nun aber die Götter die Frevelhaftigkeit der Sterblichen durch die deukalionische Flut bestraft und Rache genommen hatten für alle Ungebühr, saßen die beiden Einzigen, die dem allgemeinen Untergang unseres Geschlechts entgangen waren, Deukalion und Pyrrha, auf der Spitze eines Felsens und riefen, da sie darüber einverstanden waren, daß dem Menschengeschlecht nichts mehr frommen könne, als völlige Vernichtung, den Tod mit innigster Sehnsucht herbei, weit entfernt ihn zu fürchten oder das gemeinsame Schicksal zu beklagen. Dennoch, da Zeus sie aufforderte, der Verödung der Erde abzuhelfen, und sie doch, da sie entmuthigt und lebenssatt waren, nicht die Kraft hatten, das Geschäft der Zeugung zu vollbringen, nahmen sie Steine vom Berge, wie die Götter es ihnen angezeigt hatten, und warfen sie hinter sich und stellten so das Menschengeschlecht wieder her. Zeus aber hatte aus Allem, was vorgefallen war, die menschliche Natur kennen gelernt und gemerkt, daß es ihnen nicht, wie den anderen Thieren, genügen könne, zu leben und von allem Schmerz und allem körperlichen Ungemach frei zu sein, daß sie vielmehr, da sie immer und in jeder Lage nach dem Unmöglichen streben, um so mehr aus

freien Stücken sich mit dieser Sehnsucht zu schaffen machen, je weniger sie von anderen Übeln heimgesucht werden. Daher beschloß er, sich neuer Mittel zur Erhaltung dieses unseligen Geschlechts zu bedienen, und zwar hauptsächlich der beiden folgenden: einmal, indem er ihr Leben mit wirklichen Übeln durchflocht; dann aber, indem er die Menschen mit tausend Geschäften und Arbeiten überhäufte, um sie dadurch zu unterhalten und so viel als möglich von der Beschäftigung mit ihrem eigenen Gemüth oder wenigstens von der Sehnsucht nach jener unbekannten und nie verwirklichten Glückseligkeit abzuziehen.

Darum verbreitete er zuerst unter ihnen eine Menge verschiedener Krankheiten und unzählige andere Leiden. Theils wollte er dadurch, daß er die Bedingungen und Zufälle des sterblichen Lebens mannichfacher machte, der Übersättigung steuern und durch den Gegensatz der Übel den Werth der Güter steigern; theils sollte der Mangel an Genüssen den Gemüthern, die Schlimmeres erfahren hatten, erträglicher werden als früher; theils auch beabsichtigte er die Wildheit der Menschen zu brechen und zu zähmen, daß sie ihren Nacken beugen und der Nothwendigkeit sich unterwerfen lernten und leichter sich mit ihrem Loose zufrieden gäben; auch hoffte er in ihren durch körperliche Krankheiten wie durch geistige Arbeiten geschwächten Seelen den Stachel und die Heftigkeit der Sehnsucht abzustumpfen. Überdies sah er klar voraus, daß die Menschen, von Krankheiten und Unglücksfällen heimgesucht, weniger als früher geneigt sein würden, Hand an sich selbst zu legen, da Leiden feige und kleinmüthig zu machen pflegen. Knüpfen sie doch auch meist, weil sie der Hoffnung auf Besserung Raum lassen, die Seelen fester an das Leben, da die Unglücklichen überzeugt sind, daß sie sehr glücklich sein würden, wenn sie nur erst ihre Leiden loswerden könnten, und wie es in der menschlichen Natur liegt, geben sie nie die Hoffnung auf, dies auf irgend eine Art zu erreichen. Ferner schuf Zeus die Stürme und das Ungewitter, bewaffnete sich mit Donner und Blitz, gab Neptun den Dreizack, jagte die Kometen in ihre Bahnen hinaus und ordnete die Verfinsterungen an; hierdurch und durch

andere furchtbare Zeichen und Naturerscheinungen wollte er von Zeit zu Zeit die Sterblichen schrecken, da er wußte, daß Furcht und die Nähe von Gefahren wenigstens für kurze Zeit ihnen das Leben wieder lieb machen würden, nicht bloß den Unglücklichen, sondern selbst Denen, die es verabscheuten und nur allzu geneigt wären, es wegzuwerfen.

Um aber dem früheren Müßiggange zu steuern, erweckte er in den Menschen das Bedürfniß und Gelüst nach neuen Speisen und Getränken, die nur mit großer Mühe zu verschaffen waren, während bis zur Sintflut die Menschen ihren Durst nur mit Wasser gelöscht und ihren Hunger gestillt hatten mit den Kräutern und Früchten, welche die Erde und die Bäume ihnen freiwillig darboten, und mit anderen gemeinen und leicht zu erlangenden Nahrungsmitteln, wie sich auch heute noch einige Völker und besonders die in Californien zu nähren pflegen. Den verschiedenen Gegenden gab er verschiedene Witterung, und so auch den verschiedenen Zeiten des Jahres, das bis dahin immer und auf der ganzen Erde so mild und angenehm gewesen war, daß die Menschen keiner Kleidung bedurften; mit der mußten sie sich von nun an versehen und sich mit mancherlei Vorkehrungen gegen den Unbestand und die Rauhheit des Himmels schützen. Dem Mercur befahl er, die ersten Städte zu gründen und das Menschengeschlecht nach Völkern, Nationen und Sprachen einzutheilen, wodurch Wetteifer und Zwietracht unter ihnen erregt wurden; dann sollte er auch die Menschen den Gesang und jene anderen Künste lehren, die sowohl wegen ihrer Natur als wegen ihres Ursprungs göttlich genannt wurden und noch heute so heißen. Er selbst gab den neuen Völkern Gesetze, Einrichtungen und bürgerliche Ordnungen, und da er ihnen schließlich noch eine ganz unvergleichlich große Wohlthat erweisen wollte, sandte er zu ihnen gewisse Schemen von herrlichem, übermenschlichem Reiz, denen er Vollmacht gab, über diese Leute fast unumschränkt zu herrschen; ihre Namen waren Gerechtigkeit, Tugend, Ruhm, Vaterlandsliebe und ähnliche. Unter diesen Scheinwesen befand sich auch eines, das Liebe hieß und damals zuerst mit allen andern auf die Erde kam; denn ehe man den Gebrauch

der Kleider kannte, trieb nicht Liebe, sondern blinde Begierde, die in den Menschen damals sich ungefähr eben so wie noch heutigen Tages in den Thieren regte, das eine Geschlecht zum andern, so wie ein Jeder sich zu Speisen und ähnlichen Dingen hingezogen fühlt, die man nicht eigentlich liebt, sondern nur begehrt.

Nun war es höchst merkwürdig, welche Wirkungen diese göttlichen Rathschlüsse auf das Leben der Sterblichen ausübten, und wie weit die neuen Verhältnisse der Menschen, ungeachtet der Mühen, Schrecken und Schmerzen, die sie früher nicht gekannt hatten, an Behaglichkeit und Annehmlichkeit den Zustand vor der Flut übertrafen. Dies verdankte man zum großen Theil jenen wundersamen Spukbildern, die von den Menschen bald für Geister, bald für Götter gehalten wurden, und denen sie durch sehr lange Zeiträume mit unsäglichem Eifer und gewaltigen, erstaunlichen Anstrengungen huldigten; dazu feuerten auch die Dichter und Künstler mit unendlicher Begeisterung sie an, so daß eine sehr große Menge Sterblicher sich nicht besannen, der Eine diesem, der Andere jenem dieser Schemen sein eigen Blut und Leben zu widmen und aufzuopfern. Dies war dem Zeus nicht nur nicht unlieb, sondern gefiel ihm ausnehmend, sowohl aus anderen Gründen, als auch weil er daraus schloß, daß nun die Menschen um so weniger geneigt sein würden, ihr Leben freiwillig wegzuwerfen, je bereiter sie wären, es für schöne und ruhmwürdige Zwecke hinzugeben. Auch an Dauerhaftigkeit übertrafen diese guten Einrichtungen bei Weitem die früheren; denn obwohl sie nach vielen Jahrhunderten in offenbaren Verfall geriethen, hatten sie doch selbst bei ihrer erst langsamen, dann immer reißenderen Abnahme noch so viel Kraft, daß bis zum Beginn einer von der gegenwärtigen nicht sehr entfernten Periode das menschliche Leben, das, Dank diesen Einrichtungen, einst und besonders zu einer gewissen Zeit beinah erfreulich gewesen war, durch ihren wohlthätigen Einfluß immer noch leidlich bequem und erträglich blieb.

Daß sie sich aber überhaupt veränderten, kam von den vielen sinnreichen Erfindungen der Menschen, um leicht und schnell ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen; ferner von der

unmäßig zunehmenden Ungleichheit der Lebensverhältnisse und Pflichten, die Zeus unter den Menschen angeordnet, als er die ersten Republiken gründete und einrichtete; von dem Müßiggang und der Eitelkeit, die in Folge hiervon, nachdem sie so lange verbannt gewesen, sich von Neuem des Lebens bemächtigten; von dem Umstande, daß nicht allein im Wesen der Dinge selbst, sondern auch durch die Werthschätzung derselben von Seiten der Menschen der Reiz der Mannichfaltigkeit mehr und mehr aus dem Leben selbst verschwand, wie es bei jeder langen Gewohnheit zu geschehen pflegt; und endlich trugen noch andere wichtigere Umstände dazu bei, die zu oft auseinandergesetzt worden sind, um hier aufgezählt werden zu müssen. So viel ist sicher, daß jener Ueberdruß an dem, was sie besaßen, der die Menschen vor der Sintflut gequält hatte, sich erneuerte, und jene bitterliche Sehnsucht nach einem unbekannten und der Natur des Universums fremden Glückseligkeit mit neuer Gewalt sich in ihnen regte.

Aber der vollständige Umsturz ihres Glückes und der Untergang jenes Zustandes, den wir heute das Alterthum zu nennen pflegen, wurde hauptsächlich durch etwas von all diesem ganz Verschiedenes herbeigeführt, nämlich durch Folgendes. Unter jenen von den Alten so hochgepriesenen Scheinbildern war eines, das in ihren Sprachen Weisheit genannt wurde. Diese, die wie alle ihre Gefährtinnen allgemein verehrt und von Vielen ganz besonders zur Führerin erwählt wurde, hatte ebenfalls zu dem blühenden Zustand der verflossenen Jahrhunderte das Ihre beigetragen. Insbesondere hatte sie wiederholt, ja täglich ihren Anhängern versprochen und zugeschworen, sie wolle ihnen die Wahrheit zeigen, von der sie sagte, daß sie ein sehr erhabener Genius und ihre (der Weisheit) eigene Herrin und bisher noch nie auf die Erde gekommen sei, sondern ihren Sitz im Himmel bei den Göttern habe; von dort aber versprach sie dieselbe durch das Ansehen und die Gunst, die sie bei ihr genösse, herabzulocken und zu bewegen, eine Zeitlang unter den Menschen zu wohnen; durch den Umgang und die Vertrautheit mit ihr sollte dann das Menschengeschlecht dahin gelangen, daß es an Tiefe der Erkenntniß, Vorzüglichkeit

der Gesetze und Sitten und Glückseligkeit des Lebens beinah den Göttern vergleichbar würde. Wie hätte aber ein bloßes Schattenbild, ein leerer Spuk sein Versprechen halten, geschweige die Wahrheit auf die Erde herablocken können? So sahen denn auch die Menschen, nachdem sie lange voll der gläubigsten Zuversicht gewesen waren, die Unhaltbarkeit dieser Verheißungen ein, und da sie zu gleicher Zeit, besonders wegen des Müßigganges, in dem sie lebten, nach Neuem begierig, auch vom Ehrgeiz, sich den Göttern gleichzustellen, besessen und von der Sehnsucht nach jenem Glück erfüllt waren, das sie nach den Vorspiegelungen jenes Truggespenstes im Umgang mit der Wahrheit zu erlangen gehofft hatten, so wandten sie sich mit den inständigsten und anmaßlichsten Bitten an Zeus, daß er doch eine Zeit lang jenen edelsten Genius auf die Erde senden möge, indem sie ihm vorwarfen, er mißgönne seinen Geschöpfen den unendlichen Vortheil, den sie aus der Gegenwart desselben schöpfen würden; und zugleich beschwerten sie sich bei ihm über das menschliche Loos und brachten die alten gehässigen Klagen über die Kleinheit und Aermlichkeit ihrer Verhältnisse von Neuem vor. Und weil jene glänzenden Scheinbilder, die den vergangenen Zeiten so viel Glück beschert, nun von der Mehrzahl nur wenig mehr geschätzt, wenn auch noch nicht für das erkannt wurden, was sie wirklich waren, da nun die allgemeine Niedrigkeit der Gesinnung und die eingerissene Feigheit sie fast um all ihre Anhänger gebracht hatten: so verwünschten die Menschen frevelhafterweise das größte Geschenk, das die Ewigen den Sterblichen gemacht hatten und zu machen im Stande gewesen waren, indem sie sich laut darüber beklagten, die Erde sei nur der geringeren Genien würdig befunden worden, und den höheren, vor denen das Menschengeschlecht sich weit williger beugen würde, sei es weder geziemend noch erlaubt, auf diesen untersten Theil des Universums den Fuß zu setzen.

Viele Dinge hatten schon lange die Menschen von Neuem um die Gunst des Zeus gebracht; unter Anderem die beispiellosen Laster und Verbrechen, welche an Menge und Verruchtheit alle durch die Sintflut bestraften Frevelthaten weit übertroffen hatten. Es verdroß ihn vollends nach so vielen Erfahrungen die unruhige,

unersättliche, maßlose Natur der Menschen, und er sah nun klar ein, daß sie zu beruhigen, geschweige glücklich zu machen keine Fürsorge vermögen, kein Zustand frommen, kein Ort genügen würde; denn wenn er auch den Raum und die Freuden der Erde und die gesammte Schöpfung tausendmal hätte vermehren wollen, wäre das Alles doch den Menschen, welche der Unendlichkeit ebenso unfähig wie nach ihr begierig sind, in Kurzem wieder eng, unerfreulich und gering erschienen. Zuletzt aber reizten jene dummen und hoffährtigen Bitten den Zorn des Gottes dermaßen, daß er jedes Mitleid beiseite zu setzen und das Menschengeschlecht auf ewig zu strafen beschloß, indem er es für alle kommenden Zeiten zu einem viel härteren Elend verdammte. Er wollte nämlich die Wahrheit nicht bloß eine Zeitlang unter den Menschen wohnen lassen, wie sie ihn gebeten hatten, sondern sie sollte ihren beständigen Wohnsitz unter ihnen haben und nach Verbannung jener schönen Truggespenster, die er ihnen früher gesandt, als die stete Herrin und Meisterin bei dem Menschengeschlechte weilen.

Über diesen Rathschluß verwunderten sich die anderen Götter, da sie glaubten, wir würden dadurch in einen allzu herrlichen Zustand versetzt und ihr eigenes Übergewicht beeinträchtigt werden. Zeus aber widerlegte ihre Besorgniß, indem er ihnen vorstellte, abgesehen davon, daß nicht alle Genien, wenn sie auch groß wären, wohlthätig wirken müßten, liege es auch gar nicht im Wesen der Wahrheit, auf die Menschen ebenso zu wirken wie auf die Götter. Darum, weil sie den Göttern ihre eigene Seligkeit zum Bewußtsein bringe, werde sie den Menschen ihre Unglückseligkeit vollends klar machen und beständig vor Augen führen, und dieselbe überdies nicht als ein bloßes Werk des Glückes, sondern als einen Zustand darstellen, dem sie durch keinen Zufall und kein Heilmittel entrinnen und in welchem nie, so lange sie lebten, eine Ruhepause eintreten könnte. Und da der größte Theil ihrer Übel derart ist, daß sie in demselben Maße Übel sind, als sie von dem, der sie erduldet, dafür gehalten werden, so kann man sich vorstellen, wie höchst schädlich die Gegenwart dieses Genius den Menschen werden muß. Denn Nichts wird ihnen wahrer

erscheinen als die Falschheit aller sterblichen Güter, und Nichts so festbegründet, als die Nichtigkeit aller Dinge, mit Ausnahme ihrer eigenen Schmerzen. Daher werden sie auch jeder Hoffnung beraubt werden, womit sie von Anfang an bis heute mehr als mit irgend einem anderen Vergnügen oder Trost ihr Leben hingehalten haben. Und wenn sie dann nichts hoffen und keinen Zweck erblicken, der ihrer Unternehmungen und Arbeiten werth wäre, werden sie jede eifrige Thätigkeit, geschweige erst jede hochherzige, dermaßen vernachlässigen und verabscheuen lernen, daß der Zustand der Lebendigen nicht viel anders sein wird, als ob sie begraben wären. In dieser Dumpfheit und Verzweiflung aber werden sie dem Stachel der ihnen angeborenen Sehnsucht nach unermeßlicher Glückseligkeit dennoch nicht entgehen, die um so heißer als früher sie plagen wird, je weniger ihr Gemüth von mannichfachen Sorgen und stürmischer Thatkraft erfüllt und zerstreut sein wird. Zugleich werden sie entdecken, daß die natürliche Kraft der Phantasie sie im Stich gelassen hat, die sie noch allein einigermaßen für jene unmögliche Glückseligkeit entschädigen konnte, von der ich so wenig eine klare Vorstellung habe, wie sie selbst, obwohl sie sich nach ihr sehnen. Und all jene Illusionen des Unendlichen, die ich so sorgfältig in der Welt angebracht hatte, um sie zu täuschen und ihrer Neigung gemäß sie mit weiten und unbestimmten Gedanken zu nähren, werden nun unzulänglich dazu sein, in Folge ihrer Gelehrsamkeit und der Gewohnheiten, die sie der Wahrheit verdanken werden. So werden denn die Erde und die anderen Theile des Universums, wenn sie ihnen schon vorher klein erschienen, jetzt vollends ihnen winzig dünken; denn sie werden über die Naturgeheimnisse unterrichtet und aufgeklärt werden, und jene erscheinen, im Gegensatz zu der jetzt herrschenden Vorstellung der Menschen, Jedem um so geringfügiger, je mehr er von ihnen weiß. Endlich, da der Erde ihre Trugbilder wieder genommen sein werden und nun die Wahrheit sie belehren wird, was es mit denselben für eine Bewandtniß gehabt habe, wird dem Menschenleben sowohl im Denken wie im Handeln jeder Werth, jede Rechtlichkeit abhanden kommen und nicht allein der Eifer und die Liebe zum

eignen Volk und Vaterland, sondern sogar der Name derselben erlöschen; alle Menschen werden sich, wie es heißen wird, zu einer einzigen Nation und Einem Vaterlande zusammenthun, wie es Anfangs war, und von allgemeiner Liebe zu ihrer gesammten Gattung reden; in Wahrheit aber wird sich das menschliche Geschlecht in so viele Völker zersplittern, als einzelne Menschen sein werden. Denn da sie kein besonderes Vaterland mehr haben, das sie lieben, noch Fremde, die sie hassen müßten, wird jeder Einzelne alle Anderen hassen und von seinem ganzen Geschlecht nur sich allein lieben. Wie viele und große Übelstände hieraus entstehen werden, würde man aufzuzählen kein Ende finden. Und dennoch wird dieses entsetzliche und verzweifelte Unglück den Sterblichen nicht den Muth verleihen, das Licht freiwillig zu verlassen, da die Herrschaft jenes Genius sie eben so feige als elend machen und, während sie die Bitterkeit ihres Daseins unermeßlich schärft, sie zugleich der Kraft berauben wird, dasselbe von sich zu werfen.

Nach diesen Worten des Zeus schien es den Göttern, als ob unser Loos doch weit grausamer und schrecklicher werden würde, als sich mit dem göttlichen Mitleide vertrüge. Zeus aber fuhr fort: Indessen werden sie einen gewissen Trost aus jenem Trugbilde schöpfen, das sie Liebe nennen; dieses nämlich bin ich Willens im menschlichen Verkehr zu lassen, wenn ich alle anderen entferne. Und es wird der Wahrheit, so mächtig sie auch ist und so unaufhörlich sie es auch bekämpft, nie gelingen, auch dieses auf der Erde auszurotten, ja nur selten, es zu besiegen. So wird das Leben der Menschen, gleichmäßig in Anspruch genommen durch den Cultus jenes Trugbildes und dieses Genius, in zwei Hälften zerfallen, und beide werden über die Zustände und Gemüther der Sterblichen gemeinsam herrschen. Alle anderen Bestrebungen, mit Ausnahme einiger wenigen und unwichtigen, werden bei der Mehrzahl der Menschen in Verfall gerathen. Dem beschwerlichen Greisenalter wird für die Tröstungen der Liebe, die ihm fehlen, ein wohlthätiger Ersatz geboten werden in dem natürlichen Hange desselben, beinah mit dem bloßen Leben zufrieden zu sein, wie das auch bei den anderen Thiergattungen der Fall ist, und sich

an das Dasein um seiner selbst willen anzuklammern, nicht weil sie noch irgend ein Vergnügen oder einen Vortheil davon hätten.

So sandte denn Zeus, nachdem er die beseligenden Trugbilder von der Erde entfernt hatte, mit alleiniger Ausnahme der Liebe, des wenigst edlen von allen, die Wahrheit zu den Menschen und gab ihr bei ihnen beständige Wohnung und Herrschgewalt. Die Folgen davon waren genau so kläglich, wie er es vorausgesehen, und es ereignete sich etwas sehr Wunderbares. Während dieser Genius vor seiner Herabkunft, als er noch keine Macht und kein Recht unter den Menschen ausübte, mit vielen Tempeln und Opfern von ihnen geehrt worden war, stürzte er jetzt, da er mit fürstlichem Ansehn auf die Erde kam und man ihn von Angesicht kennen lernte, im Gegensatz zu allen anderen Unsterblichen, die um so ehrwürdiger erschienen, je klarer sie sich zu erkennen gaben, die Gemüther der Menschen dermaßen in Trauer und Schrecken, daß sie, obwohl sie gezwungen waren, ihm zu gehorchen, sich doch weigerten, ihn anzubeten. Und während jene Truggespenster, je größere Macht sie in jedem Gemüth ausgeübt hatten, um so mehr von jedem geehrt und geliebt zu werden pflegten, wurde dieser Genius von Denen, über die er die höchste Gewalt erlangte, am heftigsten verwünscht und am bittersten gehaßt. Da aber die Menschen trotzdem sich seiner Tyrannei nicht entziehen, noch sich dagegen auflehnen konnten, lebten sie ein so äußerst elendes Leben, wie sie noch heute thun und immer thun werden.

Da bewegte aber das Mitleiden, das in den Seelen der Himmlischen nie erlischt, vor nicht langer Zeit das Herz des Zeus, daß er sich dieses großen Unheils erbarmte, und besonders des Unglücks einiger Menschen, die durch Feinheit des Verstandes im Verein mit Adel der Sitten und Rechtschaffenheit des Lebens hervorragten, die er aber gewöhnlich nur noch schwerer als die Anderen unter der Gewalt und harten Herrschaft jenes Genius leiden sah. In den alten Zeiten, als Gerechtigkeit, Tugend und die anderen Trugbilder die Menschenwelt regierten, waren die Götter zuweilen, um ihre eignen Schöpfungen zu beschauen, bald der eine, bald der andere auf

die Erde herabgestiegen und hatten ihre Gegenwart daselbst auf verschiedene Weise kund gegeben, was immer eine große Wohlthat für alle Sterblichen oder für Einzelne im Besonderen gewesen war. Als aber das Leben von Neuem in Verderbniß gerieth und in Ruchlosigkeit aller Art versank, scheuten sie sehr lange den Verkehr mit den Menschen. Nun schlug Zeus, da ihn unser tiefes Elend dauerte, den Unsterblichen vor, ob nicht einer von ihnen, wie sie es früher gepflegt, sich dazu entschließen möchte, dieses ihr Geschlecht zu besuchen und in seinen großen Drangsalen zu trösten, vor Allen Die, welche zeigen würden, daß sie an ihrem Theil das allgemeine Unglück nicht verdienten. Alle blieben stumm; nur Amor, der Sohn der himmlischen Venus, der denselben Namen trug wie jenes als Liebe bekannte Trugbild, aber an Natur, Tugend und Werken weit von ihm verschieden war, erbot sich, da er unter allen Göttern der mitleidigste ist, dieses von Zeus vorgeschlagene Amt zu übernehmen und vom Himmel herabzusteigen, den er nie zuvor verlassen hatte; denn die Versammlung der Unsterblichen, da sie ihn unaussprechlich liebte, hatte nie erlauben wollen, daß er sich auch nur für kurze Zeit von ihnen entfernte; obwohl von Zeit zu Zeit viele aus der alten Welt, getäuscht durch die Verwandlungen und mancherlei Listen des gleichnamigen Trugbildes, unzweifelhafte Anzeichen von der Gegenwart dieses höchsten Gottes zu erkennen glaubten. Er kam aber erst dann zu den Sterblichen, als sie der Botmäßigkeit der Wahrheit untergeben waren. Auch seitdem pflegt er nur selten herabzusteigen und nie lange zu verweilen, sowohl weil das Menschengeschlecht im Allgemeinen seiner unwerth ist, als auch weil die Götter nur sehr ungern seine Entfernung ertragen. Wenn er auf die Erde kommt, wählt er die zartesten und edelsten Herzen der großmüthigsten und hochsinnigsten Personen aus und nimmt dort für kurze Zeit seinen Wohnsitz; dann aber durchströmt er sie mit so fremdartig wundersamer Süße und erfüllt sie mit so edlen Gefühlen, mit solcher Tugend und Tapferkeit, daß sie dann, was unter den Menschen ganz unerhört ist, in Wahrheit und nicht bloß zum Schein erfahren, was Glückseligkeit ist. Nur sehr selten verbindet er zwei Herzen, indem er beide zu gleicher Zeit um-

armt und beiden eine gegenseitige Glut und Sehnsucht einflößt, wenn er auch von allen Denen, von denen er Besitz nimmt, aufs Inständigste um diese Gunst angefleht wird; denn Zeus erlaubt ihm nur sehr selten, solchen Bitten zu willfahren, da das Glück, das aus dieser Gunstgewährung entsprießt, allzu wenig hinter dem der Götter zurücksteht. Jedenfalls ist das Erfülltsein von dieser Gottheit schon an und für sich beseligender als der glücklichste Zustand irgend eines Menschen in den besten Zeiten je gewesen war. Wo er sich niederläßt, da nähern sich dem Menschen, allen Anderen unsichtbar, all jene wunderbaren Trugbilder wieder, die von dem Verkehr mit den Irdischen ausgeschlossen worden waren; denn der Gott führt sie zu diesem Zweck mit Erlaubniß des Zeus wieder auf die Erde zurück, was die Wahrheit nicht verwehren kann, so feindselig sie gegen jene Gespenster gesinnt und so heftig erzürnt sie über ihre Rückkehr ist; die Genien sind aber nicht im Stande, sich den Göttern zu widersetzen. Und da das Schicksal ihn mit ewiger Jugend begabt hat, erfüllt er, dieser seiner Natur gemäß, in gewisser Weise jenen höchsten Wunsch der Menschen, in den Stand der Kindheit wieder zurückversetzt zu werden. Darum erregt und belebt er in den Seelen, die er sich zur Wohnung erkoren, so lange er in ihnen verweilt, die unendliche Hoffnung und die schönen, theuren Einbildungen der jugendlichen Jahre. Viele Sterbliche, die seiner Wonne unkundig oder unfähig sind, verspotten und höhnen ihn täglich, sowohl wenn er fern, als wenn er nah ist, mit der zügellosesten Keckheit; er aber hört ihre Schmähungen nicht, und wenn er sie hörte, würde er keine Strafe dafür verhängen, so großmüthig und sanft ist er von Natur. Abgesehen davon, daß die Unsterblichen sich an der Rache, die sie über das ganze Geschlecht verhängt, und an dem unheilbaren Elend, mit dem sie es gezüchtigt, genügen lassen und die Beleidigungen durch einzelne Menschen nicht ahnden; denn die Betrüger, die Ungerechten und die Verächter der Götter erleiden ja sonst keine besondere Strafe, als daß sie schon durch ihren Namen (Gottlose) von der Gnade der Götter ausgeschlossen sind.

Gespräche.

I.

Hercules und Atlas.

Hercules. Vater Atlas, Zeus schickt mich zu dir, ich soll dich von ihm grüßen und, falls du müde wärest, dir deine Last für ein paar Stunden abnehmen, wie ich schon einmal, ich weiß nicht mehr vor wie viel Jahrhunderten, gethan habe, damit du indessen Athem schöpfen und ein wenig ausruhen kannst.

Atlas. Ich danke dir, liebes Herculeschen, und bin auch der Majestät des Zeus sehr verbunden. Aber die Welt ist so leicht geworden, daß dieser Mantel, den ich trage, um mich gegen den Schnee zu verwahren, mich mehr drückt als sie; und zwänge mich nicht der Wille des Zeus, hier still zu stehen und diese Kugel auf dem Rücken zu tragen, so würde ich sie unter den Arm nehmen, oder in die Tasche stecken, oder sie baumelnd an einem Haar meines Bartes befestigen und meiner Wege gehen.

Hercules. Wie ist es nur möglich, daß sie so viel leichter geworden ist? Ich sehe wohl, sie hat ihre Gestalt verändert und sieht jetzt fast wie eine Semmel aus, nicht mehr so rund wie damals, als ich Kosmographie studirte, um die große Seefahrt mit den Argonauten zu machen; trotzdem aber begreife ich nicht, warum sie leichter geworden sein soll.

Atlas. Den Grund weiß ich nicht. Aber von ihrer Leichtigkeit kannst du dich gleich überzeugen, wenn du sie nur einen Augenblick auf die Hand nehmen und das Gewicht prüfen willst.

Hercules. Beim Hercules, wenn ich's nicht versucht hätte, würde ich's nie glauben. Aber was bedeutet das andere Neue, was ich da entdecke? Das letzte Mal, als ich sie trug, schlug sie mir stark gegen den Rücken, wie das Herz eines Thieres klopft, und gab beständig ein gewisses Summen von sich, ähnlich wie ein Wespennest. Und jetzt klopft sie so wenig mehr, wie eine

Uhr, an der die Feder zerbrochen ist, und was das Summen betrifft, so höre ich nicht mehr den leisesten Laut.

Atlas. Auch darüber kann ich nicht mehr sagen, als daß die Welt schon lange aufgehört hat, irgend eine Bewegung zu machen, oder ein Geräusch von sich zu geben; ich war daher auch lange sehr in Sorgen, ob sie nicht etwa gestorben sei, und erwartete täglich, daß sie mich mit ihrem Verwesungsgeruch belästigen würde, und überlegte, wie und wo ich sie begraben und welche Grabschrift ich ihr machen sollte. Dann aber, als ich sah, daß sie nicht verfaulte, kam ich zu dem Schluß, sie müsse sich aus dem Thier, das sie früher war, in eine Pflanze verwandelt haben, wie Daphne und so viele Andere, und daher komme es, daß sie sich nicht mehr bewegt und athmet, und noch immer ist mir bange, ob sie mir nicht ihre Wurzeln in die Schultern schlagen und sich darin fest eingraben möchte.

Hercules. Ich glaube eher, daß sie schläft, einen Schlaf wie Epimenides, der ein halbes Jahrhundert und länger dauerte; oder wie man von Hermotimos erzählt, daß seine Seele, so oft er wollte, seinen Körper verließ und viele Jahre draußen blieb und in verschiedenen Ländern sich vergnüglich herumtrieb und dann zurückkehrte, bis endlich die Freunde, um dem Spiel ein Ende zu machen, den Körper verbrannten, so daß der Geist, als er wieder hinein wollte, sein Haus zerstört fand und, wenn er unter Dach und Fach wohnen wollte, ein anderes hätte miethen oder in einen Gasthof gehen müssen. Damit aber die Welt nicht ewig fortschläft und nicht irgend einer ihrer Freunde oder Wohlthäter, in der Meinung, sie sei todt, sie anzündet, wollen wir sehen, ob wir sie nicht aufwecken können.

Atlas. Schön. Aber wie wollen wir das machen?

Hercules. Ich würde ihr einen tüchtigen Schlag mit meiner Keule geben; aber ich fürchte, ich zerschmettere sie damit, oder schlage sie platt, wie eine Oblate, oder, da sie so leicht geworden, ist am Ende ihre Rinde ganz dünn und zerbricht mir unter dem Schlage, wie eine Eierschale. Auch bin ich nicht

sicher, ob nicht etwa die Menschen, die zu meiner Zeit sich mit den Löwen herumbalgten und jetzt mit den Flöhen, nicht alle auf einmal von der Erschütterung in Ohnmacht fielen. Das Beste wird sein, ich lege meine Keule weg und du deinen Mantel und wir spielen Ball mit diesem Erdkügelchen. Schade, daß ich die Ballonschuhe oder die Raketen nicht mitgebracht habe, deren ich mich mit Mercur bediene, wenn wir im Hause des Zeus oder im Garten Ball spielen; aber mit den Fäusten wird es auch gehen.

Atlas. Vortrefflich! Damit dein Vater, wenn er uns spielen sieht und ihm die Lust kommt, den dritten Mann zu machen, mit seinem Feuerball uns alle Beide Gott weiß wohin schleudert, wie Phaeton in den Po!

Hercules. Freilich, wenn ich, wie Phaeton, der Sohn eines Dichters wäre, und nicht des Zeus leiblicher Sohn, und nicht auch ein solcher Kerl, daß ich, wenn Dichter Städte mit dem Klang ihrer Leier bevölkert haben, nur zu wollen brauchte, um Himmel und Erde mit Keulenschlägen zu entvölkern! Und seinem Ball brauchte ich nur einen Fußtritt zu geben, um ihn von hier bis an die höchste Decke des Empyreums hinsausen zu lassen. Aber sei überzeugt: wenn mir auch der Einfall käme, fünf oder sechs Sterne auszubrechen, um Murmel damit zu spielen, oder mit einem Kometen nach dem Ziel zu werfen, wie mit einer Schleuder, indem ich ihn beim Schwanz faßte, oder auch die Sonne selbst zum Discuswerfen zu gebrauchen, — mein Vater würde thun, als ob er es gar nicht sähe. Ueberdies beabsichtigen wir ja mit diesem Spiel der Welt wohlzuthun, während Phaeton nur den Horen, die ihm den Wagentritt beim Einsteigen hielten, zeigen wollte, wie leicht er sei, und mit seiner Geschicklichkeit als Kutscher prahlen bei Andromeda und Kallisto und den andern schönen Sternbildern, denen er im Vorbeifahren Sträußchen von Strahlen und kleine Confetti von Lichtkügelchen zugeworfen haben soll; und so wollte er sich vor den himmlischen Göttern auf der ganzen Tagesfahrt, da gerade Feiertag war,

sehen lassen. Kurz, wegen meines Vaters Zorn sei ganz unbesorgt; ich verspreche dir, daß ich dir jedenfalls für allen Schaden gut stehe. Nimm also ohne Weiteres den Mantel ab und wirf den Ball.

Atlas. Gern oder ungern, ich muß dir wohl deinen Willen thun, denn du bist stark und wohlbewaffnet, ich aber wehrlos und alt. Aber gieb wenigstens Acht, daß du sie nicht fallen lässest, damit sie nicht noch mehr Beulen kriegt oder an irgend einer Stelle eine Quetschung oder einen Riß, wie damals, als Sicilien von Italien losgerissen wurde und Afrika von Spanien, oder damit nicht etwa ein Stück absplittert, eine Provinz oder ein Königreich, woraus dann ein Krieg entstehen könnte.

Hercules. Meinetwegen sei ganz ruhig.

Atlas. Nun, dann fange! — Siehst du, wie sie wackelt, weil ihre Figur ganz verschoben ist?

Hercules. Flink, wirf ein bischen stärker. Deine Würfe kommen alle zu kurz.

Atlas. Du brauchst nicht zu sticheln; wir haben wie gewöhnlich Südwest, und der Ball fängt Wind, weil er so leicht ist.

Hercules. Das ist sein alter Fehler, immer dem Winde nachzujagen.

Atlas. Es könnte wahrhaftig nicht schaden, wenn wir ihn ganz damit anfüllten, denn er fliegt, wie ich sehe, nicht besser aus der Hand als eine Melone.

Hercules. Das ist freilich ein neuer Fehler, denn früher sprang und tanzte er wie ein Böckchen.

Atlas. Laufe hurtig nach dorthin, geschwind, sag' ich; gieb um Gotteswillen Acht, daß er nicht fällt; verwünscht sei die Stunde, wo du gekommen bist!

Hercules. Du hast ihn mir so schief und niedrig zugeworfen, daß ich ihn nicht rechtzeitig hätte auffangen können, wenn ich mir auch den Hals hätte brechen wollen. O weh, armes Ding, wie steht's? Hast du dir irgendwo weh gethan? Man

hört keinen Laut und sieht Nichts, was sich regt oder bewegt, — sie schlafen alle wie zuvor.

Atlas. Gieb sie mir her, bei allen Hörnern des Styx, daß ich sie mir wieder auf die Schultern lade; und du nimm deine Keule und kehre eilig in den Himmel zurück und entschuldige mich beim Zeus wegen dieses Unfalls, den du allein verschuldet hast.

Hercules. Mit Vergnügen. Seit vielen Jahrhunderten wohnt im Hause meines Vaters ein gewisser Poet, der Horaz heißt; er ist dort als Hofpoet angestellt auf Antrag des Augustus, den Zeus unter die Götter aufgenommen hat, weil man der Macht der Römer gewisse Rücksichten schuldig war. Dieser Dichter pflegt immer einige von seinen Liedchen zu trällern, unter andern eins, worin es heißt, ein Gerechter stehe fest, wenn auch die Welt um ihn zusammenbräche. Ich möchte beinahe glauben, alle Menschen seien gerecht, denn die Welt ist hingefallen, und Keiner hat sich gerührt.

Atlas. Wer bezweifelt die Gerechtigkeit der Menschen? Aber nun verliere keine Zeit mehr, sondern eile, mich bei deinem Vater zu entschuldigen, denn ich erwarte jeden Augenblick einen Blitzstrahl, der mich aus dem Atlas in den Aetna verwandelt.

II.

Die Mode und der Tod.

Mode. Herr Tod, Herr Tod!

Tod. Warte, bis deine Stunde schägt, dann komm' ich, ohne daß du mich rufst.

Mode. Herr Tod!

Tod. Geh zum Teufel! Ich werde kommen, wenn es dir nicht lieb ist.

Mode. Als ob ich nicht unsterblich wäre!

Tod. Unsterblich?

„Vergangen sind schon mehr als tausend Jahre“

seitdem die Zeiten der Unsterblichen vorbei sind.

Mode. Auch der Herr Tod klimpert auf Petrarca's Leier, als ob er ein italienischer Lyriker des sechzehnten oder neunzehnten Jahrhunderts wäre?

Tod. Ich liebe die Verse des Petrarca, weil ich meinen „Triumph“ darin finde, und weil fast immer von mir darin die Rede ist. Aber nun kurz und gut, laß mich ungeschoren!

Mode. O nicht doch! Bei deiner Liebe zu den sieben Todsünden, bleib ein wenig stehen und sieh mich an.

Tod. Ich sehe dich ja nun an.

Mode. Kennst du mich nicht?

Tod. Du solltest wissen, daß ich nicht gut sehe und keine Brille gebrauchen kann, denn in England machen sie keine, die für mich paßte, und gäb' es eine, so wüßt' ich nicht, wo ich sie hinsetzen sollte.

Mode. Ich bin die Mode, deine Schwester.

Tod. Meine Schwester?

Mode. Ja. Erinnerst du dich nicht, daß wir alle Beide Kinder der Hinfälligkeit sind?

Tod. Wie soll ich mich erinnern, da ich ein Todfeind des Gedächtnisses bin!

Mode. Aber ich weiß es noch recht gut und weiß auch, daß wir Beide uns in gleicher Weise Mühe geben, die irdischen Dinge zu zerstören und zu verwandeln, wenn du auch einen andern Weg zu diesem Ziele einschlägst, als ich.

Tod. Falls du nicht mit deinem eigenen Geiste plauderst oder mit Jemand, den du in deiner Kehle sitzen hast, so sprich etwas lauter und articulire die Worte besser; wenn du mir da zwischen den Zähnen was vormurmelst mit einem Stimmchen so dünn wie Spinnwebe, werde ich dich erst morgen verstehen, denn falls du es noch nicht weißt: mein Gehör leistet mir nicht bessere Dienste als mein Gesicht.

Mode. Obwohl es gegen die gute Sitte ist und man in Frankreich nicht zu sprechen pflegt, um gehört zu werden, will ich dennoch, weil wir Geschwister sind und unter einander keine Umstände zu machen brauchen, so sprechen, wie du es wünschest. Ich sage also, daß es unser Beider Natur und Gewohnheit ist, die Welt fortwährend umzugestalten; du aber hast dich von Anfang an auf die Personen und auf das Blut verlegt, ich dagegen begnüge mich meist mit den Bärten, den Haaren, den Kleidern, den Geräthen, den Palästen und dergleichen Dingen. Es ist freilich wahr, daß ich nicht verfehlt habe und auch darin fortfahre, allerlei Späße zu treiben, die den deinigen ähnlich sehen, wie z. B. jetzt die Ohren, jetzt Lippen und Nasen zu durchbohren und sie mit den Sächelchen, die ich in die Löcher hänge, herunterzuziehen; den Menschen das Fleisch zu verbrennen mit glühenden Stempeln, die ich zum Putz darin eindrücken lasse; die Köpfe der kleinen Kinder mit Binden und anderen Maschinen umzuformen, indem ich die Sitte aufgebracht habe, daß alle Menschen in einem Lande eine und dieselbe Kopfform haben müssen, wie ich's in Amerika und Asien gemacht habe; die Menschen in engen Schuhen zu verkrüppeln; ihnen den Athem zu beklemmen und die Augen aus dem Kopf zu treiben mit zu festen Schnürleibern, und hundert andere schöne Dinge der Art. Ja im Allgemeinen überrede und nöthige ich alle gebildeten Leute, täglich tausend Mühen und Beschwerden zu ertragen und oft sogar Schmerzen und Qualen, und Manchen, aus Liebe zu mir glorreich zu sterben. Ich will nichts sagen von dem Kopfweh, den Katarrhen, den Rheumatismen aller Art, den gewöhnlichen und den Wechselfiebern, die sich die Menschen zuziehen, nur um mir zu gehorchen, indem sie sich nicht weigern, vor Kälte zu zittern und vor Hitze zu ersticken, bloß weil ich es will, ihre Schultern mit wollenen Zeugen zu bedecken und ihre Brust mit Linnen, und mir Alles zu Gefallen zu thun, wenn auch zu ihrem eigenen Schaden.

Tod. Aus alle dem folgt, daß du meine rechte Schwester bist, und meinetwegen will ich das für gewisser halten, als den

Tod, ohne daß du mir ein Zeugniß vom Pfarrer darüber bringst. Aber wenn ich so still stehe, werde ich ohnmächtig; wenn du daher das Herz hast, neben mir her zu laufen, so nimm dich nur in Acht, nicht dabei zu crepiren, denn ich eile gewaltig, und du kannst mir dann im Laufen sagen, was du für Anliegen hast; willst du aber nicht, so verspreche ich dir in Anbetracht unserer Verwandtschaft, dir, wenn ich sterben sollte, meine sämmtliche Habe zu hinterlassen, und somit Gott befohlen!

Mode. Wenn wir Beide mit einander in die Wette laufen sollten, so weiß ich nicht, wer den Preis davontragen würde; denn wenn du trabst, so ist meine Gangart noch geschwinder als Galopp, und wenn du in Ohnmacht fällst, sobald du irgendwo stehen bleibst, so gehe ich daran völlig zu Grunde. Also wollen wir weiter laufen und dabei, wie du sagst, von unsern Angelegenheiten plaudern.

Tod. Meinetwegen. Da du also mit mir aus demselben Mutterleibe stammst, wäre es wohl schicklich, daß du mir bei meinen Geschäften ein wenig beiständest.

Mode. Ich habe das schon längst gethan, mehr als du ahnst. Erstens habe ich, obwohl ich beständig jedes andere Herkommen vernichte und umändere, die Sitte des Sterbens niemals eingehen lassen, und so siehst du denn auch, daß sie überall fortbesteht, vom Anbeginn der Welt bis an den heutigen Tag.

Tod. Ein großes Wunder, daß du nicht gethan hast, was du nicht hast thun können!

Mode. Wie? Ich hätte es nicht thun können? Da zeigst du nun, daß du die Macht der Mode nicht kennst.

Tod. Laß gut sein. Davon werden wir noch reden können, wenn es erst Sitte geworden ist, daß man nicht mehr stirbt. Bis dahin aber wünschte ich, daß du als gute Schwester mir helfen möchtest, das Gegentheil leichter und rascher als bisher zu erreichen.

Mode. Ich habe dir schon einige meiner Thaten aufgezählt, die dir großen Vortheil bringen. Aber das sind Bagatellen im

Vergleich zu denen, die ich dir jetzt nennen will. Nach und nach, am meisten aber in diesen letzten Zeiten, habe ich zu deinen Gunsten die Strapazen und Leibesübungen in Abnahme und Vergessenheit kommen lassen, die das körperliche Wohlsein befördern, und dagegen unzählige eingeführt oder in Ansehn gebracht, die auf tausenderlei Art den Körper schwächen und das Leben verkürzen. Ferner habe ich solche Gesetze und Sitten in der Welt eingeführt, daß das Leben selbst, leiblich und geistig betrachtet, mehr todt als lebendig ist, so daß man das Jahrhundert in der That das Jahrhundert des Todes nennen kann. Und wenn du vor Zeiten keine anderen liegenden Gründe besaßest, als Gruben und Höhlen, wo du im Dunkeln deine Knochen- und Staubsaat aussäetest, eine Saat die keine Frucht trug, so hast du jetzt Ländereien im hellen Sonnenlicht, und Menschen, die sich regen und auf ihren Füßen herumwandeln, sind gewissermaßen deine Leibeigenen, obwohl du sie noch nicht mit deiner Sense getroffen hast, vielmehr sind sie schon von der Geburt an dir verfallen. Mehr noch: wo du früher gehaßt und geschmäht zu werden pflegtest, ist es heute durch meine Bemühung dahin gekommen, daß jeder Vernünftige dich lobt und preis't, dich höher schätzt, als das Leben, und dich so heftig liebt, daß er dich beständig herbeiruft und die Augen nach dir hinwendet, wie nach seiner theuersten Hoffnung. Endlich, da ich sah, daß Viele sich gerühmt hatten, sie wollten unsterblich werden, das heißt, nicht *ganz* sterben, weil ein guter Theil von ihnen dir gar nicht in die Hände gerathen wäre, habe ich, obwohl ich wußte, daß das Possen seien und daß, wenn sie oder Andere im Gedächtniß der Menschen fortlebten, sie doch nur so zu sagen zum Spaß lebten und ihren eigenen Ruhm nicht mehr genössen, als sie die Moderfeuchte des Grabes fühlen könnten, — gleichwohl, da ich merkte, daß diese Unsterblichkeitsmarotten dir fatal waren, weil es schien, als ob dir deine Ehre und Reputation dadurch geschmälert würde, habe ich diesen Gebrauch, sich um Unsterblichkeit zu bemühen, abgeschafft und es dahin gebracht, daß sie selbst dann nicht ge-

währt wird, wenn sie Einer einmal verdienen sollte. So daß also, wenn jetzt Einer stirbt, du sicher sein kannst, daß nicht ein Atom von ihm übrig bleibt, das nicht todt wäre, und daß er eilig mit Haut und Haaren unter die Erde muß, wie ein kleiner Fisch, den man auf Einen Bissen mit Kopf und Gräten hinunterschluckt. All diese vielen und gewiß nicht geringen Dinge habe ich dir zu Liebe gethan, um deiner Stellung auf Erden mehr Glanz zu verleihen, wie es denn auch geschehen ist. Und zu diesem Zwecke bin ich bereit, täglich eben so viel und mehr zu thun; in dieser Absicht habe ich dich aufgesucht, und es scheint mir zweckmäßig, daß wir in Zukunft uns nicht mehr von einander trennen; denn wenn wir immer beisammen bleiben, können wir uns in jedem einzelnen Falle berathen und bessere Maßregeln ergreifen, als sonst, auch dieselben besser ausführen.

Tod. Du hast Recht, und so wollen wir's in Zukunft halten.

III.

Ein Kobold und ein Gnom.

Kobold. O, bist du da, Sohn des Sabazius? Wohin geht die Reise?

Gnom. Mein Vater hat mich abgeschickt, um herauszubringen, was in aller Welt diese Spitzbuben von Menschen vorhaben; er ist nämlich sehr in Sorgen, weil sie uns schon seit einer ganzen Weile nicht mehr zu schaffen machen und sich in seinem Reich kein einziger blicken läßt. Er fürchtet, daß sie irgend einen wichtigen Anschlag gegen ihn vorhaben, wenn es nicht etwa wieder Sitte geworden ist, bei Kauf und Verkauf mit Stücken Vieh zu bezahlen, statt mit Gold und Silber; oder die civilisirten Völker sich mit kleinen Zetteln statt der Münze begnügen, wie sie schon öfters gethan haben, oder mit Rosenkränzen von Glas, wie die Wilden; oder die Lykurgischen Gesetze

wieder in Kraft getreten sind, was ihm freilich das Unwahrscheinlichste ist.

Kobold. „Auf Die harrt ihr umsonst; sie starben alle“ — heißt es am Ende jenes Trauerspiels, wo alle Personen starben.

Gnom. Was meinst du damit?

Kobold. Nun, daß alle Menschen todt sind und das ganze Geschlecht erloschen.

Gnom. Da werden die Zeitungen was zu berichten haben. Doch bis jetzt haben sie noch nichts darüber gebracht.

Kobold. Du Narr, bedenkst du nicht, daß, wenn alle Menschen todt sind, auch keine Zeitungen mehr erscheinen können?

Gnom. Da hast du Recht. Wie aber sollen wir nun erfahren, was Neues in der Welt vorgeht?

Kobold. Neues? Pah! daß die Sonne auf und untergegangen ist, daß es warm oder kalt ist, daß es hier oder dort geregnet oder geschneit oder gestürmt hat? Denn da es keine Menschen mehr giebt, hat die Fortuna die Binde abgenommen, eine Brille aufgesetzt, ihr Rad an einem Haken aufgehängt und sitzt nun mit gekreuzten Armen, sich die Dinge dieser Welt zu betrachten, ohne sich weiter einzumischen; es giebt keine Länder und Reiche mehr, die anschwellen und platzen wie Wasserblasen, denn alle sind vergangen und verschollen; Kriege werden nicht mehr geführt, und alle Jahre sehen sich so gleich wie ein Ei dem andern.

Gnom. Man wird nicht einmal wissen können, den wievielsten im Monat wir haben, da keine Kalender mehr gedruckt werden können.

Kobold. Das wird kein großer Schade sein, da der Mond trotzdem seinen Weg finden wird.

Gnom. Und die Tage der Woche werden keinen Namen mehr haben.

Kobold. Fürchtest du, daß sie nicht mehr kommen werden, wenn du sie nicht bei Namen rufst? Oder denkst du vielleicht,

da sie nun vorbei sind, sie wieder herbeizulocken, wenn du sie nennst?

Gnom. Und die Jahre wird man nicht mehr zählen können.

Kobold. So können wir uns für jung ausgeben, wenn es auch schon längst damit vorbei ist; auch werden wir uns um die vergangene Zeit, wenn wir sie nicht mehr messen, weniger Kummer machen und nicht, wenn wir sehr alt geworden sind, von Tag zu Tage den Tod erwarten.

Gnom. Aber wie ist es nur gekommen, daß diese Taugenichtse plötzlich verdorben und gestorben sind?

Kobold. Theils haben ihre Kriege sie aufgerieben, theils ihre Seefahrten, theils haben sie sich gegenseitig aufgefressen, eine Menge haben auch sich selbst umgebracht, Andere sind im Müßiggang verfault, Andere haben sich über den Büchern zu Schanden studirt, wieder Andere sich mit Schwelgereien und Ausschweifungen aller Art ruinirt, kurz sie haben jeden möglichen Weg ausgeklügelt, gegen ihre eigne Natur zu sündigen und ein böses Ende zu nehmen.

Gnom. Bei alle dem kann ich nicht begreifen, wie eine ganze Gattung lebender Wesen so spurlos, wie du sagst, hat zu Grunde gehen können.

Kobold. Als ein Meister in der Geologie solltest du doch wissen, daß der Fall nicht neu ist und daß verschiedene Arten von Thieren früher vorhanden waren, die sich heute nicht mehr finden, bis auf wenige versteinerte Knochen. Und doch haben sicherlich jene armen Geschöpfe keine von all den Künsten angewendet, die, wie gesagt, die Menschen zu ihrem eigenen Verderben geübt haben.

Gnom. Es mag damit sein, wie du gesagt. Nun wünschte ich nur, daß Einer oder Zwei von jenem Gesindel wieder aufwachten, um zu erfahren, was sie für Augen machen würden, wenn sie sähen, daß die andern Dinge, obwohl das Menschengeschlecht nicht mehr da ist, noch fortdauern und sich entwickeln

wie vorher, als sie sich einbildeten, die ganze Welt sei nur für sie allein geschaffen und werde um ihretwillen erhalten.

Kobold. Und wollten nicht einsehen, daß sie doch nur geschaffen sei und erhalten werde für die Kobolde.

Gnom. Dein Verstand schießt in der That Kobolds, wenn du im Ernst sprichst.

Kobold. Wie so? Natürlich spreche ich im Ernst.

Gnom. Geh, du Spaßvogel! Wer weiß nicht, daß die Welt für die Gnomen erschaffen ist?

Kobold. Für die Gnomen, die immer unter der Erde leben? Nun, das ist das Lustigste, was man hören kann! Wozu brauchen die Gnomen Sonne, Mond, Luft, Meer, Felder?

Gnom. Und was fangen die Kobolde mit den Höhlen voll Gold und Silber an und mit dem ganzen Leibe der Erde, bis auf die oberste Haut?

Kobold. Nun gut! mögen sie was damit anfangen können oder nicht, wir wollen darüber nicht streiten; denn ich bin überzeugt, auch die Eidechsen und Mücken glauben, die Welt sei eigens nur für ihren Gebrauch geschaffen. Und darum bleibe Jeder bei seinem Glauben, den sich keiner wird ausreden lassen; ich für meine Person sage dir nur so viel, wenn ich nicht als Kobold auf die Welt gekommen wäre, würde ich untröstlich sein.

Gnom. Dasselbe würde mir begegnen, wenn ich nicht als Gnom geboren wäre. Nun möchte ich nur gerne wissen, was die Menschen jetzt zu ihrer Anmaßung sagen würden, mit der sie neben den anderen Unbilden, die sie Dem und Jenem zufügten, tausend Klafter tief in die Erde eindrangen und uns mit Gewalt unseres Eigenthums beraubten, wobei sie erklärten, das gehöre Alles dem Menschengeschlecht und die Natur habe es nur zum Spaß da unten versteckt und vergraben, um zu sehen, ob sie es wohl finden und herausholen würden.

Kobold. Das wundert mich gar nicht. Waren sie doch auch nicht bloß überzeugt, daß alle Dinge in der Welt zu keinem anderen Zwecke da seien, als ihnen zu dienen, sondern bildeten

sich auch ein, mit ihnen verglichen sei alles Andere nur Kleinigkeit. Daher nannten sie ihre eigenen Erlebnisse Weltumwälzungen und die Geschichten ihrer Völker Weltgeschichten; obwohl sich selbst innerhalb der Grenzen der Erde vielleicht eben so viel andere Gattungen, nicht bloß von erschaffenen Dingen überhaupt, sondern allein von Thieren nachweisen ließen, wie es überhaupt lebende Menschen gab, und all diese Thiere, die ausdrücklich zu ihrem Gebrauch geschaffen waren, trotzdem niemals merkten, daß die Welt Umwälzungen erlitt.

Gnom. Waren auch die Schnaken und Flöhe nur den Menschen zu Liebe geschaffen?

Kobold. Gewiß; um sie nämlich in der Geduld zu üben, wie sie behaupteten.

Gnom. Nun wahrhaftig, als hätte es ihnen an Gelegenheit, sich in der Geduld zu üben, gefehlt, auch wenn es keine Flöhe gegeben hätte!

Kobold. Die Schweine aber waren, nach Chrysippus, bloße Fleischstücke, die von der Natur ausdrücklich für Küchen und Speisekammern der Menschen zubereitet und, damit sie nicht verfaulten, statt des Salzes mit Seelen eingepökelt waren.

Gnom. Ich glaube im Gegentheil, wenn Chrysippus im Gehirn etwas Salz gehabt hätte, statt der Seele, würde er eine ähnliche Albernheit nicht ausgeheckt haben.

Kobold. Und auch das ist noch lustig, daß zahllose Gattungen von Thieren von den Menschen, die ihre Herren waren, nie gesehen und bemerkt worden sind; entweder weil sie an Orten wohnten, wo Jene nie hinkamen, oder weil sie so klein waren, daß sie überhaupt nicht entdeckt werden konnten. Und auf eine große Menge anderer Gattungen sind sie erst in den jüngsten Zeiten aufmerksam geworden. Dasselbe gilt von Pflanzen und tausend anderen Dingen. Ebenso haben sie auch nur allmählich mit Hülfe ihrer Fernröhre allerlei Sterne oder Planeten aufgefunden, von denen sie bis dahin, tausend und abertausend Jahre lang, gar nicht gewußt hatten, daß sie auf der Welt seien.

Dann aber reihten sie sie gleich unter ihren Hausrath ein. Denn sie bildeten sich ein, die Sterne und Planeten wären so zu sagen Laternenlichtchen, die da oben festgemacht wären, um den Herrschaften zu leuchten, die bei Nacht sehr viel zu thun hatten.

Gnom. Demnach werden sie im Sommer, wenn sie jene Flämmchen fallen sahen, die in manchen Nächten durch die Lüfte schießen, gedacht haben, irgend ein Geist schnäuze die Sterne, damit sie den Menschen heller leuchteten.

Kobold. Jetzt aber, da sie alle verschwunden sind, fühlt die Erde nicht, daß ihr etwas fehle, und die Flüsse sind es nicht müde geworden, zu fließen, und das Meer, obwohl es der Schifffahrt und dem Handel nicht mehr zu dienen hat, sieht man nicht austrocknen.

Gnom. Und die Sterne und Planeten lassen nicht ab, auf- und unterzugehen, und haben keine Trauer angelegt.

Kobold. Und die Sonne hat sich das Gesicht nicht mit Rost bestrichen, wie sie, nach Virgil, beim Tode des Cäsar that, den sie sich, glaub' ich, gerade so sehr zu Gemüthe zog, wie es die Statue des Pompejus gethan haben wird.

IV.

Malambruno und Farfarello.

Malambruno. Geister des Abgrunds, Farfarello, Ciriatto, Baconero, Astarotte, Alichino und wie ihr sonst immer heißen mögt, ich beschwöre euch im Namen Beelzebub's und befehle euch durch die Kraft meiner Kunst, die den Mond aus den Angeln heben und die Sonne mitten am Himmel festnageln kann: Einer von euch erscheine mit freier Vollmacht von eurem Fürsten, alle Kräfte der Hölle in meinem Dienste aufzubieten.

Farfarello. Da bin ich.

Malambruno. Wer bist du?

Farfarello. Farfarello, dir zu dienen.

Malambruno. Bringst du den Erlaß Beelzebub's?

Farfarello. Ja, und ich kann in deinem Dienst Alles thun, was der König selbst thun könnte, und mehr als alle anderen Geschöpfe zusammen zu thun vermöchten.

Malambruno. Schön. Du sollst mir einen Wunsch erfüllen.

Farfarello. Was du befiehlst. Was wünschest du? Höheren Adel, als den der Atriden?

Malambruno. Nein.

Farfarello. Mehr Reichthümer, als sich in der Stadt Manoa*) finden werden, wenn sie erst entdeckt sein wird?

Malambruno. Nein.

Farfarello. Ein Reich, so groß wie das, von welchem Karl V. in einer Nacht geträumt haben soll?

Malambruno. Nein.

Farfarello. Eine Frau dir zu Willen zu machen, die spröder als Penelope ist?

Malambruno. Nein. Glaubst du, daß man dazu einen Teufel nöthig habe?

Farfarello. Ehren und Glück, so ruchlos du auch bist?

Malambruno. Ich brauchte eher den Teufel, wenn ich das Gegentheil haben wollte.

Farfarello. Nun denn, was befiehlst du mir?

Malambruno. Mach mich nur einen Augenblick glücklich!

Farfarello. Das kann ich nicht.

Malambruno. Wie? Das kannst du nicht?

Farfarello. Ich schwöre dir auf Ehr' und Gewissen, daß ich es nicht kann.

Malambruno. Auf Ehr' und Gewissen eines honetten Teufels?

---

*) Eine fabelhafte Stadt, sonst auch Eldorado genannt, von welcher die Spanier träumten, die sie im südlichen Amerika gelegen glaubten, zwischen dem Orenoco und dem Amazonenstrom.

Anmerk. Leopardi's.

Farfarello. Allerdings. Glaube nur, es giebt eben so gut honette Teufel wie Menschen.

Malambruno. Du aber sei überzeugt, daß ich dich hier beim Schwanz an einem dieser Balken aufhänge, wenn du mir nicht sofort ohne weitere Widerrede gehorchst.

Farfarello. Du kannst mich eher tödten, als ich dir das erfüllen, was du von mir forderst.

Malambruno. Dann gehe zum Henker wieder hin, woher du gekommen bist, und schicke Beelzebub selbst zu mir.

Farfarello. Und wenn Beelzebub käme mit der ganzen Giudecca und allen Höllenschlünden, er könnte eben so wenig, wie ich, weder dich noch irgend einen Andern von deinem Geschlecht glücklich machen.

Malambruno. Auch nicht einmal für einen einzigen Augenblick?

Farfarello. Eben so wenig für einen Augenblick, ja nur für die Hälfte oder den tausendsten Theil eines Augenblicks, wie für das ganze Leben.

Malambruno. Aber wenn du mich auf keine Weise glücklich machen kannst, getraust du dir, mich wenigstens von der Unglückseligkeit zu befreien?

Farfarello. Wenn du es fertig bringst, dich selbst nicht über Alles zu lieben.

Malambruno. Das werde ich können, wenn ich todt bin.

Farfarello. Aber bei Lebzeiten kann das kein Geschöpf. Denn eher zu allem Andern als dazu würde eure Natur euch befähigen.

Malambruno. Allerdings.

Farfarello. Da du also nothwendig mit aller Liebe, deren du fähig bist, dich selber liebst, wünschest du nothwendig, so sehr du nur kannst, deine eigene Glückseligkeit, und da niemals auch nur von fern dieses dein Verlangen befriedigt werden kann, so folgt daraus, daß du dem Schicksal nie entgehen kannst, dich unglücklich zu fühlen.

Malambruno. Auch nicht dann, wenn ich irgend eine Lust empfinde; denn keine Lust kann mich weder glücklich machen noch befriedigen.

Farfarello. Sicherlich keine.

Malambruno. Und darum, weil ich das natürliche Verlangen nach Glück, das ich im Geiste trage, nicht erreichen kann, wird es auch nie eine wahre Lust sein, und selbst so lange sie noch dauert, werde ich nicht aufhören, unglücklich zu sein.

Farfarello. Das wirst du freilich nicht. Denn bei den Menschen und allen andern lebenden Wesen ist die Beraubung der Glückseligkeit, wenn auch kein Schmerz und kein anderes Ungemach damit verknüpft ist, und auch in der Zeit der sogenannten Freuden stets ein ausgesprochenes Unglück.

Malambruno. So daß also von der Geburt bis zum Tode unser Unglück nie auch nur für einen einzigen Augenblick, geschweige für länger, aufhören kann.

Farfarello. Ja: es hört immer auf, wenn ihr schlaft, ohne zu träumen, oder euch eine Ohnmacht befällt, oder sonst etwas, was den Gebrauch der Sinne hemmt.

Malambruno. Aber doch nie, so lange wir uns unseres eigenen Lebens bewußt sind.

Farfarello. Nein, niemals.

Malambruno. Demnach also ist, ganz absolut gesprochen, nicht leben immer besser als leben.

Farfarello. Wenn das Aufhören des Unglücks ganz einfach besser ist als das Unglück.

Malambruno. Also?

Farfarello. Also wenn es dir gut scheint, mir deine Seele vor der Zeit zu überliefern, bin ich bereit, sie mitzunehmen.

V.

Die Natur und eine Seele.

Natur. Geh, meine Lieblingstochter, denn dafür wirst du gehalten und so genannt werden Jahrtausende lang. Lebe, und sei groß und unglücklich!

Seele. Was hab' ich Böses gethan, eh' ich zu leben anfing, daß du mich zu dieser Strafe verurtheilst?

Natur. Was für eine Strafe, meine Tochter?

Seele. Schreibst du mir nicht vor, daß ich unglücklich sein soll?

Natur. Nur in so fern ich will, daß du groß seiest, und Eins ist nicht möglich ohne das Andere. Auch bist du bestimmt, einen Menschenleib zu beleben, und alle Menschen werden mit Nothwendigkeit unglücklich geboren und leben unglücklich.

Seele. Doch solltest du vernünftigerweise eher dafür sorgen, daß sie nothwendig glücklich werden müßten, oder wenn das nicht in deiner Macht steht, wäre es besser, du verzichtetest darauf, sie in die Welt zu setzen.

Natur. Weder das Eine noch das Andere steht bei mir; denn ich bin dem Schicksal unterworfen, und dessen Gebot lautet anders, gleichviel aus welchem Grunde, den weder du noch ich einzusehen vermögen. Da du nun dazu geschaffen und bestimmt bist, ein menschliches Wesen zu beseelen, so ist keine Kraft, weder meine noch eines Andern, im Stande, dich vor der gemeinsamen Unseligkeit der Menschen zu bewahren. Außer dieser aber mußt du noch eine ganz besondere und noch weit größere ertragen, wegen der Auszeichnung, mit der ich dich begabt habe.

Seele. Ich habe noch nichts gelernt, da ich in diesem Augenblick erst zu leben anfange; daher muß es kommen, daß ich dich nicht verstehe. Aber sage mir, sind Auszeichnung und außerordentliches Unglück ihrem Wesen nach Ein und dasselbe? Oder wenn es zweierlei Dinge sind, könntest du nicht das Eine vom Andern trennen?

Natur. In den Menschenseelen und verhältnißmäßig auch in den Seelen der Thiere jeder Gattung kann man dies Beides fast gleichbedeutend nennen. Denn eine besondere Vorzüglichkeit der Seelen bedingt eine größere Intensivität des Lebens, und diese wieder bedingt ein größeres Gefühl des eigenen Unglücks, was so viel ist als ein größeres Unglück selbst. In ähnlicher Weise schließt auch eine größere Lebendigkeit bei den Thieren eine erhöhte Kraft der Selbstsucht ein, worauf dieselbe auch sich richten, unter welcher Form sie sich offenbaren möge; diese größere Selbstsucht bedingt ein stärkeres Verlangen nach Glück und darum eine größere Unbefriedigung und Qual, daß es ausbleibt, und einen heftigeren Schmerz über die Mißgeschicke, die sich ereignen. Dies Alles ist in der ursprünglichen Ordnung der Schöpfung begründet, die ich nicht ändern kann. Ferner wird dich die Feinheit deines eigenen Geistes und die Lebhaftigkeit deiner Phantasie sehr oft an der Herrschaft über dich selbst verhindern. Die Thiere gebrauchen mit Leichtigkeit all ihre Kräfte und Fähigkeiten zu den Zwecken, welche sie sich vornehmen. Die Menschen aber thun sehr selten Alles, was in ihrer Macht steht; gewöhnlich hindert sie ihre Vernunft und ihre Einbildungskraft, indem sie ihnen tausend Bedenken beim Abwägen ihrer Entschlüsse schaffen und tausend Hemmungen bei der Ausführung. Die am wenigsten fähig und geübt sind im Erwägen und Bedenken bei sich selbst, sind am flinksten im Entschluß und am erfolgreichsten in der Ausführung. Deinesgleichen aber, da sie beständig nach innen gekehrt und gleichsam von der Größe ihrer eigenen Fähigkeiten überwältigt sind und daher ihrer selbst nicht mächtig, sind meist der Unentschlossenheit unterworfen, sowohl beim Überlegen als bei der Ausführung; und dies ist eines der schwersten Übel, unter denen die menschliche Natur zu leiden hat. Nimm noch hinzu, daß, während du durch die Trefflichkeit deiner Anlagen leicht in kurzer Zeit fast alle Andern deiner Gattung in den wichtigsten Kenntnissen und schwersten Wissenschaften übertreffen wirst, es dir trotzdem stets entweder unmöglich oder sehr

beschwerlich sein wird, sehr viele Dinge zu lernen oder auszuüben, die an sich höchst geringfügig sind, aber für den Verkehr mit anderen Menschen unerläßlich, und daß du alle diese Dinge in derselben Zeit wirst vollkommen ausüben und ohne Mühe lernen sehen von tausend Geistern, die nicht allein niedriger stehen als du, sondern durchaus verächtlich sind. Diese und andere unzählige Schwierigkeiten und Jämmerlichkeiten machen den großen Seelen zu schaffen und engen sie ringsum ein. Aber sie werden reichlich vergütet durch den Ruhm, das Lob und die Ehren, die diesen erlesenen Geistern ihre Größe einbringt, und durch das dauernde Gedächtniß, das sie von sich den Nachkommen hinterlassen.

Seele. Aber dies Lob und diese Ehre, von denen du redest, werde ich die vom Himmel erhalten, oder von dir, oder von wem sonst?

Natur. Von den Menschen; Andere, als die, können sie nicht ertheilen.

Seele. Nun sieh, ich dachte, da ich das nicht zu thun wüßte, was, wie du sagst, für den Verkehr mit anderen Menschen unerläßlich ist und was auch dürftigeren Geistern leicht wird, so würde ich geringgeschätzt und gemieden werden von den Menschen selbst, nicht aber gelobt, und würde gewiß ihnen allen fast unbekannt bleiben, da ich für den menschlichen Verkehr so untauglich sei.

Natur. Mir ist es nicht gegeben, die Zukunft vorherzusehen, und daher kann ich dir auch nicht unfehlbar vorherverkünden, was die Menschen dir gegenüber thun oder denken werden, so lange du auf Erden weilen wirst. Freilich halte ich es nach den Erfahrungen der früheren Zeit für das Wahrscheinlichste, daß sie dich mit Neid verfolgen werden, und dies ist ein anderes Ungemach, das den hervorragenden Seelen zu begegnen pflegt; oder sie werden dich mit Verkennung und Vernachlässigung zu erdrücken suchen. Auch pflegt das Glück selbst und sogar der Zufall gegen Deinesgleichen sich feindlich zu be-

tragen. Aber gleich nach dem Tode, wie es einem gewissen Camoens erging, oder spätestens einige Jahre nachher, wie ein Anderer, ein gewisser Milton, es erfuhr, wirst du gefeiert und in den Himmel erhoben werden, allerdings nicht von Allen, aber doch wenigstens von einer kleinen Anzahl gescheidter Leute. Und vielleicht wird die Asche der Person, in welcher du gewohnt hast, in einem prachtvollen Grabmal ruhen, und ihr Bildniß, auf verschiedene Art nachgebildet, von Hand zu Hand gehen, und alle Wechselfälle ihres Lebens von Vielen beschrieben und von Andern eifrig dem Gedächtniß eingeprägt werden, und zuletzt wird die ganze civilisirte Welt von ihrem Namen erfüllt sein. Vorausgesetzt, daß die Tücke des Geschicks oder das Uebermaß deiner Fähigkeiten selbst dich nicht etwa fortwährend gehindert hat, den Menschen irgend ein vollgültiges Zeichen deines Werthes zu geben, wofür es in der That viele Beispiele giebt, die nur mir allein und dem Fatum bekannt sind.

Seele. Liebe Mutter, obwohl mir noch jede andere Einsicht fehlt, so fühle ich doch schon, daß das größte, ja das einzige Verlangen, das du mir verliehen, die Sehnsucht nach dem Glück ist. Und falls ich fähig sein sollte, auch Sehnsucht nach Ruhm zu empfinden, werde ich doch sicherlich dieses — soll ich sagen Gut oder Übel? — nur als eine Form des Glückes erstreben oder als nützlich dazu, das Glück selbst zu erlangen. Nun aber kann, wenn ich dich recht verstanden, die Vortrefflichkeit, mit der du mich begabt hast, wohl nöthig oder nützlich sein zur Erlangung von Ruhm, aber sie führt nicht zur Glückseligkeit, sondern im Gegentheil unwiderstehlich zum Unglück. Ja nicht einmal zum Ruhme selbst ist es wahrscheinlich daß sie mich vor dem Tode führen werde; und wenn der gekommen ist, was können mir dann noch die größten Güter der Welt für Vortheil oder Vergnügen gewähren? Und endlich kann es sich ja leicht ereignen, wie du sagst, daß dieser spröde Ruhm, der Preis für so großes Unglück, überhaupt mir nicht zu Theil wird, auch nicht nach dem Tode. Ich muß daher aus deinen eigenen Worten den Schluß

ziehen, daß du, statt mich ganz besonders zu lieben, wie du zu Anfang versichertest, mich vielmehr mit größerem Haß und Übelwollen betrachtest, als die Menschen und das Glück thun werden, so lange ich in der Welt verweilen mag; hast du dich doch nicht gescheut, mir ein so unheilvolles Geschenk zu machen wie diese Vortrefflichkeit, die du mir so anpreisest. Denn sie wird eines der Haupthindernisse für mich sein, um mein einziges Ziel, die Glückseligkeit, zu erreichen.

Natur. Meine Tochter, alle Menschenseelen sind, wie ich dir sagte, dem Unglück zur Beute geweiht, ohne meine Schuld. Aber in dem allgemeinen Elend des Menschenlebens und in der unendlichen Nichtigkeit aller seiner Vergnügungen und Vortheile wird der Ruhm von dem besseren Theile der Menschen für das größte Gut gehalten, das Sterblichen gegönnt sei, und für das würdigste Ziel all ihrer Sorgen und Bestrebungen. Daher habe ich nicht aus Haß, sondern aus wahrhaftem und besonderem Wohlwollen gegen dich beschlossen, dir zur Erreichung dieses Zieles alle Mittel zu verleihen, die irgend in meiner Macht stehen.

Seele. Sage mir, ist von den Thieren, die du erwähntest, vielleicht eines mit weniger Lebenskraft und -Gefühl begabt, als die Menschen?

Natur. Von denen anfangend, die noch mit der Pflanze verwandt sind, stehen alle, die einen mehr, die andern weniger, in diesem Punkte dem Menschen nach, der mehr Lebensfülle und eine höhere Empfindungsfähigkeit besitzt, als jedes andere Thier, weil er von allen lebenden Wesen das vollkommenste ist.

Seele. Nun, so bringe mich, wenn du mich liebst, in den Körper des unvollkommensten; oder wenn du das nicht kannst, so entkleide mich der unseligen Gaben, die mich adeln, und mache mich ähnlich dem stumpfsinnigsten und gefühllosesten Menschengeist, den du jemals hervorgebracht hast.

Natur. Dies Letztere kann ich dir zu Gefallen thun, und

will es auch sogleich, da du die Unsterblichkeit verschmähst, zu der ich dich befähigt hatte.

Seele. Und anstatt der Unsterblichkeit, bitte ich dich, so viel als möglich meinen Tod zu beschleunigen.

Natur. Hierüber muß ich mit dem Schicksal Rücksprache nehmen.

VI.

Die Erde und der Mond.

Erde. Lieber Mond, ich weiß, daß du Rede und Antwort geben kannst, weil du eine Person bist, wie ich es so oft von den Dichtern gehört habe; auch sagen unsere Kinder, du habest einen wirklichen Mund und Nase und Augen, wie sie, und sie sähen es mit ihren eigenen Augen, die ja in ihren Jahren nothwendigerweise sehr scharf sein müssen. Was mich betrifft, so weißt du ohne Zweifel, daß ich nicht mehr noch weniger als eine Person bin, da ich ja auch, als ich noch jünger war, viele Kinder bekommen habe. Du wirst dich daher nicht wundern, mich sprechen zu hören. Also, mein schöner Mond, obwohl ich so viele Jahrhunderte lang, daß ich ihre Zahl nicht mehr weiß, deine Nachbarin gewesen bin, habe ich dich doch bis heute nie angeredet, da ich so viel zu thun hatte, daß mir keine Zeit zum Schwatzen übrig blieb. Heute aber, wo meine Geschäfte sehr zusammengeschmolzen sind, so daß ich fast sagen kann, sie gehen von selbst, weiß ich nicht, was ich anfangen soll, und berste vor Langerweile; darum hab' ich mir vorgenommen, künftig viel mit dir zu plaudern und mich sehr um deine Angelegenheiten zu bekümmern, wenn es dir nicht lästig ist.

Mond. Darüber sei unbesorgt. Ich wollte, das Glück bewahrte mich so vor jeder andern Sorge, wie ich gewiß bin, daß du mir nie unbequem werden wirst. Wenn du Lust hast, mit mir zu plaudern, plaudre nach Belieben; denn so sehr ich auch, wie dir wohl nicht unbekannt ist, ein Freund des Still-

schweigens bin, werde ich dich doch gern anhören und dir antworten, um dir einen Gefallen zu thun.

Erde. Hörst du wohl den sehr lieblichen Klang, den die Himmelskörper mit ihren Bewegungen verursachen?

Mond. Die Wahrheit zu sagen, höre ich nichts.

Erde. Auch ich höre nichts, außer dem Brausen des Windes, der von meinen Polen zum Aequator fährt und vom Aequator wieder zu den Polen und offenbar nicht musikalisch ist. Pythagoras sagt aber, die Himmelskugeln ließen eine Art Musik ertönen, so süß, daß es ganz wundersam wäre, und auch du nähmest daran Theil und seiest die achte Saite auf dieser Welt-Leier; ich aber sei durch das Geräusch selbst taub geworden und hörte es darum nicht.

Mond. Auch ich werde wohl taub geworden sein, denn, wie gesagt, ich höre es nicht und weiß nichts davon, daß ich eine Saite bin.

Erde. Sprechen wir also von etwas Anderem. Sage mir: bist du wirklich bewohnt, wie es tausend alte und neuere Philosophen versichern und beschwören, von Orpheus bis auf De la Lande? Ich, so sehr ich mir Mühe gebe, diese meine Hörner auszurecken, welche die Menschen Berge und Felsgipfel nennen, und mit deren Spitzen ich dich wie eine Schnecke mit den ihrigen betrachte, — ich kann in dir keinen Bewohner entdecken, obwohl ich höre, daß ein gewisser David Fabricius, der scharfsichtiger war als Lynkeus, einmal Leute in dir gesehen hat, die Wäsche in der Sonne ausbreiteten.

Mond. Was du mit deinen Hörnern meinst, weiß ich nicht. Thatsache ist, daß ich bewohnt bin.

Erde. Von welcher Farbe sind diese Menschen?

Mond. Was für Menschen?

Erde. Die sich auf dir aufhalten. Sagst du nicht, daß du bewohnt seiest?

Mond. Ja. Aber was folgt daraus?

Erde. Nun, daß deine Bewohner doch nicht lauter Thiere sein werden.

Mond. Weder Thiere noch Menschen; ich weiß gar nicht, was für Arten von Geschöpfen das sind. Und schon von Manchem, was du gegen mich erwähnt hast, — in Bezug auf die Menschen, wie ich glaube, — habe ich keine Silbe verstanden.

Erde. Nun, was für Bevölkerungen sind es denn aber?

Mond. Sehr viele und sehr verschiedene, die du nicht kennst, wie ich die deinen nicht kenne.

Erde. Das kommt mir so sonderbar vor, daß, wenn ich's nicht von dir selbst hörte, ich es um Nichts in der Welt glauben würde. Bist du jemals von einem deiner Bewohner erobert worden?

Mond. Nicht daß ich wüßte. Wie auch, und warum?

Erde. Aus Ehrgeiz, aus Gelüsten nach Anderer Eigenthum, mit Politik oder Waffengewalt.

Mond. Ich weiß nicht, was du unter Waffengewalt, Ehrgeiz, Politik und alle dem verstehst.

Erde. Nun, wenn du auch Waffen nicht kennst, kennst du doch gewiß den Krieg. Denn erst kürzlich hat ein Physiker hier unten mit gewissen Fernröhren, welches Werkzeuge sind, um weit in die Ferne zu sehen, da oben eine schöne Festung mit ihren steilen Bastionen entdeckt. Das ist doch ein Zeichen, daß deine Leute, wenn auch sonst nichts, Belagerungen und Mauerkämpfe kennen.

Mond. Verzeih, Frau Erde, wenn ich dir ein wenig freimüthiger antworte, als vielleicht einer Unterthanin oder Magd, wie ich doch von dir bin, geziemen möchte. Aber wahrhaftig, du kommst mir ein bischen gar zu eitel vor, wenn du dir einbildest, Alles, was irgend wo in der Welt sich befindet, müsse dem, was du hast, ähnlich sein; als wenn die Natur keine andere Absicht gehabt hätte, als überall ganz genau dich zu copiren. Ich sage, ich sei bewohnt, und gleich schließest du daraus, daß meine Bewohner Menschen sein müßten. Ich bemerke dir, daß es keine

sind, und obwohl du mir zugiebst, daß es andere Geschöpfe sein müssen, zweifelst du doch nicht, daß sie dieselben Eigenschaften und Schicksale haben, wie deine Völker, und führst mir die Fernröhre von Gott weiß welchem Physiker an. Wenn aber diese Fernröhre in anderen Dingen nicht besser sehen, so muß ich glauben, daß sie so scharfsichtig sind, wie deine kleinen Kinder, die an mir Augen, Mund, Nase und wer weiß was sonst noch entdecken.

Erde. Dann wird es wohl nicht einmal wahr sein, daß deine Provinzen mit breiten reinlichen Straßen versehen sind und daß du angebaut bist, Alles Dinge, die man von Deutschland aus mit einem Fernrohr deutlich sehen kann.

Mond. Ob ich angebaut werde, merke ich nicht, und meine Straßen sehe ich nicht.

Erde. Du mußt wissen, lieber Mond, daß ich aus grobem Teig geknetet bin und ein dickes Gehirn habe; da ist es denn kein Wunder, daß die Menschen mir leicht was weiß machen. Aber ich kann dir sagen, daß, wenn deine Leute nichts danach fragen, dich zu erobern, du darum doch nicht immer außer aller Gefahr gewesen bist; denn zu verschiedenen Zeiten haben Personen hier unten sich's in den Kopf gesetzt, dich zu erobern, und große Vorbereitungen dazu gemacht. Nur daß sie, obwohl sie auf sehr hohe Punkte hinaufkletterten, sich auf den Zehen erhoben und die Arme ausstreckten, dich doch nicht erreichen konnten. Auch seh' ich schon seit Jahren, wie man sorgfältig alle Orte in dir auskundschaftet, Karten von deinen Ländern aufnimmt und die Höhen deiner Berge mißt, von denen wir auch die Namen wissen. Hiervon habe ich, weil ich es gut mit dir meine, doch geglaubt dich benachrichtigen zu müssen, damit du dich für alle Fälle vorsehen kannst. Nun aber, um auf etwas Anderes zu kommen: wirst du nicht sehr von den Hunden belästigt, die dich anbellen? Was denkst du von denen, die dich einander im Brunnen zeigen? Bist du männlichen oder weiblichen Geschlechts? Denn bei den Alten war man hierüber verschiedener Meinung. Ist es wahr, oder

nicht, daß die Arkadier vor dir zur Welt gekommen sind? daß deine Frauen, oder wie ich sie sonst nennen soll, Eier legen, und daß eins von diesen Eiern, ich weiß nicht, wann, hier heruntergefallen ist? daß du durchbohrt bist, gleich den Kügelchen eines Rosenkranzes, wie einer der neueren Physiker glaubt? daß du, wie einige Engländer behaupten, aus frischem Käse gemacht bist? daß Mahomed eines Tages, oder auch in einer Nacht, dich mitten durchschnitt wie eine Wassermelone, und daß ein gutes Stück von dir ihm in den Aermel rutschte? Wie magst du nur gern auf der Spitze der Minarets stehen? Und was hältst du vom Beiramfest?

Mond. Nur immer zu! Denn wenn du so fortfährst, komme ich nicht dazu, dir zu antworten und mein gewöhnliches Schweigen zu brechen. Wenn du dich gerne mit Possen unterhalten magst und mit mir über nichts Anderes plaudern kannst, obwohl ich dich nicht verstehe, so thätest du klüger, dir von den Menschen einen anderen Planeten fabriciren zu lassen, der sich um dich drehte und nach deinem Muster zusammengesetzt und bewohnt wäre. Du weißt von nichts Anderem mit mir zu sprechen, als von Menschen und Hunden und dergleichen, von denen ich so viel weiß, wie von jener großen Sonne, um die unsere Sonne sich drehen soll.

Erde. Je mehr ich mir vornehme, im Gespräch mit dir von meinen eigenen Sachen nicht anzufangen, je weniger gelingt es mir. Von nun an aber will ich besser darauf achten. Sage mir: bist du's, der sich einen Spaß daraus macht, mir das Wasser aus dem Meer in die Höhe zu ziehen und dann wieder fallen zu lassen?

Mond. Das kann wohl sein. Aber falls ich wirklich diese oder eine andere Wirkung auf dich ausübe, geschieht es, ohne daß ich's gewahr werde; wie auch du wohl Vieles nicht merkst, was du bewirkst, und das muß noch weit mehr sein, als alle meine Wirkungen, da du sehr viel größer und stärker bist, als ich.

Erde. Hiervon weiß ich in der That nichts Anderes, als

daß ich dir von Zeit zu Zeit das Sonnenlicht entziehe und mir das deinige; wie auch, daß ich dir in deinen Nächten sehr viel Licht zustrahle, was ich zum Theil selbst manchmal sehen kann. Aber ich hätte fast etwas vergessen, was mir noch weit wichtiger ist. Ich möchte wissen, ob wirklich, wie Ariost erzählt, Alles was ein Mensch verliert, z. B. Jugend, Schönheit, Gesundheit, die Mühe und Kosten, die man auf gute Studien verwendet, um von Anderen geehrt zu werden, oder um die Kinder an gute Sitten zu gewöhnen, um nützliche Einrichtungen zu machen und zu verbreiten, — ob all das zu dir hinaufkommt und sich dort ansammelt, so daß sich dort alle menschlichen Dinge finden müssen, außer der Narrheit, die sich nie von den Menschen trennt. Im Fall das wahr wäre, müßtest du so vollgepfropft sein, daß du gar keinen Platz mehr hättest, besonders da in diesen letzten Zeiten die Menschen eine Menge Dinge verloren haben (z. B. Vaterlandsliebe, Tugend, Großherzigkeit, Rechtlichkeit), nicht bloß theilweise und nur Der und Jener von ihnen, wie früher, sondern Alle und ganz und gar. Und gewiß, wenn sich das Alles nicht bei dir befindet, so glaube ich nicht, daß es irgend wo sonst noch zu finden sein wird. Aber wir sollten mit einander ausmachen, daß du mir jetzt, und auch in Zukunft nach und nach, alle diese Dinge wiedergiebst, denn du selbst, denk' ich, mußt froh sein, sie loszuwerden, zumal den Verstand, der, wie ich glaube, da oben bei dir sehr viel Platz einnimmt. Dafür werde ich dir von den Menschen jährlich eine schöne Summe Geldes auszahlen lassen.

Mond. Du kommst immer wieder auf die Menschen zurück, und obwohl du versicherst, daß die Narrheit nicht aus deinen Grenzen verreisen will, möchtest du mich doch um jeden Preis verrückt machen und mir meinen Verstand nehmen, indem du den von deinen Menschen bei mir suchst. Wo der geblieben ist und ob er irgendwo in der Welt verschwindet oder bleibt, weiß ich nicht; das aber weiß ich wohl, daß er sich hier nicht findet, so wenig wie die andern Dinge, die du zurückverlangst.

Erde. Wenigstens aber wirst du mir sagen können, ob

bei dir auch Laster, Verbrechen, Unglücksfälle, Schmerzen, Alter, kurz alle Übel zu finden sind. Weißt du, was diese Worte bedeuten?

Mond. O freilich, und ich kenne nicht bloß die Worte, sondern auch die Sachen selbst nur allzu gut; denn ich bin ganz voll von ihnen, statt all der andern, die du bei mir voraussetztest.

Erde. Was wiegt denn bei deinen Bewohnern vor, die Vorzüge oder die Fehler?

Mond. Die Fehler, bei weitem.

Erde. Wovon hast du größeren Vorrath, von Gütern oder von Uebeln?

Mond. Von Uebeln, ohne jeden Vergleich.

Erde. Und sind deine Bewohner im Allgemeinen glücklich oder unglücklich?

Mond. So unglücklich, daß ich auch mit den glücklichsten von ihnen nicht tauschen möchte.

Erde. Gerade so ist es bei mir. Darum wundere ich mich nur, daß du, da du mir in allen anderen Punkten so ungleich bist, in diesem mit mir übereinstimmst.

Mond. Auch in der Gestalt und Bewegung und darin, daß ich mein Licht von der Sonne empfange, stimme ich mit dir überein, und das Eine ist nicht wunderbarer, als das andere. Denn das Böse ist allen Planeten des Universums oder wenigstens dieses Sonnensystems gemeinsam, nicht mehr noch minder, als die runde Form und die anderen Bedingungen, die ich erwähnt. Und wenn du deine Stimme so laut erheben könntest, daß Uranus oder Saturn dich hörten oder irgend ein anderer Planet unserer Welt, und du fragtest sie, ob sich bei ihnen Glückseligkeit finde und ob die Güter die Übel überwögen oder ihnen nachstünden, würde jeder dir antworten, wie ich gethan habe. Ich sage das, weil ich Venus und Uranus dasselbe gefragt habe, da ich diesen beiden von Zeit zu Zeit näher komme, als du; auch einige Kometen habe ich befragt, die nahe an mir vorbeigereis't sind. Und alle haben mir dasselbe geantwortet. Darum

denke ich, auch die Sonne selbst und jeder andere Stern würde keine andere Antwort haben.

Erde. Trotz alledem habe ich die beste Hoffnung; und gerade jetzt versprechen mir die Menschen für die Zukunft alles mögliche Glück.

Mond. Hoffe, so viel du magst; und ich verspreche dir, daß du in alle Ewigkeit so fort hoffen wirst.

Erde. Weißt du, was vorgeht? Diese Menschen und Thiere machen Lärm. Denn auf der Seite, von wo ich mit dir spreche, ist Nacht, wie du siehst, oder vielmehr nicht siehst, und da schliefen sie alle; und von dem Geräusch, das wir mit unserer Unterhaltung machten, wachen sie sehr erschrocken auf.

Mond. Aber hier auf dieser Seite ist Tag, wie du siehst.

Erde. Nun, ich will meinen Leuten keine Angst verursachen und sie im Schlafe stören, der das größte Gut ist, das sie besitzen. Darum wollen wir ein andermal weiter sprechen. Also lebewohl; guten Tag!

Mond. Lebewohl; gute Nacht!

VII.

Die Wette des Prometheus.

Im Jahr achthundertdreiunddreißigtausend zweihundertfünfundsiebzig der Regierung des Zeus ließ das Collegium der Musen verschiedene Zettel drucken und an öffentlichen Orten der Stadt und der Vorstädte von Hypernephelos anschlagen, in denen alle oberen und unteren Götter und die übrigen Bewohner der besagten Stadt eingeladen wurden, falls sie kürzlich oder schon früher irgend eine lobenswerthe Erfindung gemacht hätten, dieselbe entweder schon ausgeführt, oder in einer Abbildung oder Beschreibung etlichen von diesem Collegium bestellten Richtern vorzulegen. Es entschuldigte sich, daß es seiner bekannten Armuth wegen sich nicht so freigebig zeigen könne, wie es gewünscht hätte,

versprach aber Demjenigen, dessen Erfindung als die schönste oder nützlichste anerkannt werden würde, zur Belohnung einen Lorbeerkranz, mit dem Privilegium, denselben bei Tag und Nacht, privatim und öffentlich, in und außerhalb der Stadt auf dem Kopfe tragen zu dürfen und daß, wenn er sich malen, in Marmor aushauen, in Kupfer stechen, in Erz gießen, kurz in jeder nur möglichen Form und Masse abbilden ließe, es immer mit diesem Kranz um den Kopf geschehen könne.

Um diesen Preis bewarben sich nicht Wenige von den Himmlischen, zum Zeitvertreib, — etwas, das für die Bewohner von Hypernephelos eben so nothwendig ist, wie für die anderer Städte, ohne eine besondere Sehnsucht nach dem Kranz. Denn an und für sich hatte er nicht einmal den Werth einer Mütze von Werg, und was den Ruhm betrifft, — wenn die Menschen, seit sie Philosophen geworden sind, ihn verachten, kann man wohl denken, wie wenig Werth die Götter darauf legen werden, die so viel weiser sind als die Menschen, ja, nach Pythagoras und Plato die einzigen Weisen. Darum geschah denn auch, was bisher in ähnlichen Fällen von Preisausschreibungen für die Verdienstvollsten unerhört war: der Preis wurde zuerkannt, ohne daß die Richter mit Bitten und Gunstbestechungen oder heimlichen Versprechungen und anderen listigen Mitteln behelligt worden wären, und zwar wurden Drei gekrönt, Bacchus für die Erfindung des Weins, Minerva für die des Oels, das so nothwendig ist, da die Götter sich täglich nach dem Bade damit zu salben pflegen, und Vulcan, weil er einen kupfernen Kochtopf erfunden hatte, einen sogenannten Spartopf, in welchem man bei kleinem Feuer und sehr rasch Alles, was man wollte, kochen konnte. Da nun so der Preis in drei Theile gehen mußte, blieb für Jeden nur ein kleines Lorbeerzweiglein übrig; aber alle Drei lehnten sowohl den Theil wie das Ganze ab. Vulcan erklärte, da er die meiste Zeit am Schmiedefeuer sich mühen und schwitzen müsse, würde es ihm sehr unbequem sein, diesen hinderlichen Zierath um die Stirn zu tragen, abgesehen davon, daß derselbe ihn in Gefahr

bringen würde, versengt oder angebrannt zu werden, wenn sich zufällig ein Funke in dem dürren Laube verfinge und es in Flammen setzte. Minerva sagte, da sie schon einen Helm auf dem Haupte zu tragen habe, der, wie Homer erzählt, so groß sei, daß alle Heere von hundert Städten darunter Platz hätten, so sei sie nicht geneigt, diese Last noch irgendwie zu vermehren. Bacchus wollte seine spitze Mütze und den Kranz von Rebenlaub nicht gegen den von Lorbeer vertauschen; er hätte ihn gleichwohl gern angenommen, wenn ihm erlaubt worden wäre, ihn vor der Thür seiner Weinschenke als Wirthshauszeichen aufzuhängen; dazu wollten sich die Musen aber nicht verstehen. Und so blieb der Kranz in ihrem gemeinsamen Schatz.

Keiner der Mitbewerber hatte die drei Götter beneidet, die den Preis gewonnen und ausgeschlagen hatten, noch den Richtern gegrollt oder den Spruch getadelt; bis auf einen Einzigen, den Prometheus, der an der Concurrenz sich betheiligt hatte, indem er das Thonmodell hinschickte, das er gemacht und bei der Schöpfung der ersten Menschen gebraucht hatte; in einer Schrift, die er beilegte, setzte er die Eigenschaften und nützlichen Verrichtungen des von ihm erfundenen Menschengeschlechts auseinander. Es erscheint im höchsten Grade wundersam, wie Prometheus eine so tiefe Verstimmung an den Tag legen konnte in einem Fall, mit dem es alle Uebrigen, Besiegte und Sieger, so leicht nahmen; man hat der Ursache nachgeforscht und herausgebracht, daß es ihm nicht so sehr um die Ehre zu thun gewesen sei, als um das Privilegium, das mit dem Siege verknüpft sein sollte. Einige meinen, er habe vorgehabt, sich des Lorbeers zum Schutz für sein Haupt bei Gewittern zu bedienen, wie man von Tiberius erzählt, der, sobald er donnern hörte, sich den Kranz aufsetzte, da man glaubte, der Lorbeer werde nie vom Blitz getroffen. Aber in Hypernephelos giebt es weder Blitz noch Donner. Andere versichern glaubwürdiger, daß dem Prometheus mit dem höheren Alter die Haare auszufallen begonnen hätten; und da ihm, wie vielen Anderen, der Übelstand sehr fatal ge-

wesen, er auch des Synesius Lob der Kahlheit nicht gelesen, oder, was wahrscheinlicher ist, nicht dadurch überzeugt worden sei, so habe er unter diesem Diadem, wie der Dictator Cäsar, die Blöße seines Hauptes verbergen wollen.

Um aber zur Sache zurückzukehren: eines schönen Tages, als Prometheus mit Momus sich unterhielt, beklagte er sich bitter darüber, daß man Wein, Oel und Kochtöpfe dem Menschengeschlecht vorgezogen habe, welches doch das beste Werk der Unsterblichen sei, das je in der Welt erschienen. Und da es ihm vorkam, als ob er Momus nicht hinlänglich überzeugt hätte, der ich weiß nicht was für Gegengründe anführte, machte er ihm den Vorschlag, mit ihm auf die Erde hinabzusteigen und in jedem der fünf Welttheile an dem ersten besten Orte zu verweilen, den sie von Menschen bewohnt finden würden. Dabei wollten sie eine Wette mit einander machen, ob sie an all diesen fünf Orten oder doch in der Mehrzahl deutliche Beweise dafür finden würden, daß der Mensch das vollkommenste Geschöpf des Universums sei, oder nicht. Nachdem Momus darauf eingegangen und die Höhe der Wette verabredet war, stiegen sie unverweilt zur Erde hinab und wendeten sich zunächst nach der neuen Welt, da diese schon durch ihren Namen, und weil bis dahin noch keiner der Unsterblichen einen Fuß dahin gesetzt hatte, ihre Neugier am meisten reizte. Sie hemmten ihren Flug in dem nördlich gelegenen Lande Popaian, nicht weit vom Cauca-Fluß, an einem Ort, wo sich viele Anzeichen menschlicher Niederlassungen fanden, Spuren von Ackerbau, verschiedene Wege, die freilich vielfach unterbrochen und größtentheils wieder unwegsam gemacht worden, abgehauene und herumliegende Bäume, besonders aber Spuren von Grabstätten und hie und da menschliche Gebeine. Trotzdem aber konnten die beiden Himmlischen, so viel sie herumhorchten und sich umsahen, weder eine Stimme noch den Schatten eines lebendigen Menschen entdecken. Sie gingen theils zu Fuß, theils fliegend, viele Meilen weit, setzten über Berge und Flüsse und fanden überall dieselben Zeichen und

dieselbe Einsamkeit. Warum sind jetzt diese Gegenden verödet, sagte Momus zu Prometheus, und man erkennt doch deutlich, daß sie früher bewohnt waren? Prometheus erinnerte ihn an die Ueberflutungen durch das Meer, die Erdbeben, die Ungewitter die Wolkenbrüche, die in den warmen Ländern so häufig seien; und wirklich hörten sie zu derselben Zeit, wie in allen nahen Wäldern die vom Winde bewegten Zweige der Bäume von Regen troffen. Nur das konnte Momus nicht verstehen, wie diese Gegend der Ueberschwemmung ausgesetzt sein sollte, da das Meer so fern war, daß es auf keiner Seite sichtbar wurde, und noch weniger begriff er, wie Erdbeben, Gewitter und Stromregen alle Menschen dieses Landes vernichtet haben sollten, da sie doch die Jaguare, Affen, Ameisenbären, Adler, Papageien und hundert andere Arten von kriechenden und fliegenden Thieren in dieser ganzen Umgegend verschont hatten. Endlich entdeckten sie, da sie in ein ungeheures Thal hinabstiegen, einen kleinen Haufen hölzerner Häuser oder Hütten, mit Palmblättern bedacht und jedes von einem festen Pallisadenzaun umschlossen; vor einem dieser Häuser fanden sie viele Personen, theils stehend, theils sitzend, um ein irdenes Gefäß versammelt, das über einem großen Feuer stand. Die beiden Himmlischen näherten sich, nachdem sie menschliche Gestalt angenommen hatten; Prometheus begrüßte Alle höflich, wandte sich dann an Einen, der der Angesehenste zu sein schien, und fragte ihn, was man da thue.

Der Wilde. Man isst, wie du siehst.

Prometheus. Was für gute Gerichte habt ihr denn?

Der Wilde. Nur dies bischen Fleisch.

Prometheus. Von wilden oder Hausthieren?

Der Wilde. Von Hausthieren; sogar von meinem eigenen Sohn.

Prometheus. Hast du ein Kalb zum Sohn, wie Pasiphae?

Der Wilde. Kein Kalb, sondern einen Menschen, wie alle Väter haben.

Prometheus. Bist du bei Trost? Issest du dein eigenes Fleisch und Blut?

Der Wilde. Mein eigenes nicht, sondern das von Dem da; denn nur zu diesem Zweck habe ich ihn in die Welt gesetzt und mir die Mühe gegeben, ihn zu füttern.

Prometheus. Um ihn dann aufzuessen?

Der Wilde. Warum wundert dich das? Auch seine Mutter, wenn sie nicht mehr dazu taugt, Kinder zur Welt zu bringen, werde ich gleich aufessen.

Momus. Wie man erst die Eier ißt und dann die Henne.

Der Wilde. Und meine anderen Weiber, sobald sie zum Gebären nicht mehr tauglich sind, werde ich gerade so aufessen. Und diese meine Sclaven, die ihr hier seht, — würde ich sie am Leben lassen, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit Kinder von ihnen bekäme, die ich aufessen könnte? Sobald sie aber alt geworden sind, werde ich auch sie aufessen, einen nach dem andern, falls ich am Leben bleibe.

Prometheus. Sage mir: gehören diese Sclaven zu deinem Volk oder zu einem andern?

Der Wilde. Zu einem andern.

Prometheus. Sehr weit von hier?

Der Wilde. Außerordentlich weit; zwischen ihren und unsern Häusern fließt ein kleiner Bach.

Und indem er auf einen Hügel hinwies, setzte er hinzu: Da sieh die Gegend, wo dies Volk gewohnt; aber die Unsern haben es vernichtet.

In diesem Augenblick schien es dem Prometheus, als ob eine Menge dieser Leute ihn mit so verliebten Blicken betrachteten, wie die Katze die Maus. Um daher nicht von seinen eigenen Geschöpfen aufgefressen zu werden, schwang er sich plötzlich in die Luft, und Momus folgte seinem Beispiel. Und so groß war die Furcht, die Beide hatten, daß sie beim Fortfliegen die Speisen dieser Wilden mit derselben Art von Unrath besudelten, den die Harpyen aus Neid auf die Tafeln der Troer ausgossen.

Jene aber, minder heikel und hungriger als die Gefährten des Aeneas, fuhren in ihrem Mahle fort, und Prometheus, der sehr wenig von der neuen Welt erbaut war, wandte sich sogleich nach der ältesten, nach Asien nämlich; fast in einem Augenblick durchflogen sie den Raum zwischen dem neuen und alten Indien und ließen sich nahe bei Agra auf einem Felde nieder, wo eine zahllose Menge Volks versammelt war. Alles drängte sich um eine mit Holz gefüllte Grube, an deren Rande man auf der einen Seite einige Menschen mit brennenden Fackeln im Begriff sah, das Holz in Brand zu stecken. Auf der anderen Seite befand sich auf einem Gerüst ein junges Weib, mit den kostbarsten Gewändern und barbarischem Schmuck aller Art bedeckt, welches tanzte, schrie und die größte Fröhlichkeit zur Schau trug. Als Prometheus dies sah, dachte er, da sei eine neue Lucrezia oder Virginia oder Eine, die den Töchtern des Erechtheus, den Iphigenien, den Codrus, Meneceus, Curtius oder Decius nacheifere und, irgend einem Orakelspruch gehorchend, sich freiwillig für ihr Vaterland aufopfere. Als er dann hörte, die Frau opfere sich nur, weil ihr Mann gestorben sei, glaubte er, es sei etwa ein Fall wie mit der Alceste, die Frau wolle um den Preis ihres eigenen Lebens ihren Gatten ins Leben zurückrufen. Als er aber erfuhr, daß sie sich nur darum verbrennen lassen wollte, weil dies alle Wittwen ihrer Secte zu thun pflegten, und daß sie ihren Mann immer gehaßt habe und betrunken sei und daß der Leichnam, anstatt wiedererweckt zu werden, in demselben Feuer verbrannt werden sollte, — wandte er plötzlich diesem Schauspiel den Rücken und schlug den Weg nach Europa ein. Unterwegs aber hatte er mit seinem Gefährten folgendes Gespräch.

Momus. Hättest du wohl gedacht, als du mit so großer eigener Gefahr das himmlische Feuer vom Himmel stahlst, um es den Menschen mitzutheilen, daß diese sich seiner bedienen würden, theils um sich selbst unter einander in großen Töpfen zu kochen, theils um sich freiwillig zu verbrennen?

Prometheus. Gewiß nicht. Aber bedenke, lieber Momus, daß Alle, die wir bisher gesehen, Barbaren gewesen sind, und daß man von Barbaren nicht auf die menschliche Natur schließen darf, sondern nur von Culturvölkern. Zu solchen gehen wir jetzt, und ich bin fest überzeugt, daß wir bei ihnen Reden und Thaten hören und sehen werden, die dir nicht nur löblich, sondern staunenswerth vorkommen werden.

Momus. Ich für meinen Theil begreife nur nicht, wenn die Menschen das vollkommenste Geschlecht des Universums sind, warum sie erst civilisirt werden müssen, um sich nicht selbst zu verbrennen, oder ihre eigenen Kinder zu fressen; da doch die andern Thiere sämmtlich Wilde sind, und trotzdem verbrennt sich keines absichtlich, außer dem Phönix, der sich nirgends findet; sehr wenige nur fressen sich unter einander auf, und noch wenigere nähren sich von ihren eigenen Kindern, und das nur in ungewöhnlichen Fällen und nicht, weil sie sie zu diesem Zweck erzeugt haben. Denke doch auch, daß von den fünf Welttheilen nur ein einziger, und der nicht einmal ganz und überdies an Größe mit keinem der vier anderen zu vergleichen, der von dir gerühmten Civilisation theilhaft geworden ist, wozu noch einige kleine Theilchen eines andern Welttheils kommen. Und du selbst wirst auch nicht sagen können, daß diese Civilisation vollkommen sei, so daß heute die Leute in Paris oder Philadelphia im Allgemeinen alle Vollkommenheit erreicht hätten, deren ihre Gattung fähig sein kann. Nun aber: um den gegenwärtigen Zustand noch unvollkommener Civilisation zu erreichen, wie lange haben sich diese Völker abquälen müssen? So viel Jahre als vom Ursprung des Menschengeschlechts bis auf die jüngsten Zeiten verflossen sind. Und fast alle Erfindungen, die entweder durchaus nothwendig oder doch im höchsten Grade förderlich waren für den Fortschritt der Cultur, haben ihren Ursprung nicht aus der Vernunft gehabt, sondern aus Zufälligkeiten, so daß also die menschliche Civilisation mehr ein Werk des Glücks, als der Natur ist. Wo diese Zufälle nicht eingetreten sind, sehen wir

die Völker noch im Zustande der Barbarei, obwohl sie eben so alt sind, wie die Culturvölker. Ich sage also: wenn der Mensch im wilden Zustande in vieler Hinsicht tiefer steht als jedes andere Thier; wenn die Civilisation, die der Gegensatz der Barbarei ist, auch heute noch nur erst im Besitz eines kleinen Theils des Menschengeschlechts sich befindet; wenn überdies auch dieser Theil erst nach einer unzähligen Reihe von Jahrhunderten und hauptsächlich durch die Gunst des Zufalls anstatt jeder anderen Ursache zu der gegenwärtigen Cultur gelangt ist; endlich, wenn auch diese Cultur noch immer unvollkommen ist: so erwäge doch einmal, ob deine Ansicht vom Menschengeschlecht sich nicht wahrheitsgemäßer so aussprechen ließe, daß dasselbe allerdings, wie du glaubst, das höchste unter allen Gattungen von Wesen sei, aber das höchste in der Unvollkommenheit, nicht in der Vollkommenheit, mögen auch die Menschen, wenn sie reden und urtheilen, beständig beides mit einander verwechseln, indem sie von gewissen Voraussetzungen ausgehen, die sie selbst gemacht haben und für handgreifliche Wahrheiten halten. Gewiß ist, daß die anderen Arten von Geschöpfen von Anbeginn an jedes für sich ganz vollkommen waren, und wenn es auch nicht unzweifelhaft wäre, daß der Wilde, im Vergleich zu den anderen Thieren, weniger gut ist, als alle, kann ich mich doch nicht davon überzeugen, daß der Mensch, weil er seinem Wesen nach höchst unvollkommen in seiner eigenen Gattung ist, darum vollkommener sein müsse, als alle anderen Gattungen. Nimm noch hinzu, daß die menschliche Civilisation, die so schwer zu erreichen und vielleicht nie zur Vollendung zu bringen ist, nicht einmal so beständig ist, daß sie nicht wieder in Verfall gerathen könnte; wie es ja auch in der That öfter und bei verschiedenen Völkern, die auf eine ziemlich hohe Stufe der Cultur gelangt waren, sich gezeigt hat. Ich muß aus alle dem den Schluß ziehen, daß, wenn dein Bruder Epimetheus den Richtern das Modell vorgezeigt hätte, mit dessen Hülfe er den ersten Esel oder den ersten Frosch geschaffen, er vielleicht den Preis davongetragen hätte, der dir entgangen ist. Jeden=

falls aber will ich dir gerne zugeben, daß der Mensch höchst vollkommen sei, wenn du dich dazu verstehen willst, dies dahin zu definiren, daß es mit seiner Vollkommenheit ungefähr eben so bewandt sei, wie nach Plotinus' Meinung mit der der Welt. Diese, sagt Plotinus, ist die beste und unbedingt vollkommen; damit aber die Welt vollkommen sei, muß sie nothwendig unter allem Andern auch alle nur möglichen Übel enthalten, und darum findet sich in ihr auch wirklich so viel Böses, als nur überhaupt darin Platz hat. Von diesem Gesichtspunkt aus, würde ich vielleicht auch Leibniz beipflichten, daß die gegenwärtige Welt von allen möglichen Welten die beste sei.

Ohne Zweifel hätte Prometheus eine klare, bündige und dialektische Antwort auf alle diese Gründe in Bereitschaft gehabt; aber eben so außer Zweifel ist, daß er sie bei sich behielt; denn gerade in diesem Augenblick befanden sie sich über London, ließen sich hier zur Erde hinab und sahen eine große Menschenmenge sich um die Thür eines Privathauses drängen. Sie mischten sich unter das Gewühl und betraten das Haus. Da fanden sie auf einem Bette rücklings ausgestreckt einen Mann, der in der rechten Hand eine Pistole hielt; er lag todt mit durchschossener Brust, und neben ihm lagen zwei Kinder, die ebenfalls todt waren. Im Zimmer befanden sich verschiedene Leute vom Hause und einige Gerichtspersonen, welche sie verhörten, während ein Beamter das Protokoll aufnahm.

Prometheus. Wer sind diese Unglücklichen?

Ein Diener. Mein Herr und seine Kinder.

Prometheus. Wer hat sie getödtet?

Diener. Mein Herr alle drei.

Prometheus. Du willst sagen, die Kinder und sich selbst?

Diener. Ja wohl.

Prometheus. O, wie ist das nur gekommen? Irgend ein schreckliches Unglück muß ihn getroffen haben.

Diener. Keines, das ich wüßte.

Prometheus. Aber vielleicht war er arm, oder von

Allen verachtet, oder hatte eine unglückliche Liebe, oder war bei Hofe in Ungnade gefallen?

Diener. Im Gegentheil, er war sehr reich und von Allen geachtet; Liebeshändel kümmerten ihn nicht, und bei Hofe war er sehr in Gunst.

Prometheus. Wie aber ist er dann in diese Verzweiflung gerathen?

Diener. Nur aus Lebensüberdruß, wie er selbst in einem hinterlassenen Briefe erklärt hat.

Prometheus. Und was thun diese Justizbeamten?

Diener. Sie untersuchen nur, ob der Herr den Verstand verloren hatte, oder nicht; denn falls er nicht verrückt gewesen, fällt sein Vermögen nach dem Gesetz dem Staate anheim; und allerdings ist wohl keine Möglichkeit dies zu verhindern.

Prometheus. Aber sage mir, hatte er denn keinen Freund oder Verwandten, dem er diese Kinder hätte empfehlen können, statt sie zu tödten?

Diener. Gewiß, und unter andern einen, mit dem er sehr intim war; dem hat er seinen Hund empfohlen.

Momus wollte eben Prometheus Glück wünschen zu den herrlichen Früchten der Civilisation und der Zufriedenheit, die so sichtbar für unser Leben daraus entspringe, und wollte ihm auch bemerken, daß kein anderes Thier, außer dem Menschen sich selbst freiwillig tödte, oder in der Verzweiflung am Leben seine Kinder umbringe. Aber Prometheus kam ihm zuvor, und ohne erst noch die beiden andern noch übrigen Welttheile besuchen zu wollen, bezahlte er ihm die Wette.

VIII.

Ein Physiker und ein Metaphysiker.

Physiker. Heureka! Heureka!

Metaphysiker. Was giebt's? Was hast du gefunden?

Physiker. Die Kunst, lange zu leben.

Metaphysiker. Und das Buch, das du da in der Hand hast?

Physiker. Darin theile ich diese Kunst mit; und wenn, Dank meiner Entdeckung, die anderen Menschen lange leben werden, werde ich zum Mindesten ewig leben, nämlich unsterblichen Ruhm erlangen.

Metaphysiker. Thu, was ich dir sagen will. Nimm ein bleiernes Kästchen, lege dies Buch hinein, vergrabe es, und ehe du stirbst, vergiß nicht den Ort zu bezeichnen, damit man hingehen und das Buch wieder ausgraben kann, sobald erst die Kunst erfunden ist, glücklich zu leben.

Physiker. Und bis dahin?

Metaphysiker. Bis dahin wird das Buch unnütz sein. Es würde mehr Werth in meinen Augen haben, wenn es die Kunst lehrte, früh zu sterben.

Physiker. Die kennt man schon lange, und es war nicht schwer, sie zu erfinden.

Metaphysiker. Jedenfalls scheint sie mir werthvoller als die deinige.

Physiker. Warum?

Metaphysiker. Weil, wenn das Leben nicht glücklich ist, wie es bisher niemals war, wir besser daran sind, wenn es kurz, als wenn es lang ist.

Physiker. O behüte! Das Leben ist an und für sich gut, und jeder wünscht und liebt es von Natur.

Metaphysiker. Das glauben die Menschen, aber sie täuschen sich selbst, wie auch die Menge sich täuscht, wenn sie glaubt, daß die Farben Eigenschaften der Dinge seien, während sie doch nicht von den Dingen herrühren, sondern vom Licht. Ich behaupte, der Mensch wünscht und liebt nur seine eigne Glückseligkeit. Darum liebt er das Leben nur insofern er es für das Werkzeug oder Subject dieser Glückseligkeit hält; so daß er eigentlich diese liebt und nicht jenes, obwohl er sehr häufig

beide mit einander verwechselt. Allerdings ist dieser Irrthum wie jener mit den Farben, natürlich. Daß aber die Liebe der Menschen zum Leben nicht natürlich, oder, wollen wir sagen, nicht nothwendig sei, siehst du daran, daß sehr Viele in den alten Zeiten freiwillig den Tod erwählten, obwohl sie hätten leben können, und auch in unseren Zeiten sehr Viele unter verschiedenen Umständen sich den Tod wünschen und Einige sich auch wirklich mit eigener Hand tödten. Das würde unmöglich sein, wenn die Liebe zum bloßen Leben der menschlichen Natur eigen wäre; wie, da die Liebe zum eigenen Glück jedem lebenden Wesen eingeboren ist, eher die Welt zu Grunde gehen würde, als daß irgend Jemand aufhörte, sein Glück zu lieben und auf seine Weise danach zu streben. Daß ferner das Leben an und für sich gut sei, sollst du mir erst beweisen, mit physischen oder metaphysischen Gründen irgend einer Schule. Ich für mein Theil behaupte, daß ein glückliches Leben ohne Zweifel gut sein würde, aber insofern es glücklich, nicht insofern es Leben ist. Ein unglückliches Leben, insofern es unglücklich ist, ist ein Übel, und da die Natur, wenigstens die menschliche, es mit sich bringt, daß Leben und Unglück nicht getrennt werden können, so erwäge selbst, was daraus folgt.

Physiker. Bitte, lassen wir dieses Thema, das allzu melancholisch ist, auf sich beruhen, und antworte mir ehrlich, ohne so viele Spitzfindigkeiten: wenn der Mensch ewig lebte und leben könnte — ich meine, ohne zu sterben, nicht nach dem Tode — glaubst du, daß ihm das nicht gefallen würde?

Metaphysiker. Auf eine fabelhafte Voraussetzung will ich mit einer Fabel antworten, um so mehr da ich niemals ewig gelebt habe, so daß ich nicht aus Erfahrung sprechen kann, auch Niemand begegnet bin, der unsterblich gewesen wäre, und außer in Fabeln nirgend Personen dieser Art erwähnt finde. Wenn Cagliostro hier wäre, könnte er uns vielleicht einigermaßen aufklären, da er etliche Jahrhunderte gelebt hat; obwohl er dann freilich starb, wie alle Anderen, und also nicht wohl unsterblich

gewesen sein kann. Also laß dir erzählen, daß der weise Chiron, der ein Gott war, auf die Länge des Lebens überdrüssig wurde und Zeus um die Erlaubniß bat, sterben zu dürfen, und auch wirklich starb. Nun denke doch, wenn die Unsterblichkeit den Göttern unbequem wird, wie würde sie es erst den Menschen werden. Die Hyperboräer, ein unbekanntes aber berühmtes Volk, zu denen man weder zu Lande noch zu Wasser gelangen kann, die alle Güter in Fülle besitzen und besonders wunderschöne Esel, von denen sie Hekatomben zu machen pflegen, können, wenn ich nicht irre, unsterblich werden, da sie weder Krankheiten noch Beschwerden, weder Kriege noch Zwistigkeiten, weder Theuerung noch Verbrechen kennen. Gleichwohl sterben sie alle; denn wenn sie ungefähr tausend Jahre gelebt haben, werden sie der Erde überdrüssig, springen freiwillig von einem gewissen Felsen ins Meer und ertränken sich darin. Höre auch noch diese Fabel. Die Brüder Biton und Kleobis spannten sich an einem Festtage, da die Maulthiere nicht gerade bei der Hand waren, vor den Wagen ihrer Mutter, einer Priesterin der Juno, und zogen sie zum Tempel. Da bat diese die Göttin, die Frömmigkeit der Söhne mit dem größten Gut zu belohnen, das den Menschen zu Theil werden könne. Juno, statt sie unsterblich zu machen, wie sie wohl gekonnt hätte und wie es damals öfters geschah, ließ die beiden Jünglinge ganz sanft in jener nämlichen Stunde sterben. Aehnlich erging es dem Agamedes und Trophonius. Nachdem sie den Tempel zu Delphi vollendet hatten, baten sie den Apollo, sie zu bezahlen; er antwortete, nach sieben Tagen wolle er sie befriedigen; so lange sollten sie sich auf ihre Kosten gütlich thun. In der siebenten Nacht sandte er ihnen einen sanften Schlaf, von dem sie noch aufwachen sollen, und nach diesem Lohn verlangten sie keinen anderen. Da wir aber einmal bei Fabeln sind, will ich dir noch eine erzählen, über die ich dir dann eine Frage stellen möchte. Ich weiß, daß es deine Collegen heutzutage für ausgemacht halten, das menschliche Leben dauere in jedem bewohnten Lande und unter jedem Himmelsstrich mit

geringen Abweichungen naturgemäß eine gleich lange Zeit, wenn man jedes Volk im Großen und Ganzen betrachte. Aber irgend ein guter alter Autor erzählt, daß die Menschen in einigen Gegenden Indiens und Aethiopiens nicht über vierzig Jahre alt werden; wer in diesem Alter stirbt, stirbt sehr alt, und siebenjährige Mädchen sind schon heirathsfähig. Dieser letztere Punkt bestätigt sich, wie wir wissen, fast genau in Guinea, dem Dekan und anderen Gegenden der heißen Zone. Wenn wir also als wahr annehmen, daß es ein oder mehrere Völker giebt, bei denen die Grenze der Lebenszeit die vierzig Jahre nicht überschreitet und zwar nach dem Gesetz der Natur, nicht, wie man von den Hottentotten geglaubt hat, aus anderen Gründen, so frage ich dich, ob du in dieser Hinsicht die erwähnten Völker für unglücklicher hältst oder für glücklicher als die anderen?

Physiker. Für unglücklicher, ohne Frage, da sie früher sterben.

Metaphysiker. Ich bin aus demselben Grunde der entgegengesetzten Ansicht. Aber das ist nicht der Punkt, auf den es ankommt. Merke ein wenig auf. Ich leugnete, daß das bloße Leben, nämlich das einfache Gefühl des eigenen Daseins, Etwas sei, das man naturgemäß lieben und wünschen könne. Das aber, was mit größerem Recht ebenfalls Leben genannt wird, die Kraft und Fülle der Empfindungen, wird naturgemäß von allen Menschen geliebt und gewünscht. Denn jede lebhafte und starke Thätigkeit oder Leidenschaft wird, wenn sie nur nicht unangenehm oder schmerzlich ist, bloß weil sie lebhaft und stark ist, uns angenehm, wenn ihr auch jede andere erfreuliche Eigenschaft abgeht. Nun würde aber bei den Menschen, deren Leben nach dem Naturgesetz in einem Zeitraum von vierzig Jahren, d. h. in der Hälfte der Zeit zu Ende ginge, welche die Natur den anderen Menschen bestimmt hat, dieses Leben in jeder Beziehung doppelt so lebendig sein, wie bei uns; denn da Jene in der Hälfte der Zeit wachsen, ihre Reife erlangen und auch wieder welken und sterben müssen, müßten auch die Lebens-

processe ihrer Natur im Verhältniß zu dieser Schnelligkeit in jedem Augenblick doppelt so stark sein, als bei den Anderen, und auch ihre freiwilligen Handlungen, ihre äußere Beweglichkeit und Lebhaftigkeit, müßten dieser größeren Vitalität entsprechen. So hätten sie also in einem kürzeren Zeitraum dieselbe Quantität von Leben, wie wir, und diese, da sie sich auf eine geringere Zahl von Jahren vertheilte, würde ausreichen, um dieselben ganz auszufüllen, oder doch nur wenige leere Stellen zu lassen, während sie für eine doppelte Strecke der Zeit nicht ausreicht. Ihre Handlungen und Empfindungen würden, da sie stärker wären und in einem engeren Kreise beschlossen, beinahe ausreichen, um ihre ganze Lebenszeit zu erfüllen und zu beleben, während in unserer so viel längeren sehr häufige und große Intervalle bleiben, die jeder lebhaften Handlung und Empfindung entbehren. Da nun nicht das bloße Dasein, sondern nur das glückliche Dasein wünschenswerth ist und das gute oder böse Loos jedes Einzelnen nicht nach der Zahl der Tage abgemessen wird, so ziehe ich den Schluß, daß das Leben jener Völker, das, je kürzer, um so weniger arm ist an Vergnügen oder an dem, was so genannt wird, unserem Leben vorzuziehen sei, wie auch dem der ersten Könige Assyriens, Aegyptens, China's, Indiens und anderer Länder, die, um zu unseren Fabeln zurückzukehren, tausende von Jahren lebten. Darum frage ich nicht nur nichts nach der Unsterblichkeit und will sie gern den Fischen lassen, denen Leuwenhoek sie nachsagt (dafern sie nicht von den Menschen oder den Walfischen gefressen werden), sondern, statt das Wachsthum unseres Körpers aufzuhalten oder zu unterbrechen, um das Leben zu verlängern, wie Maupertuis vorschlägt, wünschte ich, wir könnten es so beschleunigen, daß wir unser Leben auf die Lebensdauer jener Insecten zusammendrängten, die man Eintagsfliegen nennt, von denen die ältesten nicht über einen einzigen Tag hinaus leben und doch als Ur- und Urgroßväter sterben sollen. Dann, meine ich, würde keine Zeit zur Langenweile bleiben. Was denkst du von diesem Raisonnement?

Physiker. Daß es mich durchaus nicht überzeugt, und daß, wenn du die Metaphysik liebst, ich mich an die Physik halte, ich meine, wenn du dich auf die Feinheiten einlässest, betrachte ich die Sache im Groben und Ganzen und habe daran völlig genug. Ohne also durchs Mikroskop zu sehen, bin ich der Ansicht, daß das Leben schöner sei als der Tod, und gebe daher jenem den Apfel, sehe mir auch beide nicht nackt an.

Metaphysiker. Dieses Paris-Urtheil unterschreibe ich. Wenn ich aber an die Sitte jener Barbaren denke, die für jeden unglücklichen Tag ihres Lebens ein schwarzes Steinchen in einen Köcher werfen und für jeden glücklichen Tag ein weißes, so frage ich, wie wenig weiße sich wahrscheinlich beim Tode eines Jeden in jenen Köchern gefunden haben mögen und welch große Menge schwarzer. Dann wünschte ich alle Steinchen der Tage, welche ich noch zu leben habe, vor mir zu sehen und alle schwarzen wegwerfen und von meinem Leben abziehen zu dürfen, um nur die weißen zu behalten, obwohl ich gewiß bin, daß sie keinen großen Haufen ausmachen und daß ihr Weiß stark ins Grau spielen würde.

Physiker. Dagegen möchten Viele, wenn auch alle Steinchen schwarz wären und schwärzer als gewöhnlich, dennoch neue hinzuthun können, wenn auch von derselben Farbe; denn sie sind überzeugt, kein Steinchen sei so schwarz wie das letzte. Und solche Leute, zu denen auch ich gehöre, können in der That ihrem Leben viele Steinchen hinzufügen mit Hülfe der Kunst, die ich in diesem meinem Buche gelehrt habe.

Metaphysiker. Denke und thue ein Jeder nach seinem Belieben; auch der Tod wird nicht verfehlen, nach seiner Manier zu handeln. Wenn du aber den Menschen, indem du ihr Leben verlängerst, wahrhaft nützen willst, so erfinde die Kunst, die Menge und Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen und Thätigkeiten zu vermehren. Dadurch wirst du wirklich dem menschlichen Leben Zuwachs verleihen, und wenn du die unermeßlichen Zeiträume ausfüllst, in welchen unser Dasein eher ein Vorhandensein als

ein Leben heißen kann, magst du dich rühmen, es verlängert zu haben, und zwar ohne die Prätension, das Unmögliche möglich zu machen oder der Natur Gewalt anzuthun, vielmehr nur indem du ihr zu Hülfe kommst. Glaubst du nicht, daß die Alten mehr als wir gelebt haben, selbst wenn sie, bei den großen und unaufhörlichen Gefahren, denen sie ausgesetzt waren, gewöhnlich früher sterben mußten? So wirst du den Menschen eine sehr große Wohlthat erweisen; denn ihr Leben war immer, ich will nicht sagen glücklich, aber um so weniger unglücklich, je bewegter und beschäftigter es war, natürlich nicht durch Schmerz und Ungemach. Wenn es aber so voll Müssiggang und Langerweile ist, daß man es leer nennen kann, muß man fast Pyrrho's Ausspruch beistimmen, daß zwischen Leben und Tod kein Unterschied sei. Wenn ich das glaubte, so schwöre ich dir, würde ich mich vor dem Tode nicht wenig fürchten. Am Ende aber muß doch das Leben lebendig, das heißt wirkliches Leben sein, oder der Tod ist ihm an Werth bei Weitem überlegen.

IX.

Torquato Tasso und sein Spiritus familiaris.

Der Geist. Wie geht dir's, Torquato?

Tasso. Du weißt wohl, wie es einem gehen kann, der im Gefängniß sitzt und bis an den Hals in Drangsal steckt.

Der Geist. Ei was, nach Tische ist keine Zeit sich darüber zu beklagen. Nimm dich zusammen und laß uns miteinander darüber lachen.

Tasso. Dazu tauge ich schlecht. Aber deine Gegenwart und deine Worte trösten mich immer. Setz dich hier neben mich!

Der Geist. Sitzen soll ich? Das hat seine Schwierigkeiten für einen Geist; aber sei's darum; nimm an, ich säße.

Tasso. O daß ich meine Leonora wiedersehen könnte! So oft sie mir wieder in den Sinn kommt, überläuft mich ein

froher Schauder, der mich vom Kopf bis in die äußerste Fußspitze durchdringt, und jeder Nerv, jede Ader in mir fühlt die Erschütterung. Manchmal, wenn ich an sie denke, leben mir gewisse Bilder und Gefühle wieder in der Seele auf, daß mir für jene kurze Zeit zu Muth ist, als wäre ich noch derselbe Torquato, der ich früher war, ehe ich wußte, was Leiden heißt und was die Menschen sind, jener Torquato, den ich nun so oft als todt beweine. Wahrhaftig ich möchte sagen, daß die Kenntniß der Welt und die Uebung im Leiden in Jedem von uns den Menschen, der er ursprünglich war, gleichsam unterdrücken und betäuben; von Zeit zu Zeit wacht derselbe dann für eine kleine Weile wieder auf, aber immer seltener, je weiter die Jahre vorrücken. Immer mehr zieht er sich dann in unser Innerstes zurück und versinkt in immer tieferen Schlaf; bis er noch bei unseren Lebzeiten stirbt. Mit Einem Wort: ich wundere mich, wie der Gedanke an ein Weib so große Macht haben kann, mir so zu sagen die Seele zu erneuern und mich all mein Elend vergessen zu machen. Und wenn ich nicht jede Hoffnung verloren hätte, sie wiederzusehen, würde ich glauben, daß auch die Fähigkeit, glücklich zu sein, mir noch nicht entschwunden sei.

Der Geist. Was hältst du für angenehmer: seine Geliebte sehen oder an sie denken?

Tasso. Ich weiß nicht. So viel ist gewiß: wenn sie gegenwärtig war, schien sie mir ein Weib; in der Ferne schien und scheint sie mir eine Göttin.

Der Geist. Diese Göttinnen sind so gütig, sobald sich ihnen Jemand nähert, ihre Göttlichkeit einzupacken, sich die Strahlen ringsum auszuziehen und in die Tasche zu stecken, um den Sterblichen, der ihnen nahe kommt, nicht zu blenden.

Tasso. Du hast nur allzu sehr Recht. Aber scheint dir das nicht recht schlimm von den Frauen, daß sie, wenn man die Probe mit ihnen macht, so ganz anders werden, als wir sie uns vorgestellt haben?

Der Geist. Ich kann nicht einsehen, was für eine Sünde

es an ihnen sein soll, daß sie aus Fleisch und Blut bestehen, und nicht aus Nektar und Ambrosia. Welches Ding in der Welt hat nur einen Schatten oder ein Tausendstel von der Vollkommenheit, die ihr an den Frauen zu finden wähnt? Auch scheint mir's seltsam, daß ihr euch gar nicht wundert, daß die Männer Menschen sind, das heißt nicht sonderlich löbliche und liebenswürdige Geschöpfe, und doch nicht begreifen könnt, wie es zugeht, daß die Frauen in der That keine Engel sind.

Tasso. Trotz alledem sterbe ich vor Sehnsucht, sie wieder zu sehen und wieder zu sprechen.

Der Geist. Sei ruhig, diese Nacht im Traume werde ich sie zu dir bringen, schön wie die Jugend und so huldreich, daß du dir ein Herz fassen wirst, viel freier und munterer mit ihr zu reden, als du je zuvor gethan hast. Ja, zuletzt wirst du ihr die Hand drücken, und sie wird dich so innig anblicken, daß die Wonne, die dann dein Herz beschleicht, dich überwältigen wird. Morgen dann den ganzen Tag, so oft du an diesen Traum denken wirst, wird dir das Herz vor zärtlicher Freude hüpfen.

Tasso. Ein schöner Trost: ein Traum statt der Wahrheit!

Der Geist. Was ist Wahrheit?

Tasso. Pilatus wußte es eben so wenig wie ich.

Der Geist. Gut, so will ich für dich antworten. Wisse, zwischen Wahrem und Erträumtem ist kein anderer Unterschied, als daß dieses zuweilen viel schöner und süßer sein kann, als jemals die Wirklichkeit ist.

Tasso. Ein erträumtes Vergnügen ist also so viel werth wie ein wirkliches?

Der Geist. So glaube ich. Ja, ich kenne Jemand, der, wenn die Frau, die er liebt, ihm in einem holden Traum erschienen ist, den ganzen folgenden Tag es vermeidet, ihr zu begegnen und sie wiederzusehen, da er weiß, daß sie den Vergleich nicht aushalten könnte mit jenem Bilde, von dem der Traum ihm den Eindruck zurückgelassen, und daß das wahre Bild, indem es das falsche aus seiner Seele verdrängte, ihn des außer-

ordentlichen Vergnügens, das er diesem verdankt, berauben würde. Darum sind die Alten, die in Bezug auf alle der menschlichen Natur erreichbaren Arten von Genüssen viel eifriger, klüger und erfindungsreicher waren, nicht zu tadeln, wenn sie danach trachteten, sich auf verschiedene Weise die Süßigkeit und Ergötzlichkeit der Träume zu verschaffen; noch auch war es unrecht von Pythagoras, daß er verbot, Bohnen zu essen, da man dadurch unruhige und düstere Träume zu bekommen glaubte; und die Abergläubischen sind zu entschuldigen, die vor dem Schlafengehen zu Mercur, dem Führer der Träume, zu beten und ihm Wein zu sprengen pflegten, damit er ihnen heitere Träume schicke; zu welchem Zweck sie das Bild des Gottes am Fußende der Bettstatt in Holz geschnitzt hatten. Da sie niemals, so lang sie wach waren, Glückseligkeit erlangen konnten, suchten sie wenigstens im Schlaf glücklich zu sein; und ich glaube auch, daß sie es wenigstens zum Theil und einigermaßen erreichten und von Mercur besser als von den andern Göttern erhört wurden.

Tasso. Demnach, da die Menschen doch nur für das Vergnügen, das leibliche oder geistige, auf die Welt kommen und leben, müssen wir uns, wenn das Vergnügen einzig oder hauptsächlich in Träumen besteht, entschließen zu leben, um zu träumen; ein Nothbehelf, zu dem ich in der That mich nicht bequemen kann.

Der Geist. Du hast dich schon dazu bequemt und behilfst dich damit, da du lebst und damit einverstanden bist, zu leben. Was ist denn Vergnügen?

Tasso. Ich habe nicht soviel Übung darin, um sagen zu können, was es ist.

Der Geist. Niemand kennt es aus der Praxis, sondern nur aus der Speculation; denn das Vergnügen ist etwas Speculatives, nichts Reales; ein Verlangen, kein Factum; ein Gefühl, das der Mensch mit dem Gedanken erzeugt und nicht erlebt; oder besser gesagt, ein Begriff, kein Gefühl. Bemerkt ihr nicht, daß gerade in dem Augenblick eures Vergnügens selbst, wenn ihr es auch unendlich ersehnt und mit unsäglichen Mühen

und Beschwerden euch errungen habt, dennoch, da der Genuß, den ihr in jedem dieser Augenblicke habt, euch nicht befriedigen kann, ihr immer einen noch größeren und wahreren Genuß erwartet, worin überhaupt jenes ganze Vergnügen besteht, und euch so gleichsam beständig auf die künftigen Momente dieses nämlichen Vergnügens vertröstet? Dieses aber hört immer auf, ehe der Augenblick, der euch befriedigen soll, eintritt, und läßt euch kein anderes Glück als die blinde Hoffnung, bei einer anderen Gelegenheit besser und wahrhafter zu genießen, und den Trost, euch einzubilden und vorzusagen, daß ihr genossen hättet, und auch Anderen davon zu erzählen, nicht bloß aus Eitelkeit, sondern um euch dadurch in der Ueberzeugung zu bestärken, die ihr euch selbst beibringen möchtet. Wer darum sich darein ergiebt, zu leben, thut es in Wahrheit zu keinem andern Zweck und mit keinem andern Gewinn, als um zu träumen; daß heißt, zu glauben, daß er genießen werde oder genossen habe, was beides nur Einbildungen sind.

Tasso. Können die Menschen niemals glauben, daß sie in einem gewissen Augenblicke wirklich genießen?

Der Geist. Sobald sie das glaubten, würden sie wirklich genießen. Aber sage mir selbst, ob du in irgend einem Augenblick deines Lebens dich erinnern kannst mit voller, aufrichtiger Ueberzeugung gesagt zu haben: ich genieße. Wohl hast du Tag für Tag gesagt und sagst es noch ganz aufrichtig: ich werde genießen; und zuweilen auch, aber schon minder aufrichtig: ich habe genossen. So ist also das Vergnügen stets entweder vergangen oder zukünftig, aber nie gegenwärtig.

Tasso. Was so viel heißt als: es ist nie vorhanden.

Der Geist. So scheint es.

Tasso. Auch in den Träumen.

Der Geist. Genau genommen, ja.

Tasso. Und dennoch ist nicht nur der wesentliche, sondern der einzige Gegenstand und Endzweck unseres Lebens das Vergnügen selbst, wenn wir unter Vergnügen Glückseligkeit verstehen;

und das sollte doch in der That das Vergnügen sein, aus welcher Quelle auch immer es entspränge.

Der Geist. Sicherlich.

Tasso. Demnach ist unser Leben, da es beständig seinen Zweck verfehlt, fortwährend unvollkommen, und das Leben darum seiner eigenen Natur nach ein gewaltsamer Zustand.

Der Geist. Vielleicht.

Tasso. Ich finde dabei kein Vielleicht. Aber warum leben wir dann überhaupt? ich will sagen: willigen wir ein, zu leben?

Der Geist. Was weiß ich davon? Das müßt ihr besser wissen, die ihr Menschen seid.

Tasso. Ich meines Theiles schwöre dir, daß ich es nicht weiß.

Der Geist. So frage Andere, Weisere danach, vielleicht findest du einen, der dir diesen Zweifel lös't.

Tasso. Das will ich thun. Gewiß aber ist dies ganze Leben, das ich führe, ein gewaltsamer Zustand; denn wenn ich auch von den Schmerzen absehe, schon allein die Langeweile bringt mich um.

Der Geist. Was ist Langeweile?

Tasso. In diesem Punkt fehlt es mir nicht an Erfahrung, um deine Frage zu beantworten. Mir scheint, die Langeweile ist von derselben Beschaffenheit wie die Luft, die alle Zwischenräume zwischen den körperlichen Dingen und jeden leeren Raum im Innern derselben ausfüllt; und wo ein Körper sich entfernt, ohne daß ein anderer an seine Stelle tritt, da dringt sie unverzüglich nach. So werden alle Intervalle des menschlichen Lebens zwischen Vergnügungen und Leiden von der Langeweile ausgefüllt. Wie es nun in der Welt der Materie nach den Peripatetikern keinen leeren Raum giebt, so giebt es auch keinen in unserm Leben, außer wenn der Geist aus irgend einem Grunde den Gebrauch der Denkkraft suspendirt. In der ganzen übrigen Zeit befindet sich der Geist, auch für sich selbst betrachtet und als getrennt von seinem Körper, in irgend einem Leidens-

zustand, da ihm die Unerfülltheit von irgend einem Vergnügen oder Unbehagen nothwendig Langeweile erzeugen muß. Auch diese nämlich ist ein Leidenszustand, gerade so wie der Schmerz und das Vergnügen.

Der Geist. Und da nun all eure Vergnügen von einem den Spinneweben ähnlichen Stoffe sind, äußerst dünn, fadenscheinig und durchsichtig, so dringt, wie die Luft in diese, die Langeweile von allen Seiten in jene und füllt sie aus. Ich glaube wahrhaftig, daß man unter Langerweile nichts Anderes zu verstehen habe, als das einfache Verlangen nach Glückseligkeit, das durch kein Vergnügen befriedigt und auch nicht geradezu durch ein Ungemach beleidigt wird. Dieses Verlangen, wie wir vorhin gesagt haben, wird nie gestillt, und Vergnügen ist eigentlich nirgend zu finden; so daß das menschliche Leben so zu sagen aus Schmerz und Langerweile zusammengesetzt und damit durchwebt ist. Jedem dieser Leidenszustände entrinnt er nur, um dem andern zu verfallen. Und dies ist nicht dein besonderes Schicksal, sondern das gemeine Menschenloos.

Tasso. Welches Mittel könnte gegen die Langeweile helfen?

Der Geist. Schlaf, Opium und Schmerz. Und dieser letztere ist der mächtigste von den dreien. Denn während der Mensch leidet, langweilt er sich keinesfalls.

Tasso. Statt diese Arzenei zu nehmen, ergebe ich mich lieber darein, mich mein Lebenlang zu langweilen. Aber die Mannichfaltigkeit von Handlungen, Beschäftigungen und Gefühlen, wenn sie uns auch nicht von der Langenweile befreit, weil sie uns ein wahres Vergnügen nicht bereiten kann, erleichtert und lindert sie uns doch immerhin. Jedoch in diesem Gefängniß, abgeschieden von allem menschlichen Verkehr, da mir auch das Schreiben versagt ist und ich darauf beschränkt bin, zum Zeitvertreibe auf die Schläge der Uhr zu achten, die Latten, Sprünge und Wurmlöcher in der Decke zu zählen, das Pflaster des Fußbodens zu betrachten, mich an den Motten und Mücken zu ergötzen, die durch das Zimmer schwirren, und fast alle Stunden

auf dieselbe Weise hinzubringen, habe ich Nichts, was mir die Last der Langenweile nur irgendwie erleichtern könnte.

Der Geist. Sage mir, wie lang ist es schon her, daß du dies Leben führen mußt?

Tasso. Mehrere Wochen, wie du weißt.

Der Geist. Hast du vom ersten Tage an bis heute keinen Unterschied in der Langenweile wahrgenommen, die du erdulden mußt?

Tasso. Gewiß war sie Anfangs stärker. Denn nach und nach gewöhnt sich mein Geist, der sich mit nichts Anderm beschäftigt und zerstreut, immer mehr und findet immer größeres Vergnügen daran, sich mit sich selbst zu unterhalten, und erlangt immer mehr Uebung und Fähigkeit darin, zu sich selbst zu sprechen, ja zu schwatzen, so daß es mir schon oft so vorkommt, als hätte ich in meinem Kopf eine Gesellschaft von Leuten, die mit einander plaudern, und jeder geringste Gegenstand, der mir einfällt, genügt, um mit mir selbst ein langes Gespräch darüber anzuspinnen.

Der Geist. Diese Gewohnheit wird, wie du erleben wirst, täglich zunehmen und sich befestigen, so daß, wenn du dann wieder die Freiheit haben wirst, mit andern Menschen umzugehen, du dir unbeschäftigter in ihrer Gesellschaft vorkommen wirst, als in deiner Einsamkeit. Und glaube nicht, daß dies Eingewöhnen in eine solche Lebensweise nur Menschen von deiner Art begegne, die schon sonst zu meditiren pflegten; vielmehr zeigt sich das in kürzerer oder längerer Frist bei Jedem. Ueberdies bringt diese Trennung von den Menschen und so zu sagen vom Leben selbst den Vortheil mit sich, daß der Mensch, auch wenn er durch Erfahrung der menschlichen Dinge überdrüssig, über sie aufgeklärt und ihnen abhold ist, dadurch, daß er sich nach und nach daran gewöhnt, sie von Neuem und aus der Ferne zu betrachten, wo sie viel schöner und stattlicher erscheinen als in der Nähe, ihre Nichtigkeit und Erbärmlichkeit vergißt, wieder beginnt, die Welt sich nach seinem Sinne zu bilden und gleichsam neuzuschaffen,

das Leben zu schätzen, zu lieben und wünschenswerth zu finden; und mit solchen Hoffnungen, wenn ihm nicht durchaus die Möglichkeit oder die Hoffnung abgeschnitten ist, der menschlichen Gesellschaft wiedergegeben zu werden, nährt und ergötzt er sich dann wieder wie in seinen jungen Tagen. So thut also die Einsamkeit fast, was die Jugend gethan, oder verjüngt doch sicherlich den Geist, stärkt und befeuert die Phantasie und erneuert im welterfahrenen Menschen die Wohlthaten jener anfänglichen Unerfahrenheit, nach der du dich sehnst. Ich verlasse dich aber jetzt; denn ich sehe, daß du schläfrig wirst, und gehe, um dir den schönen Traum zu verschaffen, den ich dir versprochen habe. So, zwischen Träumen und Phantasiren, wirst du das Leben hinbringen und keinen anderen Gewinn davon haben, als es eben hinzubringen. Denn dies ist der einzige Vortheil, den das Leben in der Welt gewährt, und der einzige Zweck, den ihr jeden Morgen beim Aufwachen euch vornehmen müßt. Sehr oft müßt ihr es an den Zähnen hinschleppen, und glücklich der Tag, wo ihr das Leben mit der Hand hinter euch herziehen oder es auf dem Rücken tragen könnt. Aber am Ende verläuft dir die Zeit nicht langsamer in diesem Gefängniß, als deinem Unterdrücker in seinen Sälen und Gärten. Lebewohl!

Tasso. Lebewohl! Aber höre, deine Unterhaltung tröstet mich sehr. Nicht, daß sie meine Traurigkeit unterbräche, die meistentheils wie eine sehr finstere Nacht ohne Mond und Sterne mich umgiebt; aber wenn du bei mir bist, gleicht sie einer sanften Dämmerung, die eher angenehm als lästig ist. Damit ich nun in Zukunft dich rufen oder finden kann, wenn ich dich brauche, sage mir, wo du dich aufzuhalten pflegst.

Der Geist. Weißt du das noch nicht? In einem feurigen geistigen Getränk.

X.

Die Natur und ein Isländer.

Ein Isländer, der den größten Theil der Welt durchwandert und in den verschiedensten Ländern sich aufgehalten hatte, ging einmal durch das Innere von Afrika, und als er den Äquator passirte, begegnete ihm an einer Stelle, wohin noch nie ein Mensch vorgedrungen war, etwas Ähnliches wie dem Vasco de Gama, als er das Cap der guten Hoffnung umschiffte und jenes Cap selbst, der Wächter der südlichen Meere, in Riesengestalt vor ihn hintrat, um ihn von der Erforschung dieser neuen Gewässer abzuhalten.*) Er sah von Weitem eine sehr große Büste, von der er Anfangs glaubte, sie müsse von Stein sein, wie die kolossalen Hermen, die er vor vielen Jahren auf der Insel Pasqua gesehen hatte. Als er aber näher kam, fand er, daß es eine ungeheuer große Frauengestalt war, die auf der Erde saß, den Oberleib aufgerichtet, den Rücken und Ellenbogen an einen Berg gelehnt; nicht von Künstlerhand gebildet, sondern lebendig, das Gesicht zugleich schön und furchtbar, mit sehr schwarzen Augen und Haaren. Das Weib sah ihn starr an, und nachdem sie so eine geraume Zeit stumm geblieben waren, redet sie ihn folgendermaßen an:

Natur. Wer bist du? Was suchst du in diesen Gegenden, wo man Deinesgleichen früher nicht kannte?

Isländer. Ich bin ein armer Isländer, der der Natur zu entfliehen sucht, und nachdem ich fast mein ganzes Leben lang durch hundert Gegenden der Erde vor ihr geflohen bin, fliehe ich sie nun auch hier.

Natur. So flieht das Eichhörnchen vor der Klapperschlange, bis es ihr selbst in den Rachen fällt. Ich bin Die, vor der du fliehst.

Isländer. Die Natur?

Natur. Niemand anders.

---

*) Camoens, Lusiaden, Ges. 5

Isländer. Das thut mir herzlich leid, und ich bin überzeugt, ein größeres Unglück hätte mir nicht begegnen können.

Natur. Du hättest wohl denken können, daß ich besonders in diesen Gegenden mich aufhalten würde, wo sich, wie du weißt, meine Macht mehr als anderswo zu erkennen giebt. Aber was hat dich denn bewogen, vor mir zu fliehen?

Isländer. Du mußt wissen, daß ich schon von Jugend auf, so wenig Erfahrung ich noch hatte, von der Nichtigkeit des Lebens und der Thorheit der Menschen klar überzeugt war; denn ich sah dieselben beständig im Kampf mit einander, um Freuden zu erringen, die nicht erfreuen, und Güter, die nichts nützen, und sah sie abwechselnd zahllose Sorgen, zahllose Übel, die wirklich quälen und schaden, ertragen und einander verursachen und sich um so weiter vom Glück entfernen, je mehr sie es suchen. Aus diesen Erwägungen entsagte ich jedem anderen Wunsch und beschloß, ohne irgend Jemand beschwerlich zu fallen, ohne irgendwie nach Besserung meines Zustandes zu trachten oder mit Irgendwem um irgend ein Gut der Welt zu streiten, ein verborgenes und ruhiges Leben zu führen; und da ich auf Freuden, die ja unserem Geschlecht versagt sind, verzichtete, beschäftigte mich keine andere Sorge, als wie ich mich von Leiden fern halten könnte. Damit will ich nicht sagen, daß ich darauf bedacht gewesen wäre, mich aller körperlichen Beschäftigungen und Anstrengungen zu enthalten; denn du weißt wohl, daß ein Unterschied ist zwischen Anstrengung und Beschwerde, zwischen ruhigem und müßigem Leben; und gleich Anfangs, als ich diesen Entschluß auszuführen begann, mußte ich erfahren, wie thöricht die Hoffnung ist, man könne, wenn man, ohne irgend Jemand zu kränken, unter den Menschen lebe, den Kränkungen von Seiten der Anderen entgehen und dadurch, daß man immer freiwillig nachgäbe und sich in allen Dingen mit dem geringsten Antheil begnügte, es dahin bringen, daß einem auch nur ein kleines Plätzchen gegönnt und jener geringste Antheil nicht bestritten würde. Indessen schützte ich mich leicht vor den Belästigungen

durch die Menschen, indem ich ihre Gesellschaft mied und mich in Einsamkeit zurückzog, was man auf meiner heimathlichen Insel leicht erreichen kann. Als ich es aber dahin gebracht hatte und nun fast ohne jeden Schimmer eines Vergnügens lebte, konnte ich mich doch nicht von Leiden freihalten. Denn die Länge des Winters, die Heftigkeit der Kälte und die außerordentliche Glut des Sommers, die jenem Lande eigenthümlich sind, quälten mich beständig, und das Feuer, neben dem ich die meiste Zeit mich aufhalten mußte, dörrte mir die Glieder und peinigte mir die Augen mit dem Rauch, so daß ich mich weder im Hause noch unter freiem Himmel vor beständigem Unbehagen schützen konnte. Auch die friedliche Stille meines Lebens konnte ich mir nicht erhalten, auf die von Anfang an all meine Gedanken gerichtet waren; denn die furchtbaren Stürme auf dem Meere und auf dem Lande, das drohende Gebrüll des Berges Hekla, die Angst vor Feuersbrünsten, die in hölzernen Häusern, wie die unsrigen, so häufig sind, ließen mich nie zur Ruhe kommen. Alle diese Unbequemlichkeiten eines immer gleichförmigen Lebens, dem jede andere Begierde und Hoffnung fehlt und fast auch jede andere Sorge, als die um Ruhe, fallen nicht wenig ins Gewicht und sind viel unerträglicher, als sie demjenigen vorkommen mögen, dessen Seele größtentheils mit den Sorgen des bürgerlichen Lebens und dem Unheil, das von den Menschen kommt, erfüllt ist. Als ich daher sah, daß, je mehr ich mich auf mich beschränkte und gleichsam in mich selbst zusammenzog, — damit nur mein Dasein Niemand auf der Welt lästig oder schädlich wäre — ich es um so weniger dahin bringen konnte, daß die anderen Dinge mich nicht beunruhigten und mir zu schaffen machten: beschloß ich, Ort und Klima zu wechseln, um zu sehen, ob ich in irgend einer Gegend der Erde ungekränkt leben könnte, wenn ich Niemand kränkte, und ohne Leiden, wenn ich auf Freuden verzichtete. In diesem Entschluß bestärkte mich auch noch der Gedanke, daß du vielleicht dem menschlichen Geschlecht nur ein einziges Klima der Erde bestimmt hättest (wie

du es ja auch mit jeder anderen Thier- und Pflanzengattung gethan hast) und gewisse Gegenden, außerhalb deren die Menschen nicht gedeihen, noch ohne Mühe und Elend leben könnten, so daß nun nicht du, sondern sie allein die Schuld hätten, wenn sie sich über die Grenzen, die deine Gesetze den menschlichen Ansiedelungen vorgeschrieben, leichtsinnig hinweggesetzt hätten. Nun habe ich fast die ganze Welt durchsucht und fast alle Länder kennen gelernt, immer meinem Vorsatz getreu, den anderen Geschöpfen so wenig als irgend möglich beschwerlich zu fallen und nur nach einem ruhigen Leben zu streben. Aber in den Tropen bin ich von der Hitze versengt, in den Polargegenden von der Kälte ergriffen worden; in den Ländern der gemäßigten Zone hat mich der jähe Wechsel der Witterung gequält, und überall haben die Erschütterungen der Elemente mir zu schaffen gemacht. Verschiedene Orte habe ich gesehen, wo kein Tag ohne ein Gewitter vergeht, wo du also täglich den Bewohnern, die dir nicht das Geringste zu Leide gethan haben, eine förmliche Schlacht lieferst. An anderen Orten wird die beständige Heiterkeit des Himmels aufgewogen durch die Häufigkeit der Erdbeben, die Menge und Wuth der Vulcane, die unterirdische Gährung des ganzen Erdbodens. Maßlos heftige Stürme und furchtbare Wirbelwinde regieren in den Gegenden und Jahreszeiten, die vor anderer Wuth der Elemente sicher sind. Zuweilen habe ich das Dach über meinem Haupte krachen hören unter der großen Wucht des Schnees; dann wieder hat sich in Folge heftiger Regengüsse der Erdboden selbst gespalten und ist mir unter den Füßen gewichen; hin und wieder habe ich Hals über Kopf fliehen müssen vor den Flüssen, die mich verfolgten, als hätte ich mir irgend ein Unrecht gegen sie zu Schulden kommen lassen. Viele wilde Thiere, die ich nicht im Mindesten gereizt hatte, haben mich verschlingen, viele Schlangen mich vergiften wollen; an mehreren Orten wäre ich um ein Haar von geflügelten Insecten bis auf die Knochen aufgezehrt worden. Ich schweige von den unzähligen täglichen Gefahren, die stets dem Menschen drohen, so daß ein alter Philosoph kein wirk-

sameres Mittel gegen die Furcht zu nennen weiß, als die Erwägung, daß **Alles** zu fürchten sei.*) Auch Krankheiten haben mich nicht verschont, obwohl ich stets in allen leiblichen Genüssen nicht bloß mäßig war und noch bin, sondern mich mit der bloßen Nothdurft begnüge. Ich habe mich oft darüber gewundert, welch tiefe und unersättliche Begierde nach Genuß du uns eingepflanzt hast, ohne den unser Leben nur etwas sehr Unvollkommenes ist, da ihm das fehlt, wonach es naturgemäß begehrt, und wie du doch wieder verordnet hast, daß dieser Genuß selbst unter Allem, was die Menschen thun, der körperlichen Kraft und Gesundheit fast am meisten schadet, für jede Person die unheilvollsten Folgen mit sich führt und das Leben selbst am meisten verkürzt. Aber bei alledem, obwohl ich mich fast immer und gänzlich jedes Genusses enthielt, habe ich es doch nicht vermeiden können, in viele und mannichfache Krankheiten zu verfallen; einige haben mich dem Tode nahe gebracht; durch andere hätte ich beinah irgend ein Glied meines Körpers verloren oder Gefahr gelaufen, beständig ein noch elenderes Leben als früher zu führen, und alle haben mir mehrere Tage oder Monate lang Leib und Seele mit tausend Plagen und Schmerzen heimgesucht. Und doch, obwohl Jeder von uns, wenn er krank ist, Leiden erfährt, die ihm neu und ungewohnt sind, und noch größeres Unglück, als er sonst zu ertragen hat (als ob das menschliche Leben nicht sonst schon elend genug wäre), hast du dem Menschen zur Entschädigung keine Zeit gegeben voll überschwänglicher und ungewöhnlicher Gesundheit, wo er auch Freuden genießen könnte von ungewöhnlicher Art und Stärke. In den Ländern, die fast immer mit Schnee bedeckt sind, bin ich fast blind geworden, wie es gewöhnlich den Lappen in ihrer Heimath geschieht. Von der Sonne und der Luft, die für unser Leben so wichtig, ja nothwendig sind und die wir daher nicht meiden können, werden wir beständig geplagt: von dieser durch Feuchtig-

*) Seneca: Natural. quaestion. lib. VI, cap. 2.

keit, Rauhheit und andere Einflüsse; von jener durch ihre Hitze und durch das Licht selbst, so daß der Mensch nie ohne eine größere oder geringere Unbequemlichkeit oder Gefahr sich der einen oder der anderen aussetzen kann. Kurz, ich erinnere mich nicht, auch nur einen einzigen Tag meines Lebens ohne irgend ein Ungemach verbracht zu haben, während diejenigen Tage zahllos sind, an denen ich nie einen Schatten von Genuß gehabt habe. Ich sehe daher, daß es uns ebenso vorbestimmt und unvermeidlich ist, zu leiden, wie nicht zu genießen, ebenso unmöglich, irgendwie in Ruhe zu leben, wie in Unruhe zu leben ohne Elend, und ich muß daraus schließen, daß du eine offene Feindin der Menschen und der anderen Thiere und alles dessen bist, was du geschaffen hast; bald lauerst du uns auf, bald drohst du uns, bald greifst du uns an, stichst, schlägst, zerreißest uns, mißhandelst oder verfolgst uns immer und bist aus Gewohnheit und innerer Nothwendigkeit der Henker deiner eigenen Familie, deiner Kinder und, so zu sagen, deines eigenen Fleisches und Blutes. Darum habe ich auch nicht mehr die geringste Hoffnung, da ich eingesehen habe, daß die Menschen endlich Jeden zu verfolgen aufhören, der sie flieht oder sich verbirgt in der ehrlichen Absicht, sie zu fliehen oder sich vor ihnen zu verbergen, daß du aber durch nichts bewogen wirst, von der Verfolgung gegen uns abzustehen, bis du uns vernichtest. Und schon sehe ich die bittere und traurige Zeit des Greisenalters mir nahe bevorstehen, dieses wahrhafte und unleugbare Uebel, in welchem alle anderen Uebel und schweren Leiden gipfeln, und zwar nicht zufällig, sondern durch dein Gesetz allen Geschlechtern der Lebendigen vorbestimmt, von einem Jeden von uns schon seit der Kindheit vorausgesehen und von seinem fünften Lustrum an beständig in ihm vorbereitet, durch ein klägliches Verfallen und Hinschwinden, das er nicht verschuldet hat; so daß kaum ein Drittel des menschlichen Lebens für die Blüte bestimmt ist, wenige Augenblicke für die Reife und Vollkommenheit, der ganze Rest für den Verfall und das Ungemach, das aus ihm entspringt.

Natur. Hast du dir etwa eingebildet, die Welt sei um euretwillen geschaffen worden? Nun, so wisse denn, daß ich in Allem, was ich thue, anordne und bewirke, mit sehr wenigen Ausnahmen immer ganz andere Zwecke vor Augen hatte und habe, als das Glück oder Unglück der Menschen. Wenn ich euch irgendwie, und womit es auch immer sei, verletze, merk' ich es doch nur sehr selten, wie ich es auch gewöhnlich nicht weiß, wenn ich euch ergötze und wohlthue, da ich nicht, wie ihr glaubt, diese Dinge geschaffen habe und jene Handlungen begehe, um euch zu erfreuen oder zu nutzen; ja selbst wenn es mir begegnen sollte, euer ganzes Geschlecht zu vernichten, würde ich es nicht merken.

Isländer. Setzen wir den Fall, es lüde mich Jemand aus freien Stücken und sehr dringend nach seiner Villa ein, und ich, um ihm einen Gefallen zu thun, ginge hin. Dort würde ich in einer ganz verfallenen und baufälligen Halle einquartiert, die mir beständig über dem Kopf zusammenzustürzen drohte, feucht, stinkend, dem Sturm und Regen zugänglich. Der Wirth, statt es sich angelegen sein zu lassen, mir irgend eine Unterhaltung zu verschaffen oder irgend für meine Bequemlichkeit zu sorgen, ließe mir im Gegentheil kaum das Nothdürftigste zu meinem Unterhalt reichen und schützte mich nicht einmal, wenn seine Kinder und seine übrige Familie mich mißhandelten, verspotteten, ängstigten und schlügen. Wenn er dann auf meine Klagen über diese schlechte Behandlung mir antwortete: Habe ich etwa diese Villa für dich gebaut? oder unterhalte ich diese meine Kinder und meine Leute zu deinem Dienst? Ich habe an andere Dinge zu denken, als dich zu ergötzen und zu tractiren! — so würde ich darauf entgegnen: Sieh, mein Lieber, wie du diese Villa nicht eigens für mich gebaut hast, so stand es dir auch frei, mich nicht dahin einzuladen. Da du aber selbst gewollt hast, daß ich hier wohnen sollte, ziemt es dir nicht auch, dafür zu sorgen, daß ich, soviel in deiner Macht steht, wenigstens ohne Plage und Gefahr hier leben kann? So sage ich auch jetzt.

Ich weiß wohl, daß du die Welt nicht zu Nutz und Frommen der Menschen erschaffen hast, eher möchte ich glauben, du habest sie eigens zu ihrer Qual geschaffen und eingerichtet. Nun frage ich: habe ich dich etwa gebeten, mich in dieses Universum hineinzuversetzen, oder habe ich mich selbst gewaltsam und gegen deinen Willen eingedrängt? Wenn du aber selbst mit freiem Willen und ohne mein Wissen und so, daß ich mich nicht wehren noch weigern konnte, mit eigenen Händen mich hier hingestellt hast: ist es nicht deine Pflicht, mich in diesem deinem Reich, wenn auch nicht fröhlich und zufrieden zu machen, doch wenistens davor zu schützen, daß ich mit Drangsalen und Plagen überhäuft und daß es mein Schade werde, hier zu wohnen? Und dies, was ich von mir sage, gilt von dem ganzen Menschengeschlecht, von allen anderen Thieren und jedem deiner Geschöpfe.

Natur. Du bedenkst offenbar nicht, daß das Leben dieses Universums in einem beständigen Prozeß des Schaffens und Zerstörens besteht, die beide unter einander so verbunden sind, daß jedes beständig dem anderen und der Erhaltung der Welt dienen muß; denn sobald eins von beiden aufhörte, würde auch die Welt sich auflösen, daher würde es ihr zum Schaden gereichen, wenn irgend etwas in ihr vom Leiden frei wäre.

Isländer. Das Nämliche höre ich alle Philosophen behaupten. Da aber das, was zerstört wird, leidet, und das, was zerstört, keine Freude daran hat und bald ebenfalls zerstört werden wird, so sage mir, was noch kein Philosoph mir zu sagen wußte: wem gefällt oder wem nutzt dieses höchst unselige Leben des Universums, das nur durch den Schaden, und durch den Tod aller Dinge, aus denen es besteht, erhalten wird?

Während sie noch diese und ähnliche Gespräche führten, kamen, wie die Sage meldet, zwei Löwen dazu, die vom Hunger so abgezehrt und schwach waren, daß sie kaum die Kraft hatten, jenen Isländer aufzufressen; sie thaten es aber doch und kamen dadurch wieder ein wenig zu Kräften, so daß sie diesen Tag noch überleben konnten. Andere aber bestreiten das und erzählen,

während der Isländer sprach, habe sich ein sehr heftiger Wind erhoben, ihn zu Boden geworfen und über ihm ein prachtvolles Mausoleum aus Sand errichtet; unter diesem sei er vollständig ausgetrocknet und zu einer schönen Mumie geworden. Später hätten ihn dann Reisende gefunden und in das Museum ich weiß nicht mehr welcher europäischen Stadt gebracht.

XI.

Friedrich Ruysch*) und seine Mumien.

Chor der Todten im Studirzimmer Friedrich Ruysch's.

Dú einzig Ew'ges in der Welt, o Tod,
Ziel aller Creatur,
Dem unsre Staubnatur
Darf endlich Ruhe danken,
Nicht froh, doch allem Kranken
Des alten Seins entrückt, mit tiefer Nacht
Hüllst im verworrnen Sinn
Du ein die Qualgedanken!
Dem dürren Geiste schwinden Wunsch und Hoffnung
Mit letztem Hauch dahin;
So fühlt er sich von Müh' und Furcht erlöst,

*) 1638 im Haag geboren, studirte in Leyden Medicin, lebte dann als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt, nebenher eifrig mit anatomischen Studien beschäftigt, so daß er im Jahre 1685 als Professor der Anatomie nach Amsterdam berufen wurde, wo er 1731 starb. Er erfand die Kunst, in die Blut- und Lymphgefäße todter Körper eine Substanz zu injiciren, durch welche sie lange Zeit vor der Fäulniß bewahrt blieben, und das große anatomische Cabinet, das er zusammenbrachte, war so berühmt, daß es von Czar Peter dem Großen bei seiner Anwesenheit in Holland für 30000 Gulden angekauft und nach Petersburg gesandt wurde.

Bringt sonder Ekel hin
Die leeren, trägen Zeiten.
Wir lebten einst. Und wie im Hirn des Säuglings
Von schauerlichen Larven
Und bangen Träumen, die die Stirn ihm feuchten,
Verworrne Bilder bleiben,
So an das Erdentreiben
Gedenken wir; doch frei ist das Erinnern
Von Furcht. Was waren wir?
Was jener herbe Zeitpunkt,
Der Leben einst genaunt ward?
Ein wundersam Geheimniß
Scheint uns das Leben heut, so räthselhaft
Wie Denen, die noch leben,
Der unbekannte Tod. Wie vor dem Tode
Wir flohen, da wir lebten, so erschrickt
Die nackte Staubnatur
Jetzt vor der Lebensflamme,
Nicht froh, doch leidentrückt.
Versagt doch wahres Glück
So Sterblichen wie Todten das Geschick.

Ruysch (vor der Thür des Studirzimmers durch das Schlüsselloch spähend). Potztausend! Wer hat diesen Todten Musikunterricht gegeben, daß sie um Mitternacht zu singen anfangen, wie die Hähne? Wahrhaftig, der kalte Schweiß bricht mir aus, und ich bin beinahe mehr todt als sie. Darauf war ich nicht gefaßt, daß, weil ich sie vor der Verwesung bewahrt habe, sie mir wieder aufwachen würden. Es hilft nichts: mit all meiner Philosophie zittre ich vom Kopf bis zu den Füßen. Welcher Teufel plagte mich, daß ich mir dies Gesindel ins Haus geschafft habe! Was nun anfangen? Wenn ich sie hier eingesperrt lasse, wer weiß, ob sie mir nicht die Thüre sprengen oder durchs Schlüsselloch hinausschlüpfen, um mich in meinem Bette zu besuchen. Um

Hülfe rufen aus Furcht vor Todten, schickt sich doch nicht für mich. Ei was, ich will mir ein Herz fassen und sehn, ob ich ihnen nicht ein bischen Furcht einjagen kann.

(Er tritt ein.) Kinder, was treibt ihr hier? Denkt ihr nicht daran, daß ihr todt seid? Was soll der Lärm? Seid ihr vielleicht übermüthig geworden durch den Besuch des Czaren und glaubt nun, den alten Naturgesetzen nicht mehr unterworfen zu sein? Ich kann mir nur vorstellen, daß ihr das zum Spaß gethan habt und nicht im Ernst. Wenn ihr wieder aufgewacht seid, so gratulire ich euch; aber ich bin nicht so reich, um euch, wenn ihr lebendig seid, zu unterhalten, wie da ihr todt waret; und darum trollt euch aus meinem Hause. Wenn es wahr ist, was man von Vampyren erzählt, und ihr etwa zu denen gehören solltet, so sucht euch anderes Blut zu trinken; ich habe gar keine Lust, mir das meinige aussaugen zu lassen, nachdem ich euch schon jenes künstliche geschenkt habe, das ich euch in die Adern einspritzte. Kurz, wenn ihr fortfahren wollt, euch still und ruhig zu verhalten, wie bisher, so werden wir uns ferner gut vertragen, und es soll euch in meinem Hause an Nichts fehlen; wo nicht, wundert euch nicht, wenn ich die Thürklinke abreiße und euch sämmtlich todtschlage.

Ein Todter. Werde nur nicht hitzig; denn ich verspreche dir, wir werden alle todt bleiben, wie wir sind, ohne daß du uns umbringst.

Ruysch. Nun also, was bedeutet denn der tolle Einfall, der euch eben gekommen ist, zu singen?

Der Todte. Kurz vorher, gerade um Mitternacht, ist zum ersten Male das große mathematische Jahr zu Ende gegangen, von dem die Alten so viel in ihren Büchern reden; und dies ist denn auch das erste Mal, daß die Todten sprechen. Und nicht bloß wir, sondern in jedem Friedhof, in jedem Grabmal, tief unten am Grunde des Meeres, unter Schnee und Sand, unter freiem Himmel und wo sonst Todte liegen, haben sie alle

um Mitternacht gleich uns jenen Gesang angestimmt, den du vernommen hast.

Ruysch. Und wie lange wird es mit ihrem Singen und Sprechen dauern?

Der Todte. Mit dem Singen ist's schon vorbei. Sprechen können sie eine Viertelstunde lang. Dann verstummen sie wieder, bis das große Jahr von Neuem abgelaufen ist.

Ruysch. Wenn das wahr ist, so glaub' ich nicht, daß ihr mich noch ein zweites Mal im Schlaf stören werdet. Sprecht nur mit einander nach Belieben; ich werde hier beiseite bleiben und euch gern zuhören, aus Neugier, ohne euch zu stören.

Der Todte. Wir können nur dann sprechen, wenn wir einer lebenden Person antworten sollen. Wer keinem Lebendigen Rede zu stehen hat, der wird still, sobald der Gesang zu Ende ist.

Ruysch. Das thut mir wahrhaftig leid, denn ich denke mir, es müßte sehr ergötzlich sein, zu hören, was ihr euch sagen würdet, wenn ihr mit einander plaudern könntet.

Der Todte. Wenn wir es auch könnten, würdest du doch nichts hören; denn wir hätten uns nichts zu sagen.

Ruysch. Tausend Dinge fallen mir ein, die ich euch fragen möchte. Aber weil die Zeit so beschränkt ist und mir keine Wahl läßt, so gebt mir einmal in aller Kürze Auskunft darüber, was ihr an Leib und Seele beim Sterben gefühlt habt.

Der Todte. Der Augenblick des Sterbens selbst ist mir nicht zum Bewußtsein gekommen.

Die anderen Todten. Uns auch nicht.

Ruysch. Wie das?

Der Todte. Ungefähr so, wie du den Augenblick nie wahrnimmst, wenn du zu schlafen anfängst, so sehr du auch darauf Acht geben magst.

Ruysch. Aber das Einschlafen ist auch etwas Natürliches.

Der Todte. Und das Sterben nicht auch? Zeige mir einen Menschen, ein Thier, eine Pflanze, die nicht stirbt.

Ruysch. Ich wundere mich nicht mehr, daß ihr singt und sprecht, wenn ihr von eurem Sterben nichts gemerkt habt.

So kämpfte Jener, den der Schlag entseelte,
Noch weiter, ob ihm auch das Leben fehlte —

sagt ein italienischer Dichter. Ich dachte, daß in Sachen des Todes Euresgleichen etwas besser Bescheid wüßten, als die Lebenden. Um aber wieder auf die Hauptfrage zu kommen: habt ihr im Moment des Sterbens keinen Schmerz gefühlt?

Der Todte. Was für ein Schmerz sollte das sein, der demjenigen, der ihn erleidet, nicht zum Bewußtsein kommt?

Ruysch. Bei alledem ist doch Jedermann überzeugt, daß die Empfindung des Sterbens sehr schmerzhaft sei.

Der Todte. Als ob das Sterben eine Empfindung wäre und nicht vielmehr das Gegentheil!

Ruysch. Und sowohl Diejenigen, die in Betreff der Natur der Seele den Epicureern beipflichten, als Diejenigen, die an der landläufigen Ansicht festhalten, kurz, Alle oder doch die Mehrzahl stimmen in dem, was ich sage, überein, in dem Glauben nämlich, das Sterben sei seinem Wesen nach und ohne jeden Vergleich ein höchst lebhafter Schmerz.

Der Todte. Nun, du magst bei uns die Anhänger dieser oder jener Lehre befragen: wenn der Mensch nicht im Stande ist, sich des Momentes bewußt zu werden, im welchem die Lebensfunctionen zum größeren oder geringeren Theil nur noch unterbrochen in Thätigkeit sind, sei es durch Schlaf, oder Lähmung, oder Ohnmacht, oder durch welche Ursache es wolle, wie soll er den Augenblick gewahr werden, wo die nämlichen Functionen ganz und gar aufhören und nicht nur für kurze Zeit, sondern für immer? Ueberdies, wie kann ein lebendiges Gefühl stattfinden im Tode? vielmehr, wie soll das Sterben selbst seinem eigentlichen Wesen nach ein lebendiges Gefühl sein? Wenn die Fähigkeit, zu fühlen, nicht allein geschwächt und nur noch spärlich vorhanden, sondern auf ein solches Minimum reducirt ist, daß

sie schwindet und erlischt, glaubt ihr, daß der Mensch dann einer starken Empfindung fähig wäre? Mehr noch, jenes Erlöschen der Empfindungsfähigkeit selbst, glaubt ihr, daß sich dasselbe noch besonders fühlbar machen könne? Seht doch nur, wie selbst Diejenigen, die an heftigen und schmerzhaften Krankheiten sterben, sobald der Tod herannaht, längere oder kürzere Zeit vor dem letzten Athemzug ruhig werden und so still, daß man erkennen kann, wie ihre Lebenskraft, auf ein geringes Maß beschränkt, nicht mehr ausreicht für das Gefühl des Schmerzes, so daß dieses eher erlischt, als jene. Das magst du in unserm Namen Jedem sagen, der glaubt, daß er im Augenblick des Todes vor Schmerz sterben werde.

Ruysch. Den Epicureern mögen diese Gründe vielleicht genügen, nicht aber Denen, die vom Wesen der Seele eine andere Vorstellung haben; wie z. B. ich bisher gethan habe und in Zukunft um so mehr thun werde, da ich die Todten singen und sprechen gehört habe. Denn wir Alle, die wir der Meinung sind, das Sterben bestehe in einer Trennung der Seele vom Körper, werden nicht begreifen, wie diese beiden Dinge, die mit einander dergestalt verbunden und gleichsam verschmolzen sind, daß sie beide zusammen ein einziges Wesen ausmachen, sich trennen können ohne sehr große Gewalt und ein unsägliches Wehgefühl.

Der Todte. Sage mir: ist vielleicht der Geist an den Körper geknüpft durch irgend einen Nerv oder Muskel oder eine Membrane, die nothwendig zerreißen müßte, wenn der Geist sich entfernt? Oder ist er etwa ein Glied des Körpers, daß er gewaltsam abgerissen oder abgeschnitten werden müßte? Siehst du nicht, daß die Seele bloß darum aus diesem Körper entweicht, weil sie verhindert wird, darin zurückzubleiben, und nichts mehr darin zu schaffen hat, aber nicht durch irgend eine Kraft, die sie hinaustriebe oder entwurzelte? Sage mir ferner: fühlt sie etwa beim Eintritt in den Körper, daß sie dort förmlich befestigt oder angebunden oder, wie du sagst, mit ihm verschmolzen

werde? Warum also soll sie sich beim Austritt erst loslösen müssen, oder, wie wir lieber sagen wollen, eine sehr heftige Empfindung haben? Sei überzeugt, daß Eintritt wie Austritt der Seele in gleicher Weise ruhig, leicht und sanft sind.

Ruysch. Was ist denn nun das Sterben, wenn es kein Schmerz ist?

Der Todte. Eher ein Wohlgefühl, als irgend etwas Anderes. Du mußt wissen, daß das Sterben, wie das Einschlafen, nicht in einem einzigen Augenblick geschieht, sondern stufenweise. Allerdings sind dieser Stufen mehr oder weniger, größere oder kleinere, gemäß der mannichfachen Ursachen und Arten des Todes. Im letzten aller dieser Augenblicke erregt der Tod weder Schmerz noch Wohlgefühl, wie auch der Schlaf. In den vorhergehenden kann er keinen Schmerz erregen; denn der Schmerz ist eine Lebensäußerung, und die Sinne des Menschen zu der Zeit, wo das Sterben schon begonnen hat, sind sterbende, das heißt, außerordentlich geschwächt an Kräften. Er kann aber wohl ein Lustgefühl hervorrufen; denn die Lust ist nicht immer eine lebhafte Empfindung; vielmehr besteht vielleicht der größere Theil aller menschlichen Lustgefühle in einer Art Ermattung. Demnach sind die Sinne des Menschen auch nahe am Erlöschen eines Lustgefühls fähig, da sehr häufig die Ermattung selbst ein Lustgefühl ist, zumal wenn sie uns von einem Leiden befreit; denn du weißt wohl, daß das Aufhören eines jeden Schmerzes oder Unbehagens schon an und für sich selbst ein Vergnügen ist. So muß denn die Ermattung des Sterbens um so angenehmer sein, von je größerem Leiden sie den Menschen befreit. Was mich betrifft, obwohl ich in meiner Todesstunde nicht viel auf das achtete, was ich fühlte, weil mir die Ärzte verboten hatten, das Gehirn anzustrengen, dessen erinnere ich mich doch, daß die Empfindung, die ich hatte, nicht sehr verschieden war von dem Vergnügen, das die Menschen durch das Hinschwinden der Besinnung beim Einschlummern empfinden.

Die andern Todten. Auch wir glauben uns des nämlichen Gefühls zu erinnern.

Ruysch. Sei es denn, wie ihr sagt, obwohl Alle, mit denen ich Gelegenheit hatte, über diesen Gegenstand zu sprechen, ganz anderer Ansicht waren; aber so viel ich mich erinnere, führte Keiner seine eigene Erfahrung als Beweis an. Nun aber sagt mir: im Augenblick des Todes, als ihr jene angenehme Empfindung hattet, glaubtet ihr da zu sterben und hieltet jenes Vergnügen für eine Artigkeit, die der Tod euch erwies, oder habt ihr irgend etwas Anderes gedacht?

Der Todte. Eh' ich todt war, habe ich nie gedacht, daß ich dieser Gefahr nicht noch entgehen könnte, und jedenfalls, so lange ich überhaupt noch die Fähigkeit zu denken hatte, hoffte ich, ich würde noch ein oder zwei Stunden zu leben haben. Und dies, glaube ich, findet bei den Meisten Statt, wenn sie sterben.

Die anderen Todten. Uns ist es gerade so ergangen.

Ruysch. So sagt Cicero, Keiner sei so decrepit, daß er nicht fest darauf rechnete, wenigstens noch ein Jahr zu leben. Aber wie habt ihr zuletzt gemerkt, daß der Geist den Körper verlassen hatte? Sagt: woran habt ihr erkannt, daß ihr gestorben waret? — Sie antworten nicht. — Kinder, hört ihr mich nicht? — Die Viertelstunde wird verstrichen sein. Wir wollen sie einmal anfühlen. — Richtig, sie sind wieder vollkommen todt; ich brauche mich nicht zu fürchten, daß sie mir noch einmal einen Schrecken einjagen. Nun, so kann man wieder zu Bette gehen.

XII.

Christoph Columbus und Pietro Gutierrez.

Columbus. Eine schöne Nacht, lieber Freund.

Gutierrez. Schön, in der That; und ich glaube, vom Lande aus gesehen würde sie noch schöner sein.

Columbus. Vortrefflich! Also auch du bist des Seefahrens müde.

Gutierrez. Nicht des Seefahrens überhaupt; aber unsere Fahrt dauert länger, als ich geglaubt hatte, und langweilt mich ein wenig. Doch mußt du nicht denken, daß ich es dir übel nähme, wie die Anderen. Nein, sei überzeugt, was du auch wegen dieser Fahrt beschließen wirst, ich werde dich stets, wie bisher, nach Möglichkeit unterstützen. Aber nur so um zu plaudern, möchte ich mir von dir ganz bestimmt und aufrichtig erklären lassen, ob du noch so sicher bist wie zu Anfang, in diesem Theile der Welt Land zu finden, oder ob du nach so langer Zeit und so viel dagegensprechenden Erfahrungen doch ein wenig zu zweifeln anfängst.

Columbus. Wenn ich aufrichtig sein soll, wie man es gegen einen verschwiegenen Freund sein kann, gestehe ich, daß ich ein wenig zweifelhaft geworden bin, um so mehr, da auf der Fahrt einige Zeichen, die mir große Hoffnungen erweckt hatten, nur Täuschungen gewesen sind; wie z. B. die Vögel, die von Westen her über uns hinflogen, wenige Tage nachdem wir Gomera verlassen hatten, und die ich für ein Anzeichen hielt, daß Land nahe sei. So habe ich auch von Tag zu Tage gesehen, daß mehr als Eine Vermuthung nicht eingetroffen ist, mehr als Ein Prognostikon, welches ich, ehe wir die Anker lichteten, über verschiedene Dinge gestellt hatte, die uns, wie ich glaubte, unterwegs begegnen müßten. Darum beschäftigt mich der Gedanke, daß, wie diese Voraussetzungen mich getäuscht haben, obwohl sie mir fast unumstößlich schienen, ebenso auch jene Hauptvermuthung, daß sich nämlich jenseits des Oceans Land finden müsse, sich als

ein Irrthum erweisen könnte. Freilich ist sie so gut begründet, daß, wenn sie dennoch falsch sein sollte, ich fast zu dem Schluß kommen würde, man könne überhaupt keinem menschlichen Urtheil mehr trauen, außer in Dingen, die man mit Augen sieht und mit Händen greift. Dann aber sage ich mir wieder, daß die Praxis oft, ja meistentheils mit der Speculation im Streit ist, und frage mich ferner: wie kannst du wissen, ob jeder Theil der Welt allen andern gleicht, ob, da die östliche Hemisphäre theils aus Land und theils aus Wasser besteht, auch die westliche so beschaffen sein muß? Kannst du wissen, ob sie nicht vielleicht ganz von einem einzigen ungeheuren Meer eingenommen wird? Oder ob sie nicht statt Land und Wasser irgend ein anderes Element enthält? Und wenn sie Festland und Meere hat, wie die andere Hälfte, könnte es nicht sein, daß sie unbewohnt wäre? vielmehr unbewohnbar? Nehmen wir an, daß sie nicht weniger bewohnt sei, als die unsere: wer bürgt dir dafür, daß es dort vernünftige Geschöpfe giebt, wie in dieser? Und wenn es deren giebt, woher weißt du, daß es Menschen sind, und nicht irgend eine andere Gattung vernunftbegabter Thiere? und wenn es Menschen sind, daß sie nicht sehr verschieden sind von denen, die du kennst? vielleicht viel größer an Gestalt, viel kräftiger, viel geschickter, von Natur mit weit größerem Verstand und Geist begabt, auch weit civilisirter und reicher an Wissenschaften und Künsten? Diese Dinge gehen mir oft durch den Kopf; und wahrlich, wir sehen die Natur mit solcher Macht ausgestattet, und ihre Wirkungen sind so mannichfaltig und zahlreich, daß man nicht allein keinen sicheren Schluß ziehen kann auf das, was sie in sehr entlegenen und unserer Welt ganz unbekannten Gegenden gethan habe und thue, sondern daß wir auch zweifeln können, ob es nicht eine große Täuschung sei, von dieser auf jene zu schließen; und es würde durchaus nicht unwahrscheinlich sein, sich zu denken, was sich in jener unbekannten Welt befinde, sei ganz oder zum Theil wunderbar und seltsam nach *unseren* Begriffen. Sehen wir doch mit unseren eigenen

Augen, daß in diesen Meeren die Nadel vom Nordpol nicht unbedeutend nach Westen abweicht; etwas ganz Neues und bei allen Seefahrern bis heute Unerhörtes, wofür ich, soviel ich mir auch den Kopf zerbrechen mag, keinen befriedigenden Grund zu finden weiß. Ich will mit alledem nicht sagen, daß man den Fabeln der Alten über die Wunder der unbekannten Welt und dieses Oceans Glauben schenken soll, wie z. B. der Fabel von den Ländern, von denen Hanno*) erzählt, daß sie bei Nacht voller Flammen seien, und von den Feuerströmen, die sich von da in das Meer ergössen; wir sehen ja, wie thöricht bis jetzt die Furcht vor Wundern und unerhörten Schrecknissen gewesen ist, mit der unser Schiffsvolk auf dieser Reise sich trug: wie damals, als sie jene große Menge Algen sahen, die das Meer förmlich zu einer Wiese machten und uns ein wenig hinderten vorwärts zu kommen, und unsere Leute dachten, wir seien an den äußersten Grenzen der schiffbaren See. Ich will nur als Antwort auf deine Frage sagen, daß, obwohl meine Vermuthung auf höchst wahrscheinliche Argumente gegründet ist, nicht bloß auf mein eigenes Urtheil, sondern auf das vieler Geographen, Astronomen und trefflicher Seefahrer, mit denen ich, wie du weißt, in Spanien, Italien und Portugal mich berathen habe, es nichtsdestoweniger möglich wäre, daß sie sich als irrig erwiese. Denn, wie gesagt, wir sehen, daß viele Schlüsse, die auf den besten Voraussetzungen ruhen, vor der Erfahrung nicht Stich halten, und dies besonders dann, wenn sie Dinge betreffen, die noch sehr im Dunkeln liegen.

Gutierrez. So hast du also eigentlich dein Leben und das deiner Gefährten auf Grund einer bloßen speculativen Meinung aufs Spiel gesetzt?

Columbus. Allerdings, ich kann es nicht leugnen. Aber selbst davon abgesehen, daß die Menschen täglich mit weit geringerer Sicherheit und um viel unwichtigere Dinge, oder auch

*) Peripl. in Geogr. graec. min. pag. 5.

überhaupt ganz gedankenlos ihr Leben aufs Spiel setzen, überlege doch nur einmal Folgendes: wenn jetzt du und ich und all unsere Gefährten nicht auf diesen Schiffen wären, mitten in dieser Einöde und in einem Zustande, der so ungewiß und gefahrvoll sein mag, wie du nur immer willst, — in welcher andern Lebenslage würden wir uns dann befinden? womit würden wir beschäftigt sein? wie würden wir diese Tage hinbringen? etwa vergnügter? oder würden wir nicht vielleicht in einer noch größeren Mühe und Beschwerde leben, oder uns langweilen? Wie denkt man sich einen Zustand ohne Unsicherheit und Gefahr? Wenn er zufrieden und glücklich ist, ist er jedem anderen vorzuziehen; ist er voll Überdruß und Elend, muß doch wohl jeder andere ihm vorzuziehen sein. Ich will nicht von dem Ruhm und Gewinn reden, die wir ernten werden, wenn unser Unternehmen, so wie wir hoffen, gelingt. Wenn wir auch keinen anderen Vortheil von dieser Seefahrt haben, scheint sie mir doch lohnend genug, da sie uns eine Zeit lang vor Langerweile schützt und das Leben lieb und viele Dinge schätzenswerth macht, die uns sonst gleichgültig gewesen wären. Die alten Schriftsteller, wie du gelesen oder gehört haben wirst, erzählen, daß unglücklich Liebende, die sich vom Felsen von Santa Maura (der damals der Leukadische hieß) ins Meer stürzten und gerettet wurden, durch die Gnade des Apollo von ihrer verliebten Leidenschaft befreit blieben. Ich weiß nicht, ob man dies glauben soll; wohl aber weiß ich, daß sie, dieser Gefahr entgangen, auch ohne die Gunst Apollo's das Leben eine Zeit lang geliebt haben werden, das ihnen früher verhaßt war, oder daß es ihnen wenigstens lieber und schätzenswerther gewesen sein wird, als vorher. Jede Seefahrt ist, meines Erachtens, gleichsam ein Sprung vom Leukadischen Felsen, da sie denselben Nutzen bringt, nur dauerhafter, als jener thun könnte, dem sie in dieser Hinsicht weit überlegen ist. Man glaubt gewöhnlich, daß See- und Kriegsleute, da sie beständig in Todesgefahr sind, weniger Werth auf ihr Leben legten, als Andere. Ich glaube aus demselben

Grunde, daß sehr wenigen Menschen das Leben so lieb und werthvoll ist, wie Schiffern und Soldaten. Wie viele Güter, deren man, wenn man sie besitzt, nicht achtet, ja wie viele Dinge, die man nicht einmal Güter nennt, scheinen den Seefahrern sehr werthvoll und kostbar, nur weil sie ihrer beraubt sind. Wer hat es jemals zu den Gütern des Menschen gerechnet, ein wenig Erde zu haben, auf dem er stehen könne? Niemand außer den Schiffern, und vor Allen wir, die wir wegen des höchst unsicheren Erfolges dieser Reise keinen größeren Wunsch haben, als ein Fleckchen Land zu sehen. Dies ist unser erster Gedanke, wenn wir aufwachen, mit diesem schlafen wir ein; und wenn wir einmal von fern die Spitze eines Berges oder eines Waldes oder dergleichen entdecken werden, werden wir vor Freude außer uns gerathen, und wenn wir gelandet sind, wird der bloße Gedanke, uns wieder auf festem Grund zu befinden und hierhin und dorthin gehen zu können, wie wir wollen, uns für mehrere Tage glücklich machen.

Gutierrez. Dies alles ist sehr wahr; wenn deine speculative Voraussetzung so wohlbegründet ist, wie deine Rechtfertigung unseres Wagnisses, ihr gefolgt zu sein, so kann es nicht fehlen, daß wir über kurz oder lang dieses Glückes theilhaftig werden.

Columbus. Ich für mein Theil, wenn ich mir's auch nicht mehr ganz sicher zu versprechen wage, hoffe trotz alledem, daß wir dieses Glück bald genießen werden. Seit einigen Tagen, wie du weißt, faßt das Senkblei Grund, und die Beschaffenheit der Stoffe, die daran hängen bleiben, scheint mir ein gutes Zeichen. Gegen Abend zeigen mir die Wolken und die Sonne eine andere Gestalt und Farbe, als an den Tagen vorher. Die Luft, wie du fühlen kannst, ist ein wenig lauer als früher. Der Wind weht nicht mehr so voll, noch so gerade und constant wie sonst, sondern eher unsicher und abwechselnd und wie wenn er von einem Hinderniß gebrochen würde. Denk auch an das Rohr, das auf der Meeresoberfläche herangeschwommen kam und deut-

lich sehen ließ, daß es erst vor Kurzem abgeschnitten war, und an jenen Baumzweig mit den frischen rothen Beeren. Auch die Vogelschwärme, obwohl sie mich schon öfters betrogen haben, sind jetzt doch so häufig und so groß und mehren sich so von Tag zu Tage, daß man darauf wohl etwas geben kann, zumal man einige Vögel darunter sieht, die, nach ihrer Gestalt zu schließen, keine Seevögel zu sein scheinen. Kurz, alle diese Zeichen zusammengenommen halten mich, so mißtrauisch ich auch sein möchte, doch in lebhafter und froher Hoffnung.

Gutierrez. Gebe Gott, daß sie sich diesmal erfülle!

XIII.

Timander und Eleander.

Timander. Ich will, ja ich muß es Euch nur frei heraussagen: der Inhalt und die Absicht Eures Schreibens und Sprechens scheinen mir höchst tadelnswerth.

Eleander. Wenn Ihr nicht auch meine Handlungen zu tadeln findet, betrübt mich das nicht sonderlich; denn Worte und Schriften haben nicht viel zu bedeuten.

Timander. An Euren Handlungen finde ich nichts auszusetzen. Ich weiß, daß Ihr Anderen nichts Gutes thut, weil Ihr nicht könnt, und sehe, daß Ihr nichts Böses thut, weil Ihr nicht wollt. Aber in Reden und Schriften, glaube ich, laßt Ihr Euch viel zu Schulden kommen, und ich kann Euch nicht zugeben, daß diese Dinge heutzutage wenig zu bedeuten haben, denn unser ganzes heutiges Leben, kann man sagen, besteht ja in nichts Anderem. Lassen wir die Reden für jetzt beiseite und sprechen wir von den Schriften. Jenes beständige Tadeln und Verspotten des Menschengeschlechts, wie Ihr's zu treiben pflegt, ist erstens einmal ganz aus der Mode.

Eleander. Auch mein Gehirn ist aus der Mode, und es ist nichts Neues, daß die Söhne dem Vater nacharten.

Timander. So wird es auch nichts Neues sein, daß Eure

Bücher, wie Alles, was dem herrschenden Geschmack zuwider ist, kein Glück machen.

Eleander. Schadet nichts. Darum werden sie ihr Brod doch nicht an den Thüren betteln.

Timander. Vor vierzig oder fünfzig Jahren pflegten die Philosophen über das Menschengeschlecht zu schelten; in diesem Jahrhundert thun sie das gerade Gegentheil.

Eleander. Glaubt Ihr, daß vor vierzig oder fünfzig Jahren die Philosophen mit ihrem Schelten auf die Menschen Recht oder Unrecht hatten?

Timander. Eher und häufiger Recht, als Unrecht.

Eleander. Glaubt Ihr, daß in diesen vierzig oder fünfzig Jahren das Menschengeschlecht sich in das Gegentheil von dem verwandelt habe, was es früher war?

Timander. Nein; aber das thut hier nichts zur Sache.

Eleander. Warum nicht? Hat es vielleicht so sehr an Macht zugenommen, oder ist es so sehr an Würde gestiegen, daß die Schriftsteller heutzutage gezwungen wären, ihm zu schmeicheln, oder verpflichtet, es zu verehren?

Timander. Ihr scherzt in einer sehr ernsten Sache.

Eleander. Nun denn, um wieder ernsthaft zu reden: ich weiß sehr wohl, daß die Menschen in diesem Jahrhundert, während sie ihren Nebenmenschen ganz in alter Weise Böses thun, sich gleichwohl angewöhnt haben, gut von ihnen zu sprechen, im Gegensatz zum vorigen Jahrhundert. Ich aber, der ich weder Meinesgleichen noch Meinesungleichen Böses thue, glaube auch nicht verpflichtet zu sein, gegen mein Gewissen von den Anderen gut zu sprechen.

Timander. Ihr seid doch aber verpflichtet, wie alle anderen Menschen, Euch zu bemühen, Eurer Gattung zu nützen.

Eleander. Wenn meine Gattung sich bemüht, mir das Gegentheil zu thun, so sehe ich nicht ein, woher mir diese Verpflichtung kommen soll. Aber nehmen wir an, ich hätte sie: was soll ich machen, wenn ich es nicht kann?

Timander. Ihr könnt es nicht, und überhaupt nur Wenige können es, mit Thaten. Mit Schriften aber könntet und solltet Ihr es wohl; und man nützt nicht mit Büchern, die beständig den Menschen im Allgemeinen verhöhnen, vielmehr schadet man gar sehr damit.

Eleander. Ich gebe zu, daß man nicht nützt, bin aber der Meinung, daß man auch nicht damit schadet. Glaubt Ihr denn, daß Bücher dem Menschengeschlecht nützen können?

Timander. Nicht allein ich, sondern alle Welt glaubt es.

Eleander. Was wären das für Bücher?

Timander. Bücher verschiedner Gattung, besonders aber die moralischen.

Eleander. Das glaubt nicht alle Welt; denn ich zum Beispiel glaube es nicht, wie jene Frau dem Sokrates antwortete. Wenn irgend ein moralisches Buch nützen könnte, müßten es wohl am meisten die poetischen thun; ich sage die poetischen, indem ich dies Wort im weitesten Sinne nehme, Bücher nämlich, die dazu bestimmt sind, die Pantasie anzuregen, und zwar so gut in Prosa wie in Versen. Nun lege ich aber nur wenig Werth auf eine Dichtung, die nach der Lectüre im Geiste des Lesers nicht ein so edles Gefühl zurückläßt, daß es ihn eine halbe Stunde lang hinderte, einen niedrigen Gedanken zu fassen und eine unwürdige Handlung zu begehen. Wenn aber der Leser eine Stunde nach der Lectüre seinen besten Freund verräth, schätze ich darum jene Dichtung nicht gering; ich müßte sonst die schönsten, wärmsten und edelsten Dichtungen der Welt gering schätzen. Auch nehme ich dabei alle Leser aus, die in großen Städten leben; denn diese, selbst wenn sie aufmerksam lesen, können durch keine Gattung der Poesie auch nur eine halbe Stunde lang gefördert, unterhalten und gerührt werden.

Timander. Ihr redet boshaft, wie gewöhnlich, und so daß man merken kann, wie schlecht Ihr meistentheils von den Anderen aufgenommen und behandelt worden seid; denn dies pflegt ja in den meisten Fällen die Ursache des Übelwollens

und der Verachtung der Menschheit zu sein, von der gewisse Leute Profession machen.

Eleander. Ich kann allerdings nicht sagen, daß die Menschen mich besonders gut behandelt hätten, oder behandelten; zumal ich mich damit als das einzige Beispiel meiner Art hinstellen würde. Aber sie haben mir auch nicht besonders viel zu Leide gethan; denn da ich nichts von ihnen verlange und Keinem von ihnen Concurrenz mache, habe ich mich auch ihrer Feindschaft nicht besonders ausgesetzt; und doch sage und versichere ich Euch: da ich deutlich einsehe, daß ich nicht das Geringste zu thun vermag, was man thun muß, um sich bei den Menschen beliebt zu machen, und äußerst ungeschickt bin, mit Anderen zu verkehren, ja überhaupt nur zu leben, — mag nun meine Natur oder ich selbst daran Schuld sein, — so würde ich dennoch die Menschen, wenn sie mich besser behandelten, als sie thun, nur noch weniger schätzen, als ich jetzt thue.

Timander. Dann seid Ihr also nur um so verdammenswerther. Denn wenn Ihr die Menschen haßtet, oder gleichsam Euch an ihnen zu rächen wünschtet, weil Ihr unbillig von ihnen gekränkt worden wäret, so ließe sich das noch entschuldigen. Euer Haß aber hat, nach dem, was Ihr sagt, keine besondere Ursache, wenn nicht gar nur den gewöhnlichen und kläglichen Ehrgeiz, Euch durch Menschenhaß, wie Timon, berühmt zu machen: ein Wunsch, der an und für sich abscheulich und noch ganz besonders in diesem Jahrhundert befremdend ist, wo vor Allem der Menschenliebe gefröhnt wird.

Eleander. In Betreff des Ehrgeizes brauche ich Euch nichts mehr zu erwiedern, denn ich habe Euch schon gesagt, daß ich von den Menschen nichts begehre, und wenn Euch dies, so wahr es ist, nicht glaublich scheint, könntet Ihr wenigstens glauben, daß mich nicht der Ehrgeiz treibt, Sachen zu schreiben, die, wie Ihr selbst behauptet, dem, der sie schreibt, Tadel und kein Lob einbringen. Vom Haß aber gegen unser ganzes Geschlecht

bin ich soweit entfernt, daß ich selbst die Einzelnen, die mich kränken, zu hassen weder den Willen, noch auch nur die Fähigkeit habe; vielmehr bin ich zum Haß völlig ungeschickt und ihm unzugänglich, was nicht das Wenigste beiträgt zu meiner außerordentlichen Ungeschicklichkeit, mit der Welt zu verkehren. Aber ich kann mich darin nicht ändern; denn ich denke immer, daß Jeder, der durch Mißvergnügen oder Schaden, die er Anderen zufügt, sich selbst Vortheil oder Vergnügen zu bereiten glaubt, sich zu solcher Feindseligkeit nicht durch den Wunsch, Anderen Böses zu thun, hinreißen läßt, was doch nicht eigentlich der Zweck irgend einer Handlung oder eines Gedankens sein kann, sondern nur, um sich selber wohlzuthun, ein Wunsch, der natürlich ist und keinen Haß verdient. Ferner aber prüfe ich bei jedem Fehler, jeder Schuld, die ich an einem Anderen wahrnehme, ehe ich zornig werde, mich selbst, indem ich annehme, auch mir wären dieselben Zufälle und dazu verleitenden Umstände begegnet; und da ich mich dann immer derselben Fehler schuldig oder fähig finde, habe ich nicht den Muth, zornig zu werden. Ich verspare das immer bis auf den Fall, wo ich eine Bosheit sehen würde, die in meiner Natur keinen Platz fände; bis jetzt aber ist mir eine solche noch nicht vorgekommen. Endlich aber erfüllt meinen Geist beständig die Vorstellung von der Nichtigkeit der menschlichen Dinge in dem Maße, daß ich mich nicht entschließen kann, mich für irgend eines von ihnen besonders aufzuregen. Zorn und Haß scheinen mir viel zu große und starke Leidenschaften, als daß unser schwaches Leben sich mit ihnen befassen könnte. Ihr seht nun wohl, welch ein Unterschied ist zwischen der Gemüthsart Timon's und der meinigen. Timon, der alle Andern haßte und floh, liebte und schmeichelte nur Alcibiades, in welchem er die künftige Ursache vieler Leiden für ihr gemeinsames Vaterland erblickte. Ich dagegen, ohne ihn zu hassen, würde ihn nur mehr als die Andern gemieden, die Bürger vor der Gefahr gewarnt und sie dazu aufgemuntert haben, ihr vorzubeugen. Einige sagen, Timon habe nicht die Menschen ge-

haßt, sondern die Thiere in Menschengestalt. Ich hasse weder Menschen noch Thiere.

Timander. Aber Ihr liebt auch Niemand.

Eleander. Hört mich an, lieber Freund. Ich bin liebebedürftig von Natur und habe geliebt und vielleicht leidenschaftlicher als je ein Mensch. Heute, obwohl ich, wie Ihr seht, noch nicht in einem Alter bin, das naturgemäß kalt ist, ja noch nicht einmal in einem lauwarmen, schäme ich mich doch nicht, zu sagen, daß ich Niemand liebe, außer mich selbst, wie es das Naturgesetz verlangt, und auch mich selbst so wenig als möglich. Bei alledem bin ich gewohnt und bereit, wenn ich die Wahl habe, lieber selbst zu leiden, als Anderen Leiden zu verursachen. Und dies, so wenig Ihr mich und meinen Charakter kennen mögt, werdet Ihr mir, glaub' ich, bezeugen können.

Timander. Das muß ich Euch einräumen.

Eleander. Demnach suche ich unablässig, so viel ich kann, selbst mit Hintansetzung des eigenen Vortheils, den Menschen jenes größte, ja einzige Gut zu verschaffen, das ich mir selbst noch zu wünschen im Stande bin, nämlich nicht zu leiden.

Timander. Aber gesteht Ihr wirklich ganz unumwunden zu, daß Ihr nicht einmal Euer Geschlecht im Allgemeinen liebt?

Eleander. Ja, unumwunden. Wie ich aber dennoch, wenn es auf mich ankäme, die Schuldigen bestrafen ließe, obwohl ich sie nicht hasse, so würde ich, wenn ich könnte, meinem Geschlecht jede mögliche Wohlthat erweisen, obwohl ich es nicht liebe.

Timander. Gut, mag es denn so sein. Aber am Ende, wenn Euch weder erlittene Unbill, noch Haß, noch Ehrgeiz dazu treibt, was bewegt Euch denn, so zu schreiben, wie Ihr thut?

Eleander. Verschiedene Gründe. Zuerst meine Unfähigkeit, irgend eine Heuchelei oder Verstellung zu ertragen, wozu ich mich im Sprechen manchmal bequemen muß, im Schreiben niemals; denn zu sprechen werde ich oft gezwungen, aber niemals zu schreiben, und wenn ich sagen sollte, was ich nicht denke, würde es mir kein sonderliches Vergnügen machen, mein Gehirn zu

martern, um etwas aufs Papier zu bringen. Alle gescheidten Leute lachen, wenn einer heute noch lateinisch schreibt, da Niemand mehr diese Sprache spricht und Wenige sie verstehen. Ich finde es aber ebenso lächerlich, im Schreiben und Sprechen beständig gewisse Eigenschaften bei den Menschen vorauszusetzen, von denen Jeder weiß, daß sie heutzutage bei Niemand mehr zu finden sind, und gewisse, von der Vernunft oder der Einbildung erzeugte Wesen, die man vor langer Zeit verehrt hat, die aber heute von Jedem, der sie nennt oder nennen hört, für ein reines Nichts gehalten werden. Daß man sich der Masken und Verkleidungen bedient, um Andere zu täuschen oder nicht erkannt zu werden, wundert mich nicht, wohl aber scheint es mir kindisch, daß sich Alle auf dieselbe Art maskiren und verkleiden, ohne einander zu täuschen, da sie sich nur zu gut erkennen. Warum nehmen sie nicht die Masken ab und bleiben in ihren Kleidern? Sie würden damit ganz dasselbe erreichen und sich bequemer bewegen. Denn dies ewige, wenn auch ganz nutzlose Verstellen und eine Rolle Spielen, die von der eigenen sehr verschieden ist, wird auf die Länge höchst lästig und langweilig. Wenn die Menschen aus ihrem ursprünglichen einsamen Waldleben auf einmal und nicht stufenweise zu der modernen Civilisation übergegangen wären, würden sich dann wohl in den Sprachen die Namen der oben erwähnten Dinge finden, geschweige bei den Völkern die Sitte, sie alle Augenblicke zu nennen und beständig darüber zu reden? Diese Gewohnheit erscheint mir in der That wie eine jener alten Ceremonien oder Gebräuche, die gegen die heutigen Sitten sehr abstechen, aber durch die Macht der Gewohnheit gleichwohl noch immer aufrecht erhalten werden. Ich aber, der ich mich den Ceremonieen nicht unterwerfen kann, kann mich auch nicht jener Gewohnheit fügen und schreibe in einer modernen Sprache, nicht wie zu den Zeiten des trojanischen Krieges. Zweitens suche ich in meinen Schriften nicht sowohl unsere Gattung zu verhöhnen, als mich über das Schicksal zu beklagen. Es giebt, wie ich glaube, nichts, was so klar und mit Händen zu greifen wäre,

wie die unausweichliche Unglückseligkeit aller lebenden Wesen. Wenn diese nicht wahr ist, so ist Alles falsch, und wir können dann nur aufhören, hierüber und über sonst irgend etwas uns zu unterhalten. Wenn sie wahr ist, warum soll es mir nicht einmal erlaubt sein, mich frei und offen darüber zu beklagen und zu sagen, ich leide? Allerdings, wenn ich mich mit Thränen beklagte (und dies ist der dritte Grund, der mich bewegt), würde ich Anderen und mir selbst nur Langeweile machen und nichts davon haben. Lache ich über unsere Leiden, so finde ich darin einigen Trost und suche auch Andere in gleicher Weise zu trösten. Gelingt mir das nicht, so bin ich doch überzeugt, daß das Lachen über unser Leiden der einzige Vortheil ist, den man daraus ziehen und das einzige Heilmittel, das man dagegen finden kann. Die Dichter sagen, daß die Verzweiflung immer ein Lächeln auf den Lippen habe. Ihr müßt nicht glauben, ich fühlte kein Mitleid mit der menschlichen Unglückseligkeit. Aber da ich ihr mit keiner Gewalt, keiner Kunst, keinem noch so eifrigen guten Willen abhelfen kann, halte ich es für des Menschen und einer hochherzigen Verzweiflung würdiger, über die gemeinsamen Leiden zu lachen, als darüber zu seufzen, zu weinen und zu wehklagen, wie es die Andern thun, oder gar sie dazu aufzufordern. Schließlich muß ich noch sagen, daß ich, so lebhaft wie Ihr selbst oder irgend ein Anderer, meiner Gattung im Allgemeinen das Beste wünsche; leider aber habe ich gar keine Hoffnung und kann mich nicht, wie ich es viele Philosophen in diesem Jahrhundert thun sehe, mit gewissen schönen Erwartungen abspeisen und trösten lassen; meine Verzweiflung ist so vollständig und unaufhörlich, so fest und sicher auf Verstandesschlüsse gegründet, daß sie Träumen und rosigen Phantasieen in Betreff der Zukunft keinen Raum läßt, noch mir selber den Muth, irgend etwas zu unternehmen, um solche Einbildungen verwirklicht zu sehen. Und Ihr wißt wohl, daß man nicht geneigt ist, etwas zu versuchen, wovon man weiß oder glaubt, daß es einem nicht gelingen könne; wenn man es doch versucht, geschieht es widerwillig und ohne Nach-

druck; und wenn man anders, oder gerade das Gegentheil von dem schreibt, was man selber glaubt, sollte dieser Glaube auch falsch sein, so bringt man nie etwas zu Stande, was der Rede werth wäre.

Timander. Man muß doch aber sein eigenes Urtheil ändern, wenn es, wie das Eure, mit der Wahrheit streitet.

Eleander. Ich für mein Theil halte mich für unglücklich und weiß, daß ich mich darin nicht irre. Sind es die Anderen nicht, so freut mich das von ganzem Herzen. Ich bin auch überzeugt, daß ich mein Unglück nicht loswerden kann, eh ich sterbe. Haben Andere eine bessere Hoffnung, so freut mich das gleichfalls.

Timander. Wir sind Alle unglücklich, und die Menschen sind es stets gewesen; ich glaube, Ihr werdet Euch nicht rühmen, damit etwas ganz Neues gesagt zu haben. Aber der Zustand der Menschen kann weit besser werden, als er ist, wie er schon unsäglich viel besser geworden ist, als er war. Ihr scheint nur nicht daran zu denken, oder nicht daran denken zu wollen, daß der Mensch vervollkommnungsfähig ist.

Eleander. Für vervollkommnungsfähig will ich ihn auf Eure Versicherung hin halten; aber für vollkommen, was wichtiger ist, weiß ich nicht wann oder auf wessen Bürgschaft hin ich ihn halten soll.

Timander. Zur Vollkommenheit ist er allerdings noch nicht gelangt, weil die Zeit dazu noch nicht ausgereicht hat, aber man kann nicht zweifeln, daß er dazu gelangen werde.

Eleander. Auch ich bezweifle es nicht. Die wenigen Jahre, die seit dem Beginn der Welt bis heute verflossen sind, konnten dazu nicht ausreichen, und man darf danach nicht die Anlage, die Bestimmung und die Fähigkeiten des Menschen beurtheilen; abgesehen davon, daß man bisher so viel Anderes zu thun hatte. Heute aber beschäftigt man sich ausschließlich mit der Vervollkommnung unserer Gattung.

Timander. Allerdings ist das jetzt die Aufgabe, die man

in der ganzen civilisirten Welt mit dem größten Eifer zu lösen sucht, und wenn man die Menge und Wirksamkeit der Mittel bedenkt, die beide seit der jüngsten Zeit sich unglaublich vermehrt haben, kann man nicht zweifeln, daß man über kurz oder lang in der That zum Ziele kommen wird; und diese Hoffnung ist selbst keine geringe Hülfe, da sie so viel nützliche Unternehmungen oder Thätigkeiten anregt oder ins Leben ruft. Wenn es darum jemals schädlich und tadelnswerth war, ist es in der Gegenwart vollends schädlich und verabscheuungswürdig, diese Eure Verzweiflung zur Schau zu tragen und den Menschen die Naturnothwendigkeit ihres Elends, die Nichtigkeit des Lebens, die Stumpfsinnigkeit und Erbärmlichkeit ihrer Gattung und die Bösartigkeit ihrer Natur vorzuhalten. Das kann zu nichts Anderem führen, als sie zu entmuthigen, ihnen die Achtung vor sich selbst zu rauben, auf welcher alle Rechtschaffenheit, Nützlichkeit und Rühmlichkeit des Lebens beruht, und sie von der Sorge für ihr eigenes Bestes abwendig zu machen.

Eleander. Ich wünschte, daß Ihr mir kurz und bündig erklärtet, ob Ihr das, was ich von der Unglückseligkeit der Menschen glaube und sage, für wahr oder für falsch haltet.

Timander. Ihr greift wieder zu Euren alten Waffen, und wenn ich Euch gestehe, das, was Ihr sagt, sei wahr, glaubt Ihr mich geschlagen zu haben. Nun aber entgegne ich Euch, daß man nicht jede Wahrheit Allen und zu jeder Zeit predigen soll.

Eleander. Bitte, antwortet mir auch noch auf eine andere Frage: diese Wahrheiten, die ich ausspreche und nicht predige, sind das philosophische Wahrheiten, Grundwahrheiten, oder nur accessorische?

Timander. Ich für mein Theil glaube, daß sie die Substanz aller Philosophie sind.

Eleander. Dann täuschen sich aber Diejenigen sehr, welche sagen und predigen, die Vollkommenheit des Menschen bestehe in der Erkenntniß der Wahrheit, und alle seine Leiden

kämen von falschen Meinungen und von der Unwissenheit her, und das Menschengeschlecht werde erst dann wahrhaft glücklich sein, wenn Jeder oder doch die Mehrzahl der Menschen die Wahrheit erkennten und nur nach ihrer Richtschnur ihr Leben einrichteten und regierten. Hierin stimmen auch fast alle alten und neueren Philosophen überein. Nun aber müßten nach Eurer Meinung gerade die Wahrheiten, welche die Substanz aller Philosophie sind, vor der Mehrzahl der Menschen geheim gehalten werden, und ich glaube, Ihr hättet nichts dagegen, wenn sie Allen unbekannt blieben, oder von Allen wieder vergessen würden; denn wenn man sie wüßte und im Sinn behielte, könnten sie nur schaden. Das aber heißt so viel, als daß die Philosophie aus der Welt ausgerottet werden sollte. Ich weiß sehr wohl, daß die letzte Schlußfolgerung, die man aus der wahren und vollkommenen Philosophie zieht, darauf hinausläuft, daß man nicht philosophiren müsse. Woraus sich ergiebt, daß die Philosophie erstens unnütz sei, da man, um nicht zu philosophiren, kein Philosoph zu sein braucht; zweitens höchst schädlich, weil man zu jenem letzten Schluß nur auf seine eigenen Kosten gelangt und, wenn man ihn einmal eingesehen, ihn doch nicht ausführen kann, da es nicht in der Willkür der Menschen liegt, erkannte Wahrheiten zu vergessen und man leichter jeden anderen Hang ablegt, als den zum Philosophiren. Kurz, die Philosophie, welche Anfangs hofft und verspricht, unsere Leiden zu heilen, muß sich zuletzt auf den vergeblichen Wunsch beschränken, sich selbst zu heilen. Nach alledem frage ich, warum man glauben soll, daß die heutige Zeit der Vollkommenheit näher gerückt und mehr für sie vorbereitet sei, als die früheren. Etwa wegen ihrer besseren Erkenntniß der Wahrheit, die doch, wie wir gesehen, der Glückseligkeit des Menschen so sehr im Wege steht? Oder vielleicht weil jetzt einige Wenige erkennen, daß man nicht philosophiren müsse, ohne sich doch dessen enthalten zu können? Aber die ersten Menschen haben ja in der That nicht philosophirt, und die Wilden enthalten sich dessen ohne Mühe. Was für

andere neue oder bessere Mittel als unsere Vorfahren haben wir, uns der Vollkommenheit zu nähern?

Timander. Viele und sehr wirksame; aber sie hier auseinanderzusetzen, würde ins Unabsehliche führen.

Eleander. Lassen wir sie also für jetzt beiseite. Um aber auf mich selbst zurückzukommen, will ich nur sagen: wenn ich in meinen Schriften allerlei herbe und traurige Wahrheiten ausspreche, nur um mein Herz zu erleichtern oder mich lachend darüber zu trösten, so versäume ich doch nicht, in denselben Büchern die Erforschung jener armseligen und frostigen Wahrheit zu beklagen, zu widerrathen und zu tadeln, da die Erkenntniß derselben entweder Gleichgültigkeit und Trägheit, oder Niedrigkeit der Gesinnung, böse und unehrenhafte Handlungen und Sittenverderbniß zur Folge hat, während ich im Gegentheil jene Meinungen lobe und preise, die, wenn sie auch falsch sind, edle, starke, hochherzige, tugendhafte Handlungen erzeugen, zu Nutz und Frommen der Gesellschaft wie des Einzelnen; jene schönen und glücklichen, wenn auch leeren Einbildungen, die dem Leben Werth verleihen, jene natürlichen Selbsttäuschungen des Gemüths, ja sogar die Irrthümer der Alten, die so verschieden sind von denen der Barbaren, welche letzteren allein durch die moderne Civilisation und Philosophie hätten beseitigt werden sollen. Diese beiden aber haben, meiner Meinung nach, indem sie, wie es allen menschlichen Dingen eigen und unvermeidlich ist, das Maß überschritten, nicht lange nachdem sie uns aus einer Barbarei erlöst, uns in eine andere gestürzt, die nicht geringer war, als die erste, obwohl sie aus der Vernunft und dem Wissen und nicht aus der Unvernunft entstanden ist und darum weniger wirksam und sichtbar am Körper als am Geist, weniger in Handlungen hervortritt und so zu sagen versteckter und innerlicher bleibt. Was die menschliche Vollkommenheit betrifft, so schwöre ich Euch, wenn sie schon erreicht wäre, würde ich wenigstens schon einen ganzen Band zum Lobe des Menschengeschlechts geschrieben haben. Da es mir aber noch nicht vergönnt war, sie zu sehen, und ich nicht

erwarten kann, daß es mir bei meinen Lebzeiten noch vergönnt sein werde, will ich in meinem Testament einen großen Theil meines Vermögens dazu bestimmen, daß, wenn das Menschengeschlecht vollkommen sein wird, man alljährlich eine Lobrede auf dasselbe verfassen und öffentlich vortragen soll, ihm auch nach antiker Sitte einen kleinen Tempel errichte oder eine Statue, oder was man sonst für passend halten mag.

XIV.

Copernicus.

Erste Scene.

Die erste Stunde und die Sonne.

Die erste Stunde. Guten Morgen, Excellenz!

Sonne. Sage lieber: gute Nacht!

Erste Stunde. Die Pferde sind bereit.

Sonne. Schön!

Erste Stunde. Der Morgenstern ist schon vor einer ganzen Weile zum Vorschein gekommen.

Sonne. Schön! Er mag kommen oder gehen, wie es ihm beliebt.

Erste Stunde. Wie meinen Ew. Excellenz?

Sonne. Ich meine, daß du mich in Ruhe lassen sollst.

Erste Stunde. Aber, Excellenz, die Nacht hat schon so lange gedauert, daß sie nicht länger dauern kann, und wenn wir noch zögern, so mögen Excellenz zusehen, daß keine Unordnung daraus entsteht.

Sonne. Mag entstehen, was da will, ich rühre mich nicht vom Fleck.

Erste Stunde. O, Excellenz, was bedeutet das? Fühlen Sie sich unwohl?

Sonne. Nein, nein, ich fühle gar nichts, als daß ich mich

nicht von der Stelle rühren will; und darum magst du nur immer deinen Geschäften nachgehen.

Erste Stunde. Wie soll ich gehen, wenn Sie nicht kommen? Ich bin ja die erste Stunde des Tages, und wie kann es Tag werden, wenn Ew. Excellenz nicht wie gewöhnlich herauszukommen geruhen?

Sonne. Wenn du nicht zum Tage gehören kannst, magst du zur Nacht gehören, oder die Nachtstunden werden doppelten Dienst haben, und du magst mit deinen Kameradinnen müßig gehen. Denn, weißt du, ich bin es müde, beständig so herum zu kreisen, um einem Halbdutzend winziger Geschöpfe zu leuchten, die auf einer Handvoll Schlamm leben, so klein, daß ich, die ich doch gute Augen habe, ihren Wohnort nicht sehen kann. Da hab' ich denn diese Nacht beschlossen, mich nicht weiter darum zu plagen, und wenn die Menschen es hell haben wollen, mögen sie ihre Feuer brennen lassen, oder auf andere Weise sorgen.

Erste Stunde. Aber wie wollen Excellenz, daß die armen Wichte das anfangen sollen? Ihre Lämpchen brennen zu lassen, oder sich so viel Kerzen zu verschaffen, daß es für den ganzen Tag ausreicht, würde unerschwingliche Kosten machen. Ja, wenn man schon jene gewisse Luft erfunden hätte, die zum Brennen dient, mit der man Straßen, Zimmer, Läden, Keller und Alles erleuchten kann, und noch dazu mit geringen Kosten, würde mir die Sache weniger bedenklich scheinen. Nun aber werden noch beiläufig dreihundert Jahre vergehen müssen, ehe die Menschen diese nützliche Erfindung machen, und bis dahin werden ihnen Öl und Wachs und Pech und Talg ausgehen, und sie werden nichts mehr zu brennen haben.

Sonne. So mögen sie sich Leuchtkäfer einfangen oder jene Würmchen, die einen Glanz von sich geben.

Erste Stunde. Und wie sollen sie sich gegen die Kälte schützen? Denn ohne die Hülfe, die sie von Ew. Excellenz hatten, wird das Feuer aller Wälder nicht ausreichen, sie zu erwärmen. Abgesehen davon, daß sie auch verhungern werden;

denn die Erde wird keine Früchte mehr tragen. Und so wird nach wenigen Jahren das Geschlecht dieser armen Thiere zu Grunde gehen; denn wenn sie eine Zeitlang hierhin und dorthin auf der dunklen Erde herumgetappt sein werden, um etwas zu finden, wovon sie leben und was sie wärmen könnte, werden sie endlich, nachdem alles Verschlingbare aufgezehrt und der letzte Funken eines Feuers erloschen ist, sämmtlich im Finstern sterben, so hartgefroren, wie wenn sie Stücke von Bergkrystall wären.

Sonne. Was kümmert das mich? Bin ich etwa die Wärterin des Menschengeschlechts oder sein Koch, daß ich ihm seine Speisen reifen und zubereiten müßte? Und was soll ich mir darum Sorge machen, ob eine kleine Anzahl unsichtbarer Geschöpfchen, Millionen Meilen von mir entfernt, ohne mein Licht nicht sehen und es vor Kälte nicht aushalten kann? Und übrigens, wenn ich dieser menschlichen Familie so zu sagen zum Ofen oder zum Feuerherd dienen soll, ist es doch wohl vernünftig, daß diese Familie, wenn sie sich wärmen will, sich um den Herd herum reihe, und nicht daß der Herd um das Haus herum gehen muß. Wenn also die Erde meine Gegenwart nöthig hat, mag sie sich aufmachen und zu mir kommen, ich für mein Theil brauche nichts von der Erde, weßhalb ich sie aufsuchen müßte.

Erste Stunde. Ew. Excellenz, wenn ich Sie recht verstehe, meinen, was Sie bisher gethan haben, solle jetzt die Erde thun?

Sonne. Ja, jetzt und in alle Zukunft.

Erste Stunde. Gewiß haben Ew. Excellenz sehr Recht darin, auch abgesehen davon, daß Sie über sich verfügen können, wie Sie wollen. Aber bei alledem geruhen Excellenz zu erwägen, wie viel schöne Dinge nothwendig übel dabei fahren müßten, wenn diese neue Ordnung eingeführt würde. Der Tag wird nicht mehr seinen schönen vergoldeten Wagen haben mit den schönen Pferden, die sich im Meere badeten, und um andere Einzelheiten zu übergehen: wir armen Stunden werden keinen Platz mehr am Himmel haben und aus himmlischen Mädchen

zu irdischen werden, wenn wir uns nicht lieber, wie ich vermuthe, in Rauch auflösen. Aber dem sei nun wie ihm wolle: die Hauptsache wird sein, die Erde zu diesem Herumwandeln zu überreden, was seine großen Schwierigkeiten haben wird. Denn sie ist nicht daran gewöhnt, und es muß ihr seltsam scheinen, daß sie jetzt immer laufen und sich gewaltig abmühen soll, da sie bisher niemals auch nur im Mindesten sich vom Fleck gerührt hat. Wenn daher Ew. Excellenz jetzt, wie es scheint, anfangen wollen, sich auf die faule Seite zu legen, so, glaube ich, wird auch die Erde heutzutage um nichts geneigter sein, sich zu tummeln, als in früheren Zeiten.

Sonne. Die Noth wird sie jetzt schon aufstacheln, daß sie ganz ordentlich springen und laufen lernt. Jedenfalls aber würde es am schnellsten und sichersten gehen, wenn man einen Dichter oder Philosophen fände, der die Erde überredete, sich in Bewegung zu setzen, oder der, wenn er sie auf andere Weise nicht dazu bewegen könnte, sie mit Gewalt auf die Beine brächte. Denn soviel ist sicher, das gute Beste dabei liegt in der Hand der Philosophen und Poeten, ja, auf sie kommt es fast allein an. Die Dichter sind es gewesen, die vor Zeiten, weil ich noch jung war und ihnen Gehör lieh, mit ihrem schönen Singsang mich dahin gebracht haben, ganz gutwillig, wie zum Vergnügen, oder als ob es eine ehrenvolle Beschäftigung wäre, mich dieser äußerst einfältigen Mühe zu unterziehen und wie toll, so groß und dick ich bin, um ein Sandkörnchen herumzulaufen. Jetzt aber, da ich zu reiferen Jahren gekommen bin und mich auf die Philosophie verlegt habe, suche ich bei Allem das Nützliche und nicht das Schöne, und was die Dichter sagen, wenn es mir nicht übel macht, bringt mich zum Lachen. Wenn ich etwas thun soll, muß ich gute und triftige Gründe dafür haben; und weil ich keinen Grund absehen kann, weßhalb ich einem müßigen und bequemen Leben ein thätiges vorziehen sollte, bei dem ich nichts gewinne, was der Mühe, ja nur den bloßen Gedanken daran verlohnte (da auf der Welt nichts zu gewinnen ist, was nur

drei Kreuzer werth wäre): so habe ich beschlossen, die Mühen und Unbequemlichkeiten Anderen zu überlassen und selbst ruhig und geschäftslos zu Hause zu leben. Diese meine Sinnesänderung haben, wie ich dir schon gesagt habe, außer dem, was die Jahre dazu beigetragen, die Philosophen bewirkt, Leute, die heutzutage angefangen haben, Einfluß zu gewinnen, und täglich mehr gewinnen. Um es also jetzt dahin zu bringen, daß die Erde sich bewegt und statt meiner herumläuft, würde zwar in einer Hinsicht ein Poet besser dazu taugen als ein Philosoph; denn die Poeten wissen es bald mit der einen, bald mit der anderen Phantasterei so darzustellen, als ob die Dinge dieser Welt Werth und Gewicht hätten und sehr ergötzlich und schön wären, und bewegen, indem sie tausend frohe Hoffnungen erzeugen, die Anderen dazu, allerlei Mühe nicht zu scheuen, während die Philosophen sie davon abbringen. Da aber andererseits die Philosophen angefangen haben die erste Rolle zu spielen, so zweifle ich, ob ein Dichter heutzutage bei der Erde mehr Gehör finden würde, als bei mir, oder wenn sie ihn auch anhörte, ob er irgend etwas erreichen würde. Darum wird es das Beste sein, uns an einen Philosophen zu wenden; denn wenn auch die Philosophen gewöhnlich nicht sehr geschickt und noch weniger geneigt sind, Andere zum Handeln zu bringen, so kann es doch sein, daß in diesem äußersten Falle ihnen etwas gelingt, was sie sonst gewöhnlich nicht vermögen. Es müßte denn sein, daß die Erde es für kürzer und bequemer hielte, gleich zu Grunde zu gehen, als sich so viel plagen zu müssen; worin ich ihr nicht Unrecht geben könnte. Genug, wir wollen es abwarten. Höre nun also, was du thun sollst: du sollst dort auf die Erde gehen, oder eine deiner Gefährtinnen hinschicken, welche du willst, und wenn sie einen von jenen Philosophen antrifft vor seinem Hause im Freien, um nach dem Himmel und den Sternen zu spähen, wie sie wahrscheinlich thun werden, da eine so lange Nacht etwas ganz Unerhörtes ist, so soll sie ihn ohne Weiteres aufheben, auf ihren Rücken setzen und ihn mir hierher bringen, damit ich ihn

zu dem, was nöthig ist, überreden kann. Hast du mich auch verstanden?

Erste Stunde. Ja, Excellenz. Es soll geschehen, wie Sie befehlen.

Zweite Scene.

Copernicus (auf der Terrasse seines Hauses, nach Osten gen Himmel blickend durch eine Papierrolle, da die Fernröhre noch nicht erfunden waren).

Das ist doch wunderbar! Entweder gehen alle Uhren falsch, oder die Sonne müßte schon vor mehr als einer Stunde aufgegangen sein, und hier sieht man nicht einmal einen Schimmer im Osten, obwohl der Himmel so klar und rein ist wie ein Spiegel. Alle Sterne leuchten wie um Mitternacht. Nun sollte man einmal bei Almagestus oder Sacroboscus anfragen, ob sie den Grund davon sagen können. Ich habe wohl von der Nacht gehört, die Zeus bei der Gattin des Amphitryon zugebracht hat; so erinnere ich mich auch vor Kurzem in dem Buche eines neueren Spaniers gelesen zu haben, in Peru finde sich die Sage, daß einmal vor Zeiten in ihrem Lande eine sehr lange, ja endlose Nacht gewesen sei, und daß endlich die Sonne aus einem See, den sie den Titicacasee nennen, hervorgekommen sei. Bis jetzt aber habe ich all dergleichen Erzählungen für nichts Besseres als Possen gehalten, wie alle vernünftigen Menschen. Jetzt, da ich sehe, daß es mit Vernunft und Wissenschaft, gerade herausgesagt, nicht weit her ist, fange ich an zu glauben, daß diese und ähnliche Dinge am Ende doch vollkommen wahr sein könnten; ja ich will sogar an alle möglichen Seen und Sümpfe gehen und sehn, ob es mir vielleicht gelingt, die Sonne herauszufischen. Aber was hör' ich da für ein Rauschen, wie vom Flügelschlag eines großen Vogels?

Dritte Scene.

Die letzte Stunde und Copernicus.

Die letzte Stunde. Copernicus, ich bin die letzte Stunde.

Copernicus. Die letzte Stunde? Schön; da muß man sich also fertig machen. Nur, wenn es angeht, gönne mir so viel Zeit, daß ich mein Testament machen und, eh' ich sterbe, mein Haus bestellen kann.

Letzte Stunde. Was sterben! Ich bin noch nicht die letzte Stunde deines Lebens.

Copernicus. Ei, was bist du denn? Etwa die letzte Stunde im Brevier?

Letzte Stunde. Ich glaube wohl, daß die dir lieber ist als alle anderen, wenn du im Chor sitzest.

Copernicus. Woher weißt du denn, daß ich Canonicus bin? Und woher kennst du mich? Du hast mich ja auch vorhin bei Namen genannt.

Letzte Stunde. Ich habe mich schon nach dir erkundigt bei einigen Leuten da unten auf der Straße. Kurz und gut, ich bin die letzte Stunde des Tages.

Copernicus. Ah, nun verstehe ich: die erste Stunde ist krank, und daher kann es noch nicht Tag werden.

Letzte Stunde. Höre nur weiter. Tag wird es überhaupt nicht mehr werden, weder heut, noch morgen, noch später, wenn du nicht dazu hilfst.

Copernicus. Das wäre schön, wenn es jetzt mein Geschäft sein sollte, den Tag zu machen.

Letzte Stunde. Ich werde dir sagen, wie. Zunächst aber mußt du unverzüglich mit mir kommen nach dem Hause der Sonne, meiner Gebieterin. Unterwegs sollst du das Uebrige hören, und Einiges wird dir Ihre Excellenz selbst sagen, sobald wir zu ihr gekommen sind.

Copernicus. Das ist Alles gut und schön. Aber der Weg, wenn ich mich nicht täusche, dürfte ein wenig lang sein,

und wie soll ich so viel Proviant mitschleppen, wie ich brauchte, um nicht ein paar Jahre vor unserer Ankunft Hungers zu sterben? Auch glaube ich nicht, daß die Länder Ihrer Excellenz irgend etwas hervorbringen, wovon man mir auch nur ein Frühstück bereiten könnte.

Letzte Stunde. Entschlage dich nur dieser Zweifel. Du wirst dich im Hause der Sonne nicht lange aufzuhalten brauchen, und die Reise wird in einem Nu geschehen sein; denn ich bin ein Geist, wenn du es noch nicht weißt.

Copernicus. Aber ich bin ein Körper.

Letzte Stunde. Schon gut. Du brauchst dich mit solchen Reden nicht aufzuhalten, denn du bist ja kein metaphysischer Philosoph. Komm! Steige mir auf den Rücken und das Weitere überlaß mir.

Copernicus. Nur zu; da sitz' ich. Laß sehen, was aus dieser seltsamen Geschichte noch wird.

Vierte Scene.

Copernicus und die Sonne.

Copernicus. Meine gnädigste Gebieterin —

Sonne. Verzeih, Copernicus, wenn ich dich nicht zum Sitzen nöthige; man kennt hier keine Stühle. Aber wir werden bald fertig sein. Du hast schon von meiner Dienerin gehört, um was sich's handelt. Nach dem, was das Mädchen mir von deinen Fähigkeiten berichtet hat, finde ich, daß du vortrefflich zu dem Dienst geeignet bist, den man von dir verlangt.

Copernicus. Madame, ich sehe bei der Sache große Schwierigkeiten.

Sonne. Schwierigkeiten sollten doch einen Mann wie dich nicht schrecken; sagt man doch, daß sie den Muthigen nur noch mehr anfeuern! Was meinst du denn aber für Schwierigkeiten?

Copernicus. Erstens, so groß auch die Macht der Philosophie sein mag, bin ich doch nicht sicher, daß sie groß genug sein wird, um die Erde zu überreden, daß sie sich jetzt zum Laufen

entschließen soll, statt ganz gemächlich sitzen zu bleiben, und sich abarbeiten, statt müßig zu gehen, zumal in diesen Zeiten, die keine heroischen mehr sind.

Sonne. Wenn du sie nicht überreden kannst, mußt du sie zwingen.

Copernicus. Gern, Ew. Gnaden, wenn ich ein Hercules wäre, oder zum wenigsten ein Orlando, und nicht ein Canonicus aus Thorn.

Sonne. Was thut das? Erzählt man nicht von einem eurer alten Mathematiker, daß er gesagt habe, wenn man ihm nur einen Ort außerhalb der Welt gäbe, wo er stehen könne, so getraue er sich, Himmel und Erde zu bewegen? Nun sollst du ja nicht den Himmel bewegen und befindest dich hier an einem Ort, der außerhalb der Erde liegt. Wenn du also nicht ungeschickter bist, als jener Alte, so kann es nicht fehlen, daß du sie zu bewegen vermagst, sie mag nun wollen oder nicht.

Copernicus. Das ließe sich wohl thun, gnädige Frau; aber man braucht einen Hebel dazu, der so lang wäre, daß nicht nur ich, sondern auch Ew. Gnaden, so reich Sie sein mögen, den Stoff, aus dem er gemacht werden müßte, und die Arbeit nicht einmal zur Hälfte bezahlen könnten. Dann ist da noch eine andere, noch bedenklichere Schwierigkeit, wie Sie gleich hören sollen, ja ein ganzer Knäuel von Schwierigkeiten. Die Erde hat bis jetzt den vornehmsten Sitz in der Welt eingenommen, nämlich die Mitte, und da sie, wie Sie wissen, unbeweglich war und nichts Anderes zu thun hatte, als sich umzuschauen, sind alle anderen Weltkörper, die größten wie die kleinsten, die leuchtenden wie die dunklen, beständig oben und unten und an den Seiten im Kreis um sie herumgegangen, mit einer Eile, einer Hast, einem Sturm, daß es einem schwindelt, nur daran zu denken. Und da auf diese Weise alle Dinge sich beeiferten, ihr zu dienen, sah das Universum einem Hof ähnlich, wo die Erde wie auf einem Thron saß und die anderen Weltkörper ringsherum als Höflinge, Wachen und Diener, der Eine dieses Amt,

der Andere ein anderes verwalteten. So hat sich denn die Erde allezeit für die Kaiserin der Welt gehalten, und in der That, wenn Alles so bleibt wie bisher, kann man ihr nicht Unrecht geben, vielmehr möchte ich glauben, daß diese ihre Vorstellung von ihrer Würde sehr wohl begründet sei. Was soll ich Euch ferner von den Menschen sagen, die sich immer für die allerersten und allerwichtigsten unter den irdischen Geschöpfen gehalten haben und sich allezeit dafür halten werden! Jeder von uns, wenn er auch nur in Lumpen ging und nicht einmal eine trockene Brodrinde zu nagen hatte, war fest davon überzeugt, ein Kaiser zu sein; nicht von Konstantinopel oder von Deutschland oder von der halben Erde, wie die römischen Kaiser, sondern ein Kaiser des Universums, ein Kaiser der Sonne, der Planeten, aller sichtbaren und unsichtbaren Gestirne, und der Endzweck der Sonne, der Planeten, ja von Ew. Gnaden selbst und allen Dingen. Wenn wir jetzt aber verlangen, daß die Erde sich von ihrem Platz in der Mitte wegbegeben soll, wenn wir es dahin bringen, daß sie läuft, rollt, sich beständig zu schaffen macht und Alles das vollbringt, nicht mehr noch weniger, als was die anderen Weltkörper bisher gethan haben, mit einem Wort, daß sie in die Zahl der Planeten eingereiht wird, so wird das zur Folge haben, daß Ihre Majestät die Erde und Ihre Majestäten die Menschen den Thron räumen und die Herrschaft niederlegen müssen, dabei aber immer ihre Lumpen und ihr Elend behalten, was nicht klein ist.

Sonne. Worauf will mein Don Nicolaus mit dieser seiner Rede hinaus? Hat er vielleicht Gewissensscrupel, daß er, wenn er dies Alles thäte, ein crimen laesae begehen möchte?

Copernicus. Nein, Gnädigste, denn weder in den Codices, noch in den Digesten, noch in den Büchern über das Staatsrecht, noch im Reichs-, Völker- oder Naturrecht findet sich, so viel ich weiß, dieses Majestätsverbrechen erwähnt. Sondern ich will nur sagen, daß diese Sache nicht so ausschließlich materieller Art ist, wie sie auf den ersten Blick erscheinen möchte, und daß ihre

Wirkungen nicht allein der Physik angehören werden; denn sie wird die Rangordnung der Dinge und die Stufenfolge der Wesen umstoßen, die Endzwecke der Geschöpfe verändern und dadurch auch eine sehr große Umwälzung in der Metaphysik, ja in Allem, was sich auf den speculativen Theil des Wissens bezieht, hervorrufen. Und die Folge davon wird sein, daß die Menschen, wenn sie überhaupt noch die Fähigkeit oder die Neigung haben werden, vernünftig zu überlegen, dahinter kommen werden, daß sie nun etwas ganz Anderes sind, als sie bis dahin waren, oder zu sein sich eingebildet haben.

Sonne. Das Alles, mein Sohn, kann mir nicht bange machen; denn ich habe gerade so viel Respect vor der Metaphysik wie vor der Physik, oder auch vor der Alchymie, oder der Nekromantie, wenn du willst. Die Menschen werden sich damit zufrieden geben, zu sein, was sie sind, und wenn ihnen das nicht recht ist, mögen sie durch Dick und Dünn raisonniren und die augenscheinliche Wahrheit auf den Kopf stellen, was ihnen nicht schwer fallen wird, und auf diese Weise fortfahren, sich zu halten, wofür sie wollen, für Barone, Herzoge, Kaiser oder was ihnen sonst beliebt. Das wird für sie ein Trost sein, und mich werden sie mit diesen ihren Einbildungen nicht im Geringsten ärgern.

Copernicus. Sei's denn; wir wollen die Menschen und die Erde bei Seite lassen. Bedenken Sie aber, Gnädigste, was voraussichtlich mit den anderen Planeten geschehen wird. Wenn die sehen werden, daß die Erde Alles thut, was sie thun, und auch ein Planet geworden ist, werden sie nicht mehr so glatt, einfach und schmucklos bleiben wollen, so öde und traurig, wie sie bisher gewesen sind, während die Erde allein all ihren Schmuck behält, sondern werden auch ihre Flüsse, Meere, Berge, Pflanzen und auch unter Anderem ihre Thiere und Bewohner haben wollen, da sie keinen Grund sehen, weßhalb sie nun noch in irgend einem Punkt hinter der Erde zurückstehen sollen. Das wird denn eine andere gewaltige Revolution in der Welt geben, eine endlose Menge neuer Familien und Bevölkerungen, die in

einem Augenblick von allen Seiten hervorsprießen werden wie die Pilze.

Sonne. Laß du sie nur kommen, und möchten es so viele sein wie da wollten; ich habe Licht und Wärme genug für Alle, ohne daß es mir darum größere Kosten machte, und die Welt wird sie nähren, kleiden, beherbergen, reichlich versorgen können, ohne sich in Schulden zu stürzen.

Copernicus. Denken aber Ew. Gnaden nur noch ein wenig weiter hinaus, und Sie werden finden, daß uns noch ein anderer Wirrwarr bevorsteht. Denn wenn die Sterne sehen, daß Sie sich hingesetzt haben und zwar nicht auf einen Schemel, sondern auf einen Thron, und daß Sie diesen schönen Hofstaat und diese Menge Planeten um sich haben, werden sie nicht allein auch sitzen und sich ausruhen, sondern gleichfalls herrschen wollen; und wo ein Herrscher ist, da müssen Unterthanen sein; darum werden sie auch ihre Planeten haben wollen, wie Sie, ein jeder die seinigen. Diese neuen Planeten werden gleichfalls bewohnt und geschmückt sein müssen wie die Erde. Dabei will ich nicht einmal von dem armen Menschengeschlecht reden, das schon vorher, im Vergleich zu dieser einzigen Welt, zu nicht viel mehr als Nichts zusammengeschwunden ist, was erst daraus werden mag, wenn so viel Tausende anderer Welten plötzlich hervorbrechen, so daß es kein winziges Sternchen in der Milchstraße geben wird, das nicht die seinige hätte. Sondern wenn ich bloß an Ihr Interesse denke, muß ich sagen, daß Sie bis jetzt im Universum, wenn nicht Numero Eins, so doch gewiß Numero Zwei gewesen, nämlich gleich nach der Erde gekommen sind und keinen Rivalen gehabt haben, da die Sterne sich mit Ihnen nicht zu vergleichen wagten. In diesem neuen Zustande des Universums aber werden Ihnen so viele gleichstehen, als es Sterne geben wird mit ihren Welten. Nehmen Sie sich also in Acht, daß die Veränderung, die wir vorhaben, Ihrer Würde keinen Eintrag thue.

Sonne. Erinnerst du dich, was euer Cäsar sagte, als er über die Alpen zog und nahe bei jenem Dörfchen vorbei kam

das von armen Barbaren bewohnt war: er möchte lieber der Erste in jenem Dörfchen sein, als der Zweite in Rom? Auch ich möchte lieber die Erste in dieser unserer Welt sein, als die Zweite im Universum. Aber nicht der Ehrgeiz treibt mich dazu, den gegenwärtigen Zustand der Dinge zu verändern, sondern nur die Liebe zur Ruhe, oder richtiger gesagt, die Trägheit; so daß ich mich wenig darum bekümmere, ob Andere mir gleichstehen oder nicht, und ob ich den ersten oder letzten Platz einnehme; denn im geraden Gegensatz zu Cicero ist mir mehr an meiner Muße gelegen als an meiner Würde.

Copernicus. Diese Muße, Gnädigste, werde ich für mein Theil, so gut ich kann, Ihnen zu verschaffen suchen. Ich zweifle aber, ob sie, auch wenn es mir gelingt, sehr lange dauern wird. Denn erstens bin ich fast überzeugt, daß Sie schon nach wenigen Jahren gezwungen sein werden, sich zu drehen, wie die Rolle in einem Ziehbrunnen, oder wie ein Mühlrad, ohne darum Ihre Stelle zu wechseln. Ferner fürcht' ich fast, daß Sie am Ende, nach kürzerer oder längerer Frist, doch wieder werden anfangen müssen zu laufen, ich sage nicht, um die Erde, aber das kann Ihnen ja auch gleichgültig sein; und vielleicht wird gerade dieses sich im Kreis Herumdrehen, das Sie machen werden, die Veranlassung sein, daß Sie sich auch wieder zum Gehen entschließen. Genug, sei dem, wie ihm wolle, trotz aller Schwierigkeit und anderen Bedenken will ich, wenn Sie bei Ihrem Entschluß beharren, versuchen, ob ich Ihnen dienen kann; bring' ich es aber nicht zu Stande, so müssen Sie glauben, daß ich es nicht gekonnt habe, und nicht sagen, ich hätte nicht den Muth dazu gehabt.

Sonne. Schön, lieber Copernicus; versuche es nur.

Copernicus. Es bliebe nur noch eine kleine Schwierigkeit.

Sonne. Und die wäre?

Copernicus. Ich möchte nämlich nicht, weil ich dies gethan, lebendig verbrannt werden, wie der Vogel Phönix; denn wenn mir dies geschähe, bin ich sicher, nicht, wie er, aus meiner

Asche wieder aufzuerstehen und niemals wieder das Angesicht von Ew. Gnaden zu erblicken.

Sonne. Höre, Copernicus, du weißt, daß ich vor Zeiten, als ihr Philosophen noch kaum auf der Welt waret, damals also, als die Poesie noch herrschte, für mein Prophezeien berühmt gewesen bin. Laß mich also jetzt zum letzten Male weissagen und schenke mir in Erinnerung an jene meine alte Fähigkeit Glauben. Und so sage ich dir denn, daß vielleicht nach dir einige Andere, die das, was du vorhast, billigen werden, einen kleinen Brandschaden oder dergleichen erleiden werden, dir aber wird, soviel ich sehen kann, für das, was du thun willst, nichts zu Leide geschehen. Und wenn du ganz sicher gehen willst, so thue Folgendes: das Buch, das du über diesen Gegenstand schreiben wirst, dedicire dem Papst. Auf diese Art, verspreche ich dir, wirst du nicht einmal dein Canonicat verlieren.

XV.

Ein Almanachhändler und ein Spaziergänger.

Händler. Almanache, neue Almanache! Neue Kalender! Brauchen Sie Almanache, meine Herren?

Spaziergänger. Almanache auf das neue Jahr?

Händler. Ja, mein Herr.

Spaziergänger. Glaubt Ihr, daß dies neue Jahr ein glückliches sein wird?

Händler. O, Ew. Gnaden, ganz gewiß.

Spaziergänger. So glücklich wie dies vergangene Jahr?

Händler. Noch weit mehr.

Spaziergänger. So wie das vorvorige?

Händler. Weit mehr, Ew. Gnaden.

Spaziergänger. Nun, wie welches andere denn? Wäre es Euch nicht Recht, wenn das neue Jahr so würde, wie irgend eines dieser letzten Jahre?

Händler. Nein, Herr, das möcht' ich nicht.

Spaziergänger. Wie viel neue Jahre sind schon vergangen, seitdem Ihr Almanache verkauft?

Händler. Es werden gegen zwanzig sein, Ew. Gnaden.

Spaziergänger. Ist Euch kein Jahr besonders im Gedächtniß, das Euch glücklich vorgekommen wäre?

Händler. Nein, wahrhaftig nicht, Ew. Gnaden.

Spaziergänger. Und doch ist das Leben ein schönes Ding. Nicht wahr?

Händler. Versteht sich.

Spaziergänger. Möchtet Ihr nicht diese zwanzig Jahre noch einmal leben, und überhaupt die ganze vergangene Zeit, seitdem Ihr auf die Welt gekommen?

Händler. Ach, lieber Herr, wollte Gott, daß man das könnte!

Spaziergänger. Aber wenn Ihr Euer Leben genau so wieder erleben solltet mit allen Freuden und Leiden, die Ihr erfahren habt?

Händler. Das möcht' ich freilich nicht.

Spaziergänger. Nun, was für ein anderes Leben möchtet Ihr denn wieder erleben? Etwa mein Leben, oder das des Fürsten, oder welches anderen Menschen? Oder glaubt Ihr nicht, daß der Fürst und jeder Andere genau so antworten würde, wie Ihr, und daß, wenn er das nämliche Leben noch einmal leben müßte, kein Einziger wieder von vorn anfangen möchte?

Händler. Das glaube ich allerdings.

Spaziergänger. Auch Ihr möchtet also nicht unter dieser Bedingung von vorn anfangen, wenn es auf eine andere Art nicht anginge?

Händler. Nein, gewiß nicht, Herr.

Spaziergänger. Nun, was für ein Leben wünschtet Ihr denn?

Händler. Ich möchte nur so ein Leben, wie Gott mir's schickte, ohne weitere Bedingung.

Spaziergänger. Ein Leben aufs Gerathewohl, von dem Ihr nichts weiter vorauswüßtet, wie man auch vom neuen Jahr noch nichts weiß?

Händler. Ja wohl.

Spaziergänger. Das möchte auch ich, wenn ich noch einmal leben sollte, und das möchten Alle. Das aber beweis't nur, daß bis zum heutigen Tage bei jenem Gerathewohl Alle schlecht weggekommen sind, und daß Jeder der Meinung ist, das Üble, was ihn betroffen, sei häufiger oder gewichtiger gewesen, als das Gute, wenn unter der Bedingung, das frühere Leben mit all seinem Glück und Unglück noch eimal zu erleben, kein Mensch zum zweiten Male auf die Welt kommen möchte. Das Leben, das ein schönes Ding ist, ist nicht das Leben, das man kennt, sondern eines, das man nicht kennt; nicht das vergangene Leben, sondern das künftige. Vom neuen Jahre an wird das Schicksal anfangen, Euch und mich und alle Anderen gut zu behandeln, und dann wird das glückliche Leben beginnen. Nicht wahr?

Händler. Hoffentlich.

Spaziergänger. Nun, so zeigt mir den schönsten Almanach, den Ihr habt.

Händler. Hier, Ew. Gnaden; hier dieser kostet dreißig Soldi.

Spaziergänger. Da sind die dreißig Soldi.

Händler. Danke, Ew. Gnaden. Auf Wiedersehen. Almanache, neue Almanache! Neue Kalender!

XVI.

Ein Professor der Humanität und Sallustius.

Professor. Diese Stelle im Text, meine Kinder, befriedigt mich nicht, und ich mache euch darauf aufmerksam, damit euch die Autorität des Sallustius nicht zu einem Irrthum verleite.

Sallustius. Was wird da über mich gemurmelt? Wenn

ich gewußt hätte, daß in neunzehnhundert Jahren der Neid nicht stirbt, wäre ich lieber neidisch als vortrefflich gewesen.

Professor. Wer bist du?

Sallustius. Der Autor, den du in Händen hast.

Professor. Du willst sagen, der Autor des Buches, das ich in Händen habe, aber aus Liebe zur Kürze bedenkst du dich nicht, dich persönlich mir in die Hand zu liefern. Wie kommst du denn hierher? Aber wie du hergekommen, ist gleichgültig. Ich möchte, daß du mir ein Bedenken aufklärtest, das mir bei einer Stelle in der Ansprache gekommen ist, die du deinen Catilina vor der Schlacht gegen das Heer des Proconsuls halten lässest. Der Passus lautet: Quapropter vos moneo uti forti atque parato animo sitis; et quum proelium inibitis, memineritis vos divitias, decus, gloriam, praeterea libertatem atque patriam in dextris vestris portare. Sage mir: hast du in Nigidianus' oder Fausta's Schule oder etwa in Numidien, damals, als du darauf bedacht warst, den Einwohnern wohlzuthun durch Erleichterung ihres Beutels, oder wann und wo es nur immer gewesen sein mag — Rhetorik studirt?

Sallustius. Hättest du nur so Ethik studirt! Was sind das für Fragen?

Professor. Nur ruhig Blut! Könntest du doch nur so die Spuren der Prügel loswerden, die du von Milo bekommen hast wegen deiner Liebe zur Schönheit. Habe die Güte, mir zu sagen: welche Redefigur wolltest du in diesem Passus anwenden? Die, welche wir Grammatiker die Steigerung zu nennen pflegen, oder eine andere?

Sallustius. Ja, Herr Magister, die.

Professor. Die Steigerung (Klimax) ist je nach Umständen auf- oder absteigend; hier aber muß es doch die aufsteigende sein, das heißt, von den Dingen, die du nennst, muß das zweite größer sein als das erste, das dritte größer als das zweite und so fort, so daß das letzte das größte von allen ist. Nicht wahr?

Sallustius. O gewiß.

Professor. Du aber, theurer Crispus, bist in der That gegangen, wie der Krebs oder wie vorsichtige Leute, wenn sie den Feind kommen sehen. Das Erste, was du nennst, ist der Reichthum, von dem Theognis sagt, daß man ihm nachjagen müsse durch Hitze und Frost, zu Wasser und zu Lande, wenn es nöthig ist von Felsen springen, sich ins Meer stürzen und weder Gefahr noch Mühe scheuen, die zum Ziele helfen. Das Zweite ist die Ehre, die ein großer Theil der Menschen für einen theuren Besitz hält, doch nicht so sehr, daß sie sie nicht wieder billig verkauften. Das Dritte ist der Ruhm, der wohl Vielen gefallen würde, wenn sie ihn ohne Mühe und Unbequemlichkeit erlangen könnten; da das aber nicht angeht, begnügt sich Jeder damit, ihn in seinen Würden zu lassen. Das Vierte ist die Freiheit, mit der man nicht viel anfangen kann. Das Letzte endlich ist das Vaterland, und ein solches wäre auf Erden nicht mehr zu finden, wenn es nicht im Wörterbuch stände. Kurz, das, was du ans Ende stellst, ist nicht nur nicht größer als alles Andere, sondern existirt schon seit lange überhaupt nicht mehr; von dem Andern ist das Frühere immer wichtiger als das Folgende und das Erste der Art, daß die Menschen, um es zu erlangen, bei jeder Gelegenheit bereit sind, Vaterland, Freiheit, Ruhm, Ehre, all deine anderen Güter hinzugeben, und alle in Bausch und Bogen, und wenn es verlangt wird, noch etwas dazu. Nun sieh, ob das ein Wort war, das du so in einen Winkel deiner Periode verstecken durftest, als ob du dich geschämt hättest, es hinzuschreiben. Wahrlich, wenn Catilina die Redefigur in dieser verkehrten Ordnung, wie du sie mittheilst, gebraucht hat, so wundere ich mich nicht, daß er auf die Hörer keinen Eindruck gemacht hat, und es ist ihm ganz recht geschehen, daß sie sich schlecht hielten und die Schlacht verloren.

Sallustius. Ich könnte vielleicht erwidern, daß zwischen meiner Zeit und der heutigen ein kleiner Unterschied sei in den Ansichten und Gebräuchen, bezüglich dessen, was du erwähnt hast. Aber jedenfalls hat deine Auseinandersetzung etwas für

sich, und darum streiche den Passus aus und schreibe ihn so hin, wie ich ihn dir dictiren werde.

Professor. Dictire nur.

Sallustius. Et quum proelium inibitis, memineritis gloriam, decus, divitias, praeterea spectacula, epulas, scorta, animam denique vestram in dextris vestris portare.

Professor. Da steht es. So gefällt es mir und ist in Ordnung. Nur daß die fünf letzten Punkte etwas so Hinreißendes haben, daß ich anfange, für den Ausgang der Schlacht zu fürchten, wenn nicht Antonius und Petreius ihren Truppen eine Rede über denselben Text halten.

XVII.

Tristan und ein Freund.

Freund. Ich habe Euer Buch gelesen. Melancholisch, wie man's von Euch gewohnt ist!

Tristan. Ja, wie man's von mir gewohnt ist.

Freund. Melancholisch, trostlos, verzweifelt; man sieht, daß Euch dies Leben sehr abscheulich vorkommt.

Tristan. Was soll ich Euch sagen? Ich hatte mir die verrückte Idee in den Kopf gesetzt, das menschliche Leben sei unglücklich.

Freund. Unglücklich vielleicht. Und doch am Ende —

Tristan. Nicht doch! Außerordentlich glücklich. Ich habe jetzt meine Meinung geändert. Aber als ich dieses Buch schrieb, hatte ich, wie gesagt, jene verrückte Idee noch im Kopf, und ich war so davon überzeugt, daß ich auf alles Andere eher gefaßt war, als hören zu müssen, daß man die Bemerkungen, die ich in dieser Hinsicht machte, in Zweifel zog; ich glaubte, das eigene Bewußtsein jedes Lesers würde mir sofort in allem Recht geben müssen. Streit, dachte ich, würde nur entstehen über den Nutzen oder Schaden solcher Bemerkungen, aber nimmermehr über ihre Wahrheit; vielmehr glaubte ich, da die Übel allgemein seien,

würden auch meine Klagen im Herzen eines Jeden, der sie hörte, ein Echo finden. Und da ich nun nicht irgend eine einzelne Behauptung, sondern das Ganze bestreiten und sagen hörte, das Leben sei nicht unglücklich, und wenn es mir so vorkäme, müßte Krankheit oder ein anderes persönliches Unglück, unter dem ich litte, Schuld daran sein, war ich Anfangs betroffen, bestürzt, förmlich versteinert, und glaubte mehrere Tage lang mich in einer anderen Welt zu befinden. Dann, wie ich wieder zu mir selbst kam, ärgerte ich mich ein wenig. Noch ein wenig später lachte ich und sagte: die Menschen sind im Allgemeinen wie die Ehemänner. Wenn die Ehemänner ruhig leben wollen, müssen sie ihre Frauen für treu halten, Jeder die seinige; und das thun sie denn auch, obwohl die halbe Welt weiß, daß es in Wahrheit ganz anders damit aussieht. Wer in einem Lande leben will oder soll, muß dasselbe für eines der besten auf der bewohnten Erde halten und hält es auch dafür. Die Menschen im Allgemeinen, wenn sie leben wollen, müssen glauben, daß das Leben schön sei und der Mühe werth, und glauben es auch, und werden böse auf Jeden, der anders denkt. Denn im Wesentlichen glaubt das Menschengeschlecht allezeit nicht das Wahre, sondern das, was ihm am meisten paßt oder zu passen scheint. Das Menschengeschlecht, das so viele Albernheiten geglaubt hat und in Zukunft glauben wird, wird niemals glauben, daß es nichts wisse, nichts sei und nichts zu hoffen habe. Kein Philosoph, der einen von diesen drei Sätzen lehrte, würde Glück machen oder Schüler bekommen, besonders im Volk; denn abgesehen davon, daß alle drei Sätze einem Menschen, der leben will, wenig erwünscht sind, beleidigen die beiden ersten den Stolz der Menschen, und um den dritten, ja auch die beiden andern zu glauben, muß man Muth und Seelenstärke besitzen. Die Menschen aber sind feige, schwach, unedel und beschränkt an Geist; immer bereit, sich Hoffnungen zu machen, weil sie immer geneigt sind, ihre Ansichten vom Glück zu ändern, je nach der Nothwendigkeit, die ihr Leben beherrscht; sehr geneigt, wie Petrarca sagt, die Waffen

vor ihrem Glück zu strecken, sehr bereit und rasch entschlossen, sich über jedes Unglück zu trösten, jede Entschädigung anzunehmen für das, was ihnen versagt ist, oder was sie verloren haben, auf jede Bedingung hin sich in jedes noch so unbillige und grausame Schicksal zu fügen; und wenn sie alles dessen, was ihnen wünschenswerth war, beraubt worden sind, von falschen Illusionen zu leben, an die sie so fest und muthig glauben, als ob es in der Welt nichts Wahreres und Zuverlässigeres gäbe. Ich für mein Theil, wie man im südlichen Europa über die Ehemänner lacht, die in ihre ungetreuen Frauen verliebt sind, so lache ich über das Menschengeschlecht, das in das Leben verliebt ist, und halte es für sehr wenig männlich, sich wie Thoren betrügen und überlisten lassen zu wollen und außer den Übeln, die man erträgt, noch gleichsam der Natur und dem Schicksal zum Gespött zu dienen. Wenn ich von Illusionen rede, so meine ich nicht die der Phantasie, sondern die des Verstandes. Ob diese meine Ansichten von einer Krankheit herrühren, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß, krank oder gesund, ich die Jämmerlichkeit der Menschen mit Füßen trete, jeden kindischen Trost und Selbstbetrug verschmähe und den Muth habe, die vollständige Hoffnungslosigkeit zu ertragen, unerschrocken in die Wüste des Lebens zu blicken, mir nicht das Geringste von der menschlichen Unseligkeit zu verleugnen und alle Folgesätze einer traurigen aber wahren Philosophie anzunehmen. Diese, wenn sie auch sonst zu nichts nützt, verschafft den starken Menschen die stolze Genugthuung, von der verhüllten und geheimnißvollen Grausamkeit des menschlichen Schicksals jeden Schleier abgerissen zu sehen. Das Alles sagte ich bei mir selbst, gleichsam als wenn jene traurige Philosophie meine eigene Erfindung wäre, da ich sie von Allen so zurückgewiesen sah, wie man alles Neue und noch nie Gehörte zurückzuweisen pflegt. Als ich es dann aber noch einmal überlegte, erinnerte ich mich, daß sie so neu war wie Salomo und Homer und die ältesten uns bekannten Dichter und Philosophen, in denen Allen wir eine Menge Bilder, Fabeln

und Sentenzen finden, welche die äußerste Unseligkeit der Menschen ausdrücken. Der Eine von ihnen sagt: der Mensch sei das elendeste aller Thiere; ein Anderer: das Beste sei, nicht geboren zu werden, und für den, der geboren worden, in der Wiege zu sterben; wieder ein Anderer: wer den Göttern lieb sei, der sterbe jung; und unzählige Aussprüche in gleichem Sinne.

Auch erinnerte ich mich, daß von jenen Zeiten an bis gestern oder vorgestern alle Dichter, alle Philosophen und großen und kleinen Schriftsteller in einer oder der anderen Weise dieselben Lehren wiederholt oder neu begründet haben, so daß ich von Neuem anfing mich zu wundern; und so blieb ich lange Zeit zwischen Verwunderung, Ärger und Lachen, bis ich tiefer in diese Materie eindrang und erkannte, daß die menschliche Unseligkeit einer der seit Alters eingewurzelten Irrthümer des Verstandes ist, und die Aufdeckung dieses Irrthums und die Glückseligkeit des Lebens eine der großen Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts. Da beruhigte ich mich und gestehe nun, daß ich Unrecht hatte, zu glauben, was ich glaubte.

Freund. Und Ihr habt Eure Meinung geändert?

Tristan. Natürlich. Könnt Ihr glauben, daß ich die im neunzehnten Jahrhundert entdeckten Wahrheiten bekämpfen würde?

Freund. Und glaubt Ihr Alles, was das Jahrhundert glaubt?

Tristan. Gewiß. Was ist daran wunderbar?

Freund. Glaubt Ihr also an die unbegrenzte Fähigkeit des Menschen, sich zu vervollkommnen?

Tristan. Ohne Zweifel.

Freund. Glaubt Ihr, daß wirklich das menschliche Geschlecht jeden Tag besser wird?

Tristan. Nun freilich! Zwar denke ich manchmal, daß jeder Einzelne von den Alten an Körperkräften es mit Vieren von uns aufnahm. Und der Körper ist der Mensch; denn — um von allem Anderen zu schweigen — Hochherzigkeit, Muth, Leidenschaften, Fähigkeit zum Handeln und zum Genießen, Alles

was das Leben edel und lebendig macht, hängt von der Vollkraft des Körpers ab und ist ohne dieselbe nicht möglich. Wer einen schwachen Körper hat, ist kein Mann, sondern ein Kind, ja schlimmer: denn es ist sein Schicksal, zuzuschauen, wie die Anderen leben; er selbst kann höchstens schwatzen, aber das Leben ist für ihn nicht vorhanden. Und darum war in allen Zeiten körperliche Schwäche schimpflich, selbst in den gebildetsten Jahrhunderten. Bei uns aber hält es schon seit sehr langer Zeit die Erziehung nicht der Mühe werth, an den Körper zu denken, als etwas allzu Niedriges und Verächtliches; sie denkt an den Geist, und gerade indem sie den Geist bilden will, richtet sie den Körper zu Grunde, ohne zu merken, daß sie zugleich mit dem Körper auch den Geist zu Grunde richtet. Gesetzt aber, daß man die Erziehung in diesem Punkt verbessern könnte, so würde man doch nie, ohne den heutigen Zustand der Gesellschaft von Grund aus umzuwandeln, ein Mittel finden, um die anderen Gebiete des öffentlichen und Privatlebens zu verbessern, welche sämmtlich ihrer Natur nach zu den Zeiten der Alten darauf hinzielten, den Körper zu vervollkommnen oder zu erhalten, während sie sich heute verschworen haben, ihn zu verderben. Die Folge davon ist, daß wir im Vergleich mit den Alten nicht viel mehr als Kinder sind, und daß man die Alten, wenn irgend, so im Vergleich mit uns, Männer nennen muß. Ich sage das von dem Individuum im Vergleich mit den Individuen, wie von den Massen (um dieses sehr anmuthige moderne Wort zu gebrauchen) im Vergleich zu den Massen. Und ich füge noch hinzu, daß die Alten auch in ihren moralischen und metaphysischen Systemen ohne Vergleich männlicher waren als wir. Trotzdem lasse ich mich von solchen kleinen Einwürfen nicht erschüttern, sondern glaube standhaft, daß das Menschengeschlecht immer nur Fortschritte mache.

Freund. So glaubt Ihr natürlich auch, daß das Wissen oder, wie man sagt, die Aufklärung beständig zunehme?

Tristan. Ganz gewiß; wenn ich auch sehe, daß, je mehr

die Neigung zu lernen wächſ't, deſto mehr die zu ſtudiren ſchwindet. Und man muß ſtaunen, wenn man die Gelehrten, nämlich die wahrhaft Gelehrten, zuſammenzählt, welche gleichzeitig vor hundert und funfzig Jahren oder noch ſpäter lebten, und ſieht, wie unverhältnißmäßig viel zahlreicher ſie damals waren als heutzutage. Auch ſage man mir nicht, daß wir heute nur wenige Gelehrte haben, weil die Kenntniſſe im Allgemeinen nicht mehr bei einigen Individuen angehäuft, ſondern unter Viele vertheilt ſeien, und daß die Menge dieſer die Seltenheit jener aufwiege. Kenntniſſe ſind nicht wie Reichthümer, die man vertheilen und ſammeln kann und die immer dieſelbe Summe ergeben. Wo Alle wenig wiſſen, weiß man überhaupt wenig; denn Wiſſen zieht Wiſſen an ſich und läßt ſich nicht ſo verzetteln. Oberflächliche Bildung kann zwar nicht eigentlich unter Viele vertheilt, aber doch vielen Ungelehrten gemeinſam ſein. Das übrige Wiſſen gehört Niemand als dem Gelehrten, und großen Theils nur dem ſehr Gelehrten; und abgeſehen von zufälligen Umſtänden, iſt nur der ſehr Gelehrte, der für ſeine Perſon ein ungeheures Kapital von Kenntniſſen beſitzt, im Stande, das menſchliche Wiſſen auf ſolide Weiſe zu vermehren und weiter zu führen. Scheint es Euch nun nicht, mit Ausnahme vielleicht von Deutſchland, wo die Gelehrſamkeit noch immer ihren feſten Wohnſitz hat, daß es von Tag zu Tage unmöglicher wird, jene ſehr gelehrten Leute wieder auferſtehen zu ſehen? Ich mache dieſe Bemerkungen nur ſo um zu plaudern und um ein wenig zu philoſophiren oder vielmehr den Sophiſten zu ſpielen, nicht als ob ich nicht von dem, was Ihr ſagt, überzeugt wäre. Im Gegentheil, wenn ich auch die ganze Welt voll betrügeriſcher Ignoranten einerſeits und voll hochmüthiger Ignoranten andrerſeits ſähe, würde ich nichtsdeſtoweniger an dem Glauben feſthalten, daß Wiſſen und Aufklärung beſtändig zunehmen.

Freund. Kurz alſo, Ihr glaubt, daß dieſes Jahrhundert allen früheren überlegen ſei?

Triſtan. Gewiß. Das haben alle Jahrhunderte, auch die

barbarischsten, von sich geglaubt, und das glaubt auch das meinige, und ich mit ihm. Wenn Ihr mich aber weiter fragtet, worin es den anderen Jahrhunderten überlegen sei, ob in körperlichen oder geistigen Dingen, würde ich mich auf das beziehen, was ich vorhin gesagt habe.

Freund. Um also Alles in zwei Worte zusammenzufassen: denkt Ihr über die Natur und die Schicksale der Menschen und der Dinge (denn jetzt reden wir noch nicht von Literatur und Politik) so wie die Journale denken?

Tristan. Genau so. Ich glaube und acceptire die tiefe Philosophie der Journale, die jede andere Literatur und jedes andere Studium, besonders jedes schwere und unbequeme, todt machen und Lehrer und Leuchte der jetzigen Zeit sind. Ist es nicht so?

Freund. Gewiß, wenn Ihr das, was Ihr sagt, im Ernst und nicht ironisch meint, seid Ihr einer der Unseren geworden.

Tristan. Freilich, einer der Euren.

Freund. Nun also, was wollt Ihr mit Eurem Buche anfangen? Soll es auf die Nachwelt kommen mit den Ansichten, die Euren jetzigen so entgegengesetzt sind?

Tristan. Auf die Nachwelt? Ich muß lachen, denn Ihr scherzt; und wäre es möglich, daß Ihr nicht scherztet, würde ich noch mehr lachen. Nicht in Bezug auf mich, sondern in Bezug auf die Individuen und alles Individuelle im neunzehnten Jahrhundert solltet Ihr bedenken, daß es keine Gefahr hat mit der Nachwelt, die davon gerade so viel wissen wird, wie ihre Vorfahren. Die Individuen sind vor den Massen verschwunden, wie der elegante Ausdruck der modernen Denker lautet; das bedeutet, daß es ganz unnütz sei, wenn das Individuum sich die geringste Mühe giebt, da ihm für kein Verdienst, das es sich erwirbt, eine Belohnung, nicht einmal die armselige des Ruhmes weder im Wachen noch im Traum zu hoffen bleibt. Es lasse nur die Masse machen; was diese freilich zu Stande bringen werden ohne Individuen, da sie doch aus Individuen

zusammengesetzt sind, das werden mir, wie ich wünsche und hoffe, wohl die Kenner der Individuen und Massen erklären, die heutzutage die Welt erleuchten. Um aber auf mein Buch und die Nachwelt zurückzukommen, so seht Ihr wohl, daß besonders die Bücher, die jetzt größtentheils in kürzerer Zeit geschrieben werden, als man braucht, um sie zu lesen, wie sie nicht mehr kosten, als sie werth sind, so auch nur gerade so viel Dauer haben, als sie kosten. Ich für mein Theil glaube, daß das folgende Jahrhundert durch die ungeheure Bibliographie des neunzehnten einen sehr schönen Strich machen, oder sagen wird: ich habe ganze Bibliotheken voll Bücher, welche alle, die einen zwanzig, die anderen dreißig Jahre Arbeit gekostet haben, einige auch weniger, alle aber sehr viel Arbeit. Die wollen wir zuerst lesen, denn die Wahrscheinlichkeit ist dafür, daß man aus ihnen den größeren Nutzen zieht; und erst wenn ich von dieser Sorte nichts mehr zu lesen haben werde, will ich mich an die improvisirten Bücher machen. Lieber Freund, dieses Jahrhundert ist ein Jahrhundert von Knaben, und die sehr wenigen Männer, die sich noch darin finden, müssen sich aus Scham verstecken, wie ein Mensch, der im Lande der Hinkenden auf geraden Füßen geht. Und diese guten Knaben wollen in allen Stücken das thun, was zu andern Zeiten die Männer gethan haben, und es so recht nach Knabenart thun, so im Handumdrehen, ohne sich mit irgend welchen Vorbereitungen zu quälen. Sie glauben vielmehr, daß die Höhe, zu welcher die Civilisation gelangt ist, und der ganze Charakter der gegenwärtigen und künftigen Zeit sie und ihre Nachkommen für immer jeder Nothwendigkeit überhöben, mit Schweiß und langer Mühe sich zu all ihren Aufgaben vorzubereiten. Vor wenigen Tagen sagte mir ein Freund, ein praktischer Geschäftsmann, daß auch die Mittelmäßigkeit sehr selten geworden sei; fast Alle seien ungeschickt, fast Alle verrichteten nur ungenügend die Leistungen und Arbeiten, zu denen Noth oder Schicksal oder freie Wahl sie bestimmt haben. Hierin besteht, wie mir scheint, zum Theil der Unterschied zwischen diesem und anderen Jahr-

hunderten. In allen anderen war, wie in diesem, das Große sehr selten; aber in den anderen hat die Mittelmäßigkeit das Feld behauptet, in diesem die Nichtigkeit. Daher ist der Lärm und die Verwirrung, da Alle Alles sein wollen, so groß, daß man nicht im Geringsten mehr Acht giebt auf die wenigen Großen, die doch gewiß noch vorhanden sind, denen es aber bei der ungeheuren Menge von Concurrenten nicht mehr möglich ist, durchzudringen. Und so wird, während alle Unbedeutendsten sich für berühmt halten, die Dunkelheit und Nichtigkeit des schließlichen Endes das gemeinsame Schicksal der Niedrigsten wie der Höchsten.

Aber es lebe die Statistik! Es leben die ökonomischen, moralischen und politischen Wissenschaften, die Handbücher und alle die anderen schönen Erfindungen unseres Jahrhunderts! Und es lebe für immer das neunzehnte Jahrhundert, das vielleicht arm ist an Sachen, aber sehr reich und freigebig an Worten, was immer, wie Ihr wißt, ein vortreffliches Zeichen war. Und getrösten wir uns deß, daß noch weitere 66 Jahre lang dieses Jahrhundert ganz allein zu Worte kommen und seine Gründe geltend machen wird.

Freund. Ihr sprecht, wie mir scheint, ein wenig ironisch. Aber Ihr solltet schließlich doch bedenken, daß wir in einem Übergangsjahrhundert leben.

Tristan. Nun, und was folgert Ihr daraus? Alle Jahrhunderte sind mehr oder weniger Übergangsjahrhunderte gewesen und werden es ferner sein; denn die menschliche Gesellschaft steht niemals still, und nie wird ein Jahrhundert kommen, in welchem sie einen Zustand erlangt, der dauern könnte; so daß dieses schöne Wort für das neunzehnte Jahrhundert durchaus keine Entschuldigung ist, oder nur eine solche, die es mit allen Jahrhunderten gemein hat. Auch müssen wir noch zusehen, wohin die Gesellschaft auf dem Wege, den sie heute wandelt, gelangt, d. h. ob der Übergang, den sie jetzt macht, vom Guten zum Besseren führt, oder vom Schlechten zum Schlechteren. Vielleicht

habt Ihr sagen wollen, der gegenwärtige Übergang sei ein Übergang par excellence, d. h. ein reißend schneller Fortschritt von einem Zustand der Civilisation zu einem andern, von dem vorigen durchaus verschiedenen. In diesem Falle bin ich so frei, über diesen reißend schnellen Fortschritt zu lachen, und erwidere Euch, daß alle Übergänge billiger Weise langsam sein müssen; denn wenn sie plötzlich geschehen, so dauert es gar nicht lange, bis man wieder umkehrt, um dann den Weg Schritt vor Schritt noch einmal zu machen. So hat sich's zu allen Zeiten ereignet. Der Grund davon ist, daß die Natur keine Sprünge macht und daß, wenn der Natur Gewalt angethan wird, nichts dabei herauskommt, was dauern könnte. Oder besser gesagt, all jene hastigen Übergänge sind nur scheinbare Übergänge, keine wirklichen.

Freund. Ich bitte Euch, führt solche Reden nicht vor zu vielen Leuten; Ihr würdet Euch viele Feinde machen.

Tristan. Das kümmert mich wenig. Weder Freunde noch Feinde können mir fernerhin viel zu Leide thun.

Freund. Oder, was wahrscheinlicher ist, man wird Euch über die Achsel ansehen, wie einen Menschen, der von der neuesten Philosophie nicht viel versteht, und dem an dem Fortschritt der Civilisation und der Aufklärung wenig gelegen ist.

Tristan. Das thut mir herzlich leid, aber was soll ich machen? Wenn sie mich über die Achsel ansehen, muß ich mich darüber zu trösten suchen.

Freund. Aber habt Ihr denn nun endlich Eure Meinungen geändert oder nicht? Und was soll man mit diesem Eurem Buch anfangen?

Tristan. Das Beste wäre, es zu verbrennen; wenn man es nicht verbrennen will, es aufzuheben als ein Buch voll poetischer Träume, voll melancholischer Einbildungen und Grillen, oder als ein Bekenntniß, wie unglücklich der Verfasser war; denn im Vertrauen, lieber Freund, Euch und alle Andern halte ich für glücklich; ich aber für mein Theil, mit Eurer und des

Jahrhunderts Erlaubniß, bin sehr unglücklich und weiß, daß ich es bin, und alle Journale der neuen und der alten Welt werden mich nicht vom Gegentheil überzeugen.

Freund. Ich kenne die Ursachen dieses Unglücks nicht, von dem Ihr sprecht. Ob aber ein Individuum glücklich oder unglücklich sei, kann Niemand beurtheilen, als die Person selbst, und dieses Urtheil ist untrüglich.

Tristan. Sehr wahr. Und überdies will ich Euch aufrichtig gestehen, daß ich mich meinem Unglück nicht unterwerfe, dem Schicksal nicht den Nacken beuge und mit ihm pactire, wie es die Menschen gewöhnlich thun; daß ich den Muth habe, mir den Tod zu wünschen, ihn zu wünschen wie nichts Anderes auf der Welt, so inbrünstig und aufrichtig, wie ich sicher glaube, daß nur sehr wenige Menschen ihn herbeisehnen. Auch würde ich Euch dies nicht sagen, wenn ich nicht fest überzeugt wäre, daß, sobald die Stunde schlägt, meine Handlungsweise meine Worte nicht Lügen strafen werde. Denn obwohl ich noch kein Ende meines Lebens absehe, sagt mir doch ein inneres Gefühl, das mich schwerlich täuscht: die Stunde, die ich meine, sei nicht ferne. Allzu reif bin ich schon für den Tod, allzu abgeschmackt und unglaublich scheint mir's, so todt, wie ich schon dem Geiste nach bin, so fertig in mir in jeder Hinsicht mit der Fabel des Lebens, daß ich noch vierzig oder fünfzig Jahre zu ertragen haben sollte, wie die Natur es mir androht. Bei dem bloßen Gedanken daran schaudert mir. Wie es uns aber mit allen Übeln zu gehen pflegt, die so zu sagen unserer Einbildungskraft über den Kopf wachsen, so scheint mir auch dies ein Traum, eine Vorstellung, die sich unmöglich verwirklichen kann. Vielmehr, wenn mir Jemand von einer fernen Zukunft spricht, wie von Etwas, das mir vorbehalten sei, kann ich mich eines heimlichen Lächelns nicht erwehren; so zuversichtlich glaube ich, daß das Leben, das mir noch übrig ist, nicht lang sein könne. Und dies, kann ich sagen, ist der einzige Gedanke, der mich aufrecht hält. Bücher und Studien, von denen es mich oft wundert,

wie ich sie so sehr habe lieben können, Pläne zu großen Dingen, Hoffnungen auf Ruhm und Unsterblichkeit — über das Alles kann ich heutzutage nicht einmal mehr lachen. Ich lache nicht über die Pläne und Hoffnungen dieses Jahrhunderts; ich wünsche ihnen von ganzem Herzen alles möglichst gute Gelingen und lobe, bewundere und ehre höchlich und aufrichtigst den guten Willen, aber ich beneide darum nicht die Nachkommen, oder die, die noch ein langes Leben vor sich haben. Zu anderer Zeit habe ich die Einfältigen und Dummen beneidet und Alle, die eine große Meinung von sich selbst haben, und hätte gern mit Einem von ihnen getauscht. Heute beneide ich weder Dumme noch Weise mehr, weder Große noch Kleine, weder Schwache noch Mächtige; ich beneide die Todten, und nur mit ihnen möchte ich tauschen. Jedes angenehme Phantasiebild, jeder Gedanke an die Zukunft, dem ich nachhänge, wie es wohl geschieht in meiner Einsamkeit, um mir die Zeit zu vertreiben, dreht sich immer um den Tod und kann sich von ihm nicht trennen. Auch stört mich in dieser Sehnsucht nicht mehr die Erinnerung an die Träume der Jugend und der Gedanke, umsonst gelebt zu haben, wie es wohl früher geschah. Wenn der Tod mir naht, werde ich so ruhig und zufrieden sterben, wie wenn ich nie etwas Anderes auf der Welt gehofft und gewünscht hätte. Dies ist die einzige Wohlthat, die mich mit dem Schicksal versöhnen kann. Wenn mir auf der einen Seite das Glück und der Ruhm Cäsar's oder Alexander's, rein von jedem Makel, geboten würde, auf der anderen, heute noch sterben zu dürfen, und ich hätte zu wählen, würde ich wünschen, heute zu sterben, und zu diesem Entschluß nicht erst um Bedenkzeit bitten.

XVIII.

Plotinus und Porphyrius.

„Als ich, Porphyrius, eines Tages den Vorsatz gefaßt hatte, mir das Leben zu nehmen, merkte es Plotinus, kam unerwartet zu mir, da ich gerade zu Hause war, sagte mir, ein solcher Gedanke stamme nicht aus einem gesunden Denkvermögen, sondern aus einer melancholischen Verstimmung, und bewog mich, eine Reise zu machen.“

Porphyrius im Leben des Plotinus. Ähnlich im Leben des Porphyrius von Eunapius, der hinzufügt, Plotinus habe in einem Buche das Gespräch, das er bei diesem Anlaß mit Porphyrius geführt, niedergeschrieben.

Plotinus. Du weißt, Porphyrius, daß ich dein Freund bin, und wie sehr ich es bin, und mußt dich daher nicht wundern, wenn ich dein Reden und Thun und Alles, was dich betrifft, mit einer gewissen Neugier beobachte; geschieht es doch nur darum, weil du mir am Herzen liegst. Schon seit mehreren Tagen sehe ich, daß du sehr traurig und nachdenklich bist; du hast so etwas im Blick und lässest allerlei Worte fallen; kurz, ohne weitere Vorreden und Umschweife: ich glaube, du trägst dich mit einem bösen Vorhaben.

Porphyrius. Wie so? Was meinst du damit?

Plotinus. Ein böses Vorhaben gegen dich selbst. Die That zu nennen, gilt für ein schlimmes Omen. Sieh, mein Porphyrius, verhehle mir nicht die Wahrheit; versündige dich nicht so schwer an der großen Liebe, die wir seit so langer Zeit zu einander tragen. Ich weiß wohl, es ist dir unangenehm, daß ich dir dies sage, und ich merke, du möchtest deinen Vorsatz gern für dich behalten haben. Aber in einer so wichtigen Sache konnte ich nicht schweigen, und dir sollte es nicht unlieb sein, mit Jemand dich darüber zu berathen, der dich so lieb hat wie sich selbst. Laß uns also ganz ruhig darüber sprechen und das Für und Wider abwägen; du sollst dein Herz gegen mich erleichtern, deine Schmerzen klagen, deine Thränen nicht zurückhalten; das habe

ich wohl um dich verdient; und zuletzt werde ich dich gewiß nicht hindern, das zu thun, wovon wir finden werden, daß es vernünftig und dir zuträglich sei.

Porphyrius. Ich habe dir nie etwas abgeschlagen, um was du mich gebeten hast, mein Plotinus. Und so gestehe ich dir auch jetzt, was ich gern geheim gehalten hätte und um Nichts in der Welt einem Anderen gestehen würde: das, was du meinst, ist in der That meine Absicht. Wenn es dir lieb ist, daß wir uns über diesen Gegenstand besprechen, bin ich bereit, mich auch hierin dir zu fügen, obwohl es meinem Gemüth sehr widerstrebt, da mir scheint, als ob dergleichen Entschlüsse das tiefste Schweigen forderten, und als ob der Geist bei solchen Gedanken mehr als je einsam und für sich zu bleiben wünsche. Ja, ich will nur selbst anfangen und dir frei bekennen, das dieser mein Vorsatz nicht durch irgend ein Unglück, das mich betroffen oder das ich befürchtete, verursacht ist, sondern durch Überdruß am Leben, durch einen Ekel, der so heftig ist, daß er förmlich einem Schmerz oder Krampf gleicht: dadurch, daß ich die Nichtigkeit aller Dinge, die mir im Lauf der Tage begegnen, nicht allein erkenne, sondern mit Augen sehe, schmecke, mit Händen greife; in solchem Maße, daß nicht allein mein Geist, sondern alle meine Gefühle, selbst die körperlichen (um einen seltsamen, aber hieher passenden Ausdruck zu brauchen) ganz erfüllt sind von dieser Nichtigkeit. Und hier wirst du mir nun nicht gleich sagen können, daß diese meine Stimmung nicht vernünftig sei; obwohl ich gern zugebe, daß sie zum guten Theil aus einem körperlichen Übelbefinden herrührt. Nichtsdestoweniger aber ist sie höchst vernünftig, ja alle anderen Stimmungen, die in irgend einer Weise das Leben der Menschen bewegen und sie glauben machen, eben dieses Leben und die menschlichen Dinge hätten einen Werth, stehen mehr oder weniger im Widerspruch mit der Vernunft und gründen sich auf einen Irrthum, oder auf eine falsche Einbildung. Nichts ist vernünftiger als die Langeweile. Alle Freuden sind nichtig. Der Schmerz selbst — ich rede von

dem der Seele — ist meistentheils nichtig; denn wenn du seinen Grund und Gegenstand betrachtest und die Sache wohl erwägst, hat er nur wenig oder gar keine Realität. Das Nämliche behaupte ich von der Furcht; das Nämliche von der Hoffnung. Nur die Langeweile, die immer aus der Nichtigkeit der Dinge entsteht, ist nie ein Nichts, nie eine Täuschung, immer auf Wahrheit gegründet, und man kann sagen, daß, da alles Andere eitel ist, Alles, was das Leben der Menschen an Wesentlichem und Wirklichem besitzt, sich auf die Langeweile beschränke und in ihr bestehe.

Plotinus. Es mag so sein. Ich will dir jetzt in Bezug auf diesen Punkt nicht widersprechen. Aber wir müssen nun die That ins Auge fassen, mit der du dich trägst; ich meine, genauer und an und für sich ins Auge fassen. Ich brauche dich nicht erst an Plato's Ausspruch zu erinnern, daß es dem Menschen nicht erlaubt sei, wie ein entfliehender Sklave aus eigener Macht sich der Art von Gefängniß zu entziehen, in welchem er sich nach dem Willen der Götter befindet, d. h. sich selbst das Leben zu nehmen.

Porphyrius. Ich bitte dich, lieber Plotinus, lassen wir jetzt Plato und seine Lehren und seine Phantasieen bei Seite. Es ist ein Unterschied, gewisse Meinungen in Schulen und Büchern zu loben, zu erklären und zu vertheidigen, und sie in der Praxis zu befolgen. In der Schule und in Büchern mag ich mir immerhin die Freiheit genommen haben, Plato's Meinungen zu billigen und zu befolgen, da dies heutzutage die herrschende Richtung ist; im Leben billige ich sie nicht nur nicht, sondern verabscheue sie. Ich weiß, daß man behauptet, Plato habe in seinen Schriften jene Lehren von einem zukünftigen Leben verbreitet, damit die Menschen, in Zweifel und Unruhe über ihren Zustand nach dem Tode versetzt, durch diese Ungewißheit und durch die Furcht vor künftigen Strafen und Leiden in diesem Leben von ungerechten Handlungen und anderen Übelthaten abgehalten würden. Wenn ich nun glaubte, daß Plato der Urheber dieser Zweifel und dieses

Glaubens wäre, daß diese ganze Lehre seine Erfindung sei, würde ich sagen: du siehst, Plato, wie sehr die Natur oder das Schicksal oder die Nothwendigkeit, oder welche Macht sonst die Urheberin und Herrin des Universums sein mag, unserem Geschlecht immer feindlich war und noch fortwährend ist. Viele, ja zahllose Gründe können uns jenen Vorrang streitig machen, den wir, statt anderer Ansprüche, unter den Thieren zu haben uns anmaßen: keinen Grund aber wird man finden, dem Menschengeschlecht jenes Principat zu bestreiten, das schon der alte Homer ihm zuerkannte: das Principat des Unglücks. Doch hat uns die Natur, als Heilmittel für so viele Leiden, den Tod gegönnt, den Diejenigen, deren Verstand nur wenig zur Überlegung geschickt ist, nicht sonderlich fürchten, die Anderen wünschen müßten. Und ein gar süßer Trost in unserem so leiderfüllten Leben würde die Erwartung und der Gedanke unseres Endes sein. Nun hast du mit diesem schrecklichen Zweifel, den du in den Seelen der Menschen aufgeregt, diesem Gedanken all seine Süßigkeit geraubt und ihn bitterer gemacht, als alle anderen. Du bist Schuld, daß wir nun sehen, wie die unglückseligen Sterblichen mehr den Hafen fürchten, als den Sturm, und mit ihren Gedanken von jenem einzigen Heilmittel und Ruhepunkt hinweg zu den gegenwärtigen Nöthen und aller Pein des Lebens zurückflüchten. Du warst grausamer gegen die Menschen, als das Schicksal oder die Nothwendigkeit oder die Natur, und da es unmöglich ist, diesen Zweifel irgendwie zu lösen und unser Gemüth jemals wieder davon zu befreien, hast du deine Nebenmenschen auf immer dahin gebracht, daß ihr Sterben peinvoll sein wird und noch kläglicher als ihr Leben. Durch deine Veranstaltung ist nun, während alle anderen Thiere ohne jede Furcht sterben, von der letzten Stunde des Menschen auf immer die Ruhe und Gelassenheit des Gemüthes gewichen. Das, o Plato, hatte zu allem Unglück des menschlichen Geschlechtes nur noch gefehlt.

Ich will davon schweigen, daß der Zweck, den du dabei im Auge hattest, nämlich die Menschen von Gewaltthaten und Un=

gerechtigkeiten abzuhalten, nicht erreicht worden ist. Denn jene Zweifel und Erwartungen ängstigen alle Menschen in ihrer letzten Stunde, wo sie nicht mehr fähig sind zu schaden; im Lauf des Lebens selbst ängstigen sie häufig die Guten, die nicht schaden, sondern helfen möchten; sie ängstigen die Furchtsamen und Schwächlichen, die zu Gewaltthaten und Bosheiten weder von Natur geneigt, noch hinlänglich beherzt und stark sind. Aber die Rüstigen und Verwegenen und Die, welche für die Macht der Einbildungskraft wenig empfänglich sind, kurz Alle, die im Allgemeinen einen anderen Zügel als das bloße Gesetz nöthig hätten, die werden dadurch nicht geängstigt und vom Übelthun abgehalten, wie wir täglich aus Beispielen lernen können, und wie die Erfahrung aller Jahrhunderte, von deinen Tagen an bis auf heute, deutlich zeigt. Gute Gesetze und mehr noch eine gute Erziehung und Pflege der Sitten und des Geistes erhalten in der menschlichen Gesellschaft Gerechtigkeit und Sanftmuth; denn Menschen, deren Gemüth durch ein wenig Bildung seine Rohheit und Rauhheit verloren hat, und die sich gewöhnt haben, bei allen Dingen erst ein wenig nachzudenken und ihren Verstand zu brauchen, schrecken fast mit Nothwendigkeit und beinah immer davor zurück, sich thätlich und blutig an ihren Nebenmenschen zu vergreifen; fast immer ist der Wunsch ihnen fern, Anderen irgendwie zu schaden, und nur selten und schwer lassen sie sich dazu fortreißen, den Gefahren zu trotzen, welche eine Verletzung der Gesetze mit sich bringt. Diese gute Wirkung haben nicht etwa die drohenden Einbildungen und traurigen Wahnvorstellungen grausamer und schrecklicher Dinge; vielmehr — was ja auch die Wirkung der vielen und grausamen Strafen zu sein pflegt, die der Staat verhängt, — vermehren diese noch einerseits die Feigheit, andrerseits die Wildheit der Gemüther, jene schlimmsten Feinde und Seuchen der menschlichen Gesellschaft.

Du hast aber auch den Guten Lohn in Aussicht gestellt und verheißen. Worin besteht dieser Lohn? In einem Zustande, der uns höchst langweilig und noch unerträglicher als dieses

Leben erscheint. Ein Jeder begreift die Härte deiner Strafen; die Wonne deiner Belohnungen aber bleibt versteckt und verborgen, und kein menschlicher Verstand vermag sie zu fassen. Daher können denn auch solche Belohnungen unmöglich zur Rechtschaffenheit und Tugend anlocken, und in der That, wenn nur sehr wenige Bösewichte durch die Furcht vor deinem schrecklichen Tartarus sich von irgend einer Missethat abhalten lassen, so wage ich zu behaupten, daß niemals ein guter Mensch bei dem Geringsten, was er that, durch die Sehnsucht nach deinem Elysium bewogen wurde, gut zu handeln; denn vor unserer Phantasie steht es durchaus nicht als etwas Wünschenswerthes. Abgesehen aber davon, daß selbst die sichere Erwartung dieses Gutes nur eine geringe Hülfe wäre: wie viel Hoffnung können selbst die Tugendhaften und Gerechten sich darauf machen, wenn dein Minos und Aeacus und Rhadamantus, jene strengen und unerbittlichen Richter, nicht die leichteste Spur einer Schuld verzeihen dürfen? Wer könnte sich so rein und makellos fühlen oder glauben, wie du es verlangst? So wird denn auch die Erlangung dieser zweifelhaften Glückseligkeit fast zur Unmöglichkeit, und das Bewußtsein des rechtschaffensten und mühseligsten Lebens kann den Menschen in seiner letzten Stunde nicht schützen gegen die Ungewißheit seines künftigen Zustandes und die Furcht vor Strafen. So ist durch deine Lehren der Furcht, die der Hoffnung so unendlich überlegen ist, die Herrschaft über den Menschen eingeräumt worden, und die Frucht dieser Lehren ist schließlich nur, daß das Menschengeschlecht, in diesem Leben ein merkwürdiges Beispiel von Unglück, den Tod nicht als das Ende seines Elends erwartet, sondern darüber hinaus noch unglücklicher zu werden fürchten muß. Demnach hast du an Grausamkeit nicht allein die Natur und das Schicksal übertroffen, sondern jeden noch so grimmen Tyrannen, jeden noch so erbarmungslosen Henker, den je die Welt gesehen.

Mit welcher Barbarei aber läßt sich deine Bestimmung vergleichen, daß es dem Menschen nicht erlaubt sein soll, seinen

Leiden, Schmerzen und Ängsten ein Ende zu machen, indem er das Grauen vor dem Tode überwindet und sich freiwillig des Athmens beraubt! Sicherlich kennen die anderen Thiere den Wunsch nicht, das Leben zu enden; denn das Unglück, das sie treffen kann, hat engere Grenzen, als die Unglückseligkeit des Menschen, auch würden sie nicht den Muth haben, ihr Leben eigenmächtig auszulöschen. Wenn sich aber die Anlagen dazu in der Natur der Thiere fänden, würde sie nichts daran hindern, den Tod zu suchen; kein Verbot, kein Zweifel würde ihnen die Fähigkeit nehmen, sich ihren Leiden zu entziehen. Sieh nun, wie du uns auch in dieser Hinsicht niedriger stellst, als die Thiere: jene Freiheit, welche die Thiere haben würden, wenn es ihnen möglich wäre davon Gebrauch zu machen, und welche die Natur selbst, die so karg gegen uns war, uns nicht versagt hat, wird nun durch deine Schuld den Menschen geraubt, so daß die einzigen lebenden Wesen, die der Sehnsucht nach dem Tode fähig sind, es allein nicht in der Hand haben, zu sterben, wann sie wollen. Natur, Schicksal und Glück geißeln uns beständig bis aufs Blut zu unserer unsäglichen Qual und Pein; da trittst du herzu und bindest uns die Arme und fesselst uns die Füße, so daß wir uns ihrer Schläge weder erwehren, noch aus dem Bereich derselben entfliehen können. Fürwahr, wenn ich die Größe des menschlichen Unglücks bedenke, so meine ich, daß man mehr als irgend etwas Anderes deine Lehren anklagen muß, Schuld daran zu sein, und daß die Menschen sich weit mehr über dich, als über die Natur zu beklagen haben. Die Letztere, wenn sie uns auch freilich nur ein höchst unglückliches Leben verhängt hat, gab uns doch auch dafür die Macht, dies Leben zu enden, sobald es uns gefiele. Und zunächst kann man nicht einmal sagen, daß ein Elend sehr groß sei, das, sobald ich nur will, nur eine sehr kurze Zeit zu dauern braucht; ferner aber, wenn Jemand auch in der That sich nicht entschließen sollte, das Leben zu verlassen, würde schon der Gedanke allein, nach freiem Belieben sich dem Elend entziehen zu können, ein solcher Trost, eine solche

Erleichterung jedes Unglücks sein, daß dadurch alle Leiden erträglich werden würden. Hieraus folgt, daß das unerträgliche Gewicht unseres Unglücks hauptsächlich in jenem Zweifel besteht, wenn wir freiwillig unser Leben abkürzen, dadurch vielleicht ein größeres Elend, als das gegenwärtige, uns zuzuziehen; ja, nicht bloß ein größeres, sondern einen Zustand von so unerhörter Grausamkeit und so langer Dauer, daß, auch wenn das Gegenwärtige gewiß und jene Qualen ungewiß sind, dennoch die Furcht vor ihnen ohne jeden Vergleich das Gefühl jedes noch so großen Übels in diesem Leben bei einem vernünftigen Menschen überwiegen muß. Jenen Zweifel, o Plato, hast du wohl leicht erregen können; aber eher wird das Menschengeschlecht aussterben, als er wieder gehoben sein wird. So ist denn Nichts geboren worden und wird in aller Zukunft Nichts geboren werden, was so unheilvoll und verderblich für das menschliche Geschlecht sein könnte, wie dein Geist.

Das Alles würde ich sagen, wenn ich Plato für den Urheber oder Erfinder dieser Lehren hielte; ich weiß aber sehr wohl, daß er es nicht ist. Jedenfalls haben wir über diesen Punkt genug gesprochen und wollen ihn nun ruhen lassen.

Plotinus. Du weißt, Porphyrius, ich liebe Plato aufrichtig. Darum aber will ich mich doch nicht auf seine Autorität berufen, zumal gegen dich und in einer solchen Frage, sondern will dir mit Gründen antworten, und wenn ich so im Vorbeigehen jenen Platonischen Satz angeführt habe, habe ich ihn nur gleichsam als Einleitung brauchen wollen. Ich nehme daher mein Raisonnement wieder auf und behaupte, daß nicht bloß Plato oder irgend ein anderer Philosoph, sondern die Natur selbst zu lehren scheint: uns eigenmächtig aus der Welt zu schaffen, sei nicht erlaubt. Auch brauche ich mich über diesen Punkt nicht weitläufig auszulassen; denn wenn du nur ein wenig nachdenken willst, wirst du nicht umhin können, selbst einzusehen, daß es wider die Natur sei, sich mit eigener Hand ohne zwingende Nothwendigkeit zu tödten. Ja, besser gesagt: man kann keine

Handlung begehen, die widernatürlicher wäre. Denn die gesammte Ordnung der Dinge würde umgestürzt werden, wenn diese sich selbst zerstörten; und es scheint ein Widerspruch darin zu liegen, daß einer sich des Lebens bediene, um das Leben auszulöschen, daß das Sein uns zum Nichtsein behülflich sein soll. Um so mehr, da, wenn irgend etwas uns von der Natur eingeschärft und anbefohlen ist, sicherlich vor Allem nicht bloß die Menschen, sondern ebenso jedes andere Geschöpf des Universums den strictesten Befehl erhalten hat, an seine eigene Erhaltung zu denken und auf alle Weise dafür zu sorgen; also das gerade Gegentheil des Selbstmordes. Fühlen wir nicht auch, ohne alle anderen Beweisgründe, daß unsere eigene Neigung von selbst uns dazu treibt und, wir mögen wollen oder nicht, uns den Tod hassen, fürchten oder vor ihm zurückschaudern macht? Nun also, da jene Handlung des Selbstmordes in so hohem Grade, wie wir sehen, widernatürlich ist, wie sollte sie denn erlaubt sein?

Porphyrius. Dies Alles habe ich schon überlegt; denn, wie du sagst, es ist unmöglich, diesen Punkt zu übersehen, wenn man über die ganze Frage nur ein wenig nachdenkt. Ich glaube aber, man kann deinen Gründen viele andere und von verschiedener Art entgegensetzen, will indessen versuchen, mich kurz zu fassen. Du zweifelst, ob es uns erlaubt sei, zu sterben ohne Nothwendigkeit; ich frage dich, ob es uns erlaubt ist, unglücklich zu sein? Die Natur verbietet den Selbstmord. Nun wäre es doch seltsam, wenn sie, da sie entweder den Willen oder die Macht nicht hat, mich glücklich oder doch frei von Elend zu machen, mich doch sollte verpflichten können, zu leben. Sicherlich hat die Natur, wie sie uns den Trieb der Selbsterhaltung und den Abscheu vor dem Tode eingepflanzt hat, uns nicht minder auch den Abscheu vor dem Unglück und das Streben nach unserem Vortheil verliehen, ja diese letzteren Neigungen in um so höherem Grade und um so viel maßgebender, da das Glück das Ziel aller unserer Handlungen, unserer Liebe wie unseres Hasses ist, und wir den Tod nicht fliehen und das Leben nicht lieben um

ihrer selbst willen, sondern mit Rücksicht auf unsern Vortheil und aus Sehnsucht danach, wie auch aus Scheu vor unserm Unheil und Schaden. Wie kann es also wider die Natur sein, die Unglückseligkeit zu fliehen auf die einzige Art, wie die Menschen ihr entfliehen können, nämlich indem sie sich aus der Welt hinwegbegeben, da man, so lange man lebt, dem Unglück nicht ausweichen kann? Und wie sollte die Natur mir verbieten, zum Tode meine Zuflucht zu nehmen, bei dem ich ohne allen Zweifel meinen Vortheil finde, und das Leben zu verschmähen, das so offenbar mir zum Schaden und zur Qual gereicht, da es mir zu nichts Anderem verhelfen kann, als zum Leiden, wie die tägliche Erfahrung lehrt?

Plotinus. Jedenfalls überzeugt mich das Alles nicht, daß der Selbstmord nicht an und für sich wider die Natur sei. Denn unser Gefühl sträubt sich zu deutlich und mit zu lebhaftem Abscheu gegen den Tod; auch sehen wir, daß die Thiere, die (wenn sie nicht von den Menschen gezwungen oder irre gemacht werden) in allen Dingen natürlich handeln, nicht allein niemals dahin kommen, sich selbst zu tödten, sondern, wie sehr sie auch mißhandelt und elend sein mögen, immer ein Widerstreben dagegen an den Tag legen. Endlich aber findet man auch unter den Menschen, deren Lebensweise mit der Natur im Einklang steht, keinen, der den Selbstmord nicht verabscheute, wenn er überhaupt einen Begriff oder eine Vorstellung davon hat, sondern nur unter uns entarteten und verdorbenen Menschen, die wir nicht naturgemäß leben.

Porphyrius. Nun denn, so will ich dir auch zugeben, daß diese Handlung wider die Natur sei, wie du behauptest. Was will das aber sagen, wenn wir selbst gewissermaßen — ich meine, wir civilisirten Menschen — keine natürlichen Geschöpfe sind? Vergleiche uns doch, ich sage nicht, mit den lebenden Wesen jeder anderen beliebigen Gattung, sondern mit den Völkern dort hinten in Indien und Aethiopien, die, wie man sagt, noch ihre ursprünglichen Sitten bewahrt haben und in Wäldern leben,

und du wirst zugeben, daß man schwerlich behaupten kann, sie seien Geschöpfe von derselben Gattung wie wir. Und diese unsere Umbildung, wenn ich so sagen darf, diese Veränderung des Lebens und besonders der Gemüthsart, — ich wenigstens habe es immer so angesehen, als ob sie nicht ohne einen unermeßlichen Zuwachs an Unglück vor sich gegangen seien. Freilich empfinden diese wilden Völker nie das Verlangen, ihr Leben zu enden, ja sie lassen sich's nicht einmal einfallen, daß man den Tod wünschen könne; während die Menschen, die nach unserer Art gesittet und, wie wir's nennen, civilisirt sind, ihn sehr häufig wünschen und dann und wann sich auch selbst das Leben nehmen. Wenn es nun dem civilisirten Menschen erlaubt ist, gegen die Natur zu leben und gegen die Natur so elend zu sein, warum soll es ihm nicht erlaubt sein, gegen die Natur zu sterben? Da wir uns doch von diesem neuen Unglück, das aus der Veränderung unseres Zustandes entspringt, nicht anders befreien können, als durch den Tod. Denn zurückzukehren in jenen ersten Zustand und zu einem Leben, wie es die Natur uns vorschreibt, würde kaum und vielleicht überhaupt nicht möglich sein auch nur in den äußerlichen Dingen, und in Betreff alles Innerlichen, was doch die Hauptsache ist, würde es ganz unzweifelhaft nicht mehr gelingen. Was ist weniger natürlich als die Heilkunde, sowohl die, die mit der Hand ausgeübt wird, wie die, welche durch innere Mittel wirkt? Beide sind zum größten Theil durch die Wirkungen, die sie hervorbringen, wie durch die Stoffe, Instrumente und Methoden, die sie anwenden, himmelweit von der Natur entfernt und den Thieren und Wilden unbekannt. Nichtsdestoweniger, da auch die Krankheiten, die sie heilen wollen, unnatürlich sind und nur durch die Civilisation, d. h. durch die Verderbtheit unseres Zustandes, hervorgerufen, sind und gelten all diese Künste, obwohl sie nicht natürlich sind, für nützlich, ja für nothwendig. So braucht denn auch der Selbstmord, der uns von dem Unglück, welches die Verderbniß uns bringt, befreit, darum, weil er der Natur zuwiderläuft, noch nicht tadelns-

werth zu sein, da unnatürliche Uebel unnatürliche Heilmittel fordern; und es wäre doch hart und unbillig, wenn die Vernunft, die, um uns noch elender zu machen, als wir von Natur sind, in anderen Dingen sich der Natur zu widersetzen pflegt, hierin sich mit ihr verbündete, um uns die letzte Zuflucht, die uns bleibt, zu rauben, die einzige, die sie selbst uns zeigt, und uns zwingen wollte, im Elend zu verharren.

Die Wahrheit ist diese, Plotinus. Jene ursprüngliche Natur der antiken Welt und der wilden und uncivilisirten Völker ist unsere Natur nicht mehr; Gewohnheit und Vernunft haben in uns eine andere Natur geschaffen, die nun die Stelle jener ersten in uns ersetzt und immer ersetzen wird. Anfangs war es dem Menschen nicht natürlich, sich freiwillig den Tod zu geben; es war aber auch noch nicht natürlich, ihn zu wünschen. Heute ist dies Beides natürlich, nämlich im Einklang mit unserer neuen Natur, die gleichfalls, wie die alte, nach dem strebt und mit Nothwendigkeit sich hinwendet, was unser Bestes zu sein scheint, und es daher mit sich bringt, daß wir oft das wünschen und suchen, was in der That das größte Gut des Menschen ist, nämlich den Tod.

Und dies ist nicht wunderbar; denn diese zweite Natur wird großentheils von der Vernunft beherrscht und geleitet. Die Vernunft aber bezeugt unwiderleglich, daß der Tod, weit entfernt, ein Uebel zu sein, wie er der ursprünglichen Anschauung erscheint, vielmehr das einzige wirksame Heilmittel für unsere Leiden ist, das höchste Gut, das die Menschen sich wünschen können. Demnach frage ich: beurtheilen die Culturmenschen ihre anderen Handlungen nach Mäßgabe der ursprünglichen Natur? Wann thun sie es überhaupt und welche Handlungen?

Nein, nicht nach der ursprünglichen Natur, sondern nach dieser unserer anderen, oder sagen wir lieber gleich: nach der Vernunft. Warum soll nun einzig und allein die Handlung, daß man sich das Leben nimmt, nicht nach der neuen Natur oder nach der Vernunft, sondern nach der ursprünglichen Natur

beurtheilt werden? Warum soll diese Letztere, die unserm Leben nicht mehr Gesetze giebt, dem Tod Gesetze geben? Warum soll nicht die Vernunft den Tod beherrschen, da sie doch das Leben regiert? Und in der That sehen wir auch, wie die Vernunft und das Unglück unseres gegenwärtigen Zustandes jenen angeborenen Abscheu vor dem Tode, von dem du sprachst, nicht allein auslöschen, zumal in den Unglücklichen und Schmerzgebeugten, sondern ihn, wie ich vorhin gesagt habe, in Sehnsucht und Liebe verwandeln. Wenn diese Sehnsucht und Liebe einmal entstanden ist, die nach der ursprünglichen Natur nicht hätte entstehen können, und wenn man das Unglück nicht leugnen kann, das gegen den Willen der Natur durch unsere sociale Veränderung erzeugt worden ist, so wäre es ein offenbarer Widersinn und Widerspruch, daß das Verbot der Natur, sich zu tödten, noch in Kraft bleiben sollte. Dies scheint mir zu genügen in Bezug auf die Frage, ob der Selbstmord erlaubt sei. Nun bleibt noch zu untersuchen, ob er nützlich sei.

Plotinus. Darüber brauchst du mir nichts zu sagen, lieber Porphyrius; denn insofern jene Handlung erlaubt ist, bezweifle ich durchaus nicht, daß sie sehr nützlich sei, während ich von Etwas, was nicht recht und gerecht ist, nicht zugeben würde, daß es Nutzen bringen könne. Die Frage aber wird kürzlich darauf hinauslaufen: was besser sei, das Nichtleiden oder das Leiden. Nun weiß ich wohl, daß wahrscheinlich fast alle Menschen einen mit Leiden gemischten Genuß einem Zustand vorziehen würden, in welchem zwar nicht von Leiden, aber auch nicht von Genuß die Rede wäre; so groß ist das Verlangen und so zu sagen der Durst, den die Seele nach Genuß empfindet.

Aber die Frage kann so gar nicht gestellt werden; denn Genuß und Vergnügen sind genau genommen so unmöglich, wie das Leiden unvermeidlich ist; und zwar ist das Leiden so unaufhörlich, wie das Verlangen und Bedürfniß, daß wir nach Genuß und Glückseligkeit empfinden und das nie gestillt werden kann. Ich spreche dabei nicht einmal von den besonderen

und zufälligen Leiden, die jeden Menschen treffen und für Jeden unausbleiblich sind, ich meine, die mehr oder weniger und in einer oder der anderen Art auch dem glücklichsten Leben von der Welt nicht erspart werden können. Und wahrlich, auch ein einziges und kurzes Leiden, das man überzeugt wäre erfahren zu müssen, wenn man weiterlebte, würde genügen, um vernunftgemäß den Tod wünschenswerther erscheinen zu lassen als das Leben; denn auch ein solches Leiden würde in keiner Weise vergütet werden, da wir niemals ein wahres Gut oder ein wahres Vergnügen erleben können.

Porphyrius. Mir scheint, daß schon die Langeweile und die Hoffnungslosigkeit, jemals eine Besserung unseres Zustandes und Glückes zu erlangen, hinreichen müßten, um den Wunsch zu erzeugen, dem Leben ein Ende zu machen, auch wenn ein Mensch sich in einem Glückszustand befindet, der nicht allein nicht schlecht, sondern günstig ist. Und oft schon habe ich mich gewundert, daß man nirgends Fürsten erwähnt findet, die sich hätten tödten wollen bloß aus Ekel und Überdruß an ihrem eigenen Zustand, wie man es von Privatleuten alle Tage lesen und hören kann. Ich erinnere nur an Jene, die des cyrenaischen Philosophen Hegesias Vorlesungen über das Elend des Lebens hörten, und als sie aus der Schule kamen, hingingen und sich tödteten; weßhalb Hegesias den Beinamen Verleiter zum Tode erhielt; und man erzählt, wie du wohl auch weißt, König Ptolemäus habe ihm endlich verboten, ferner über diesen Gegenstand zu disputiren, denn man findet zwar einige, wie den König Mithridates, Kleopatra, den römischen Otho und vielleicht noch etliche andere Fürsten, die sich selbst getödtet haben, diese alle aber wurden dazu gebracht, weil sie sich damals in Unglück und Bedrängniß befanden und noch Schwererem entgehen wollten. Nun wäre es mir aber sehr glaublich erschienen, daß Fürsten leichter als Andere ihren eigenen Zustand hassen lernten und einen Ekel an Allem bekämen und zu sterben wünschten; denn da sie auf der Höhe jener sogenannten mensch-

lichen Glückseligkeit sich befinden und von den ersehnten Gütern des Lebens nur wenige oder vielleicht keines mehr zu hoffen haben, da sie sie alle besitzen, können sie sich kein Morgen versprechen, das besser wäre als das Heute. Die Gegenwart ist immer, so glücklich sie sein mag, traurig und unliebenswerth; nur die Zukunft kann gefallen. Wie dem nun aber auch sein mag, schließlich können wir sehen, daß (außer der Furcht vor den Dingen einer anderen Welt), was die Menschen abhält, das Leben freiwillig zu verlassen, und was sie bewegt, es zu lieben und dem Tode vorzuziehen, nichts ist als, so zu sagen, ein einfacher Meß- und Rechenfehler, der Fehler, den man begeht, wenn man die Vortheile und Nachtheile des Lebens berechnet, mißt und gegen einander abwägt. In diesen Fehler, kann man sagen, verfällt man in jedem Augenblick, wo man das Leben annimmt, oder darein willigt, zu leben, und damit zufrieden ist, sei es mit Urtheil und Willen, oder durch die bloße Thatsache.

Plotinus. So ist es wirklich, lieber Porphyrius. Aber trotz alledem erlaube mir, dir zu rathen, und nimm es auch nicht übel, wenn ich dich bitte, in Bezug auf deine Absicht lieber der Natur als der Vernunft Gehör zu geben; ich meine, jener ursprünglichen Natur, die unsere und des Universums Mutter ist. Denn wenn sie auch eben nicht gezeigt hat, daß sie uns liebt, und wenn sie uns auch unglücklich gemacht hat, hat sie sich doch gegen uns viel weniger feindselig bewiesen und uns weniger geschadet, als wir selbst mit unserm eigenen Geist, mit unserer unersättlichen, maßlosen Neugier, mit unserm Speculiren, Vernünfteln, Träumen, unsern armseligen Meinungen und Lehren; besonders aber hat sie sich große Mühe gegeben, unser Unglück zu lindern dadurch, daß sie es uns großentheils verhehlte oder unter anderer Gestalt zeigte. Und wie sehr wir uns auch verändert haben, wie sehr in uns die Kraft der Natur geschwunden sein mag, ist sie doch nicht ganz zunicht geworden und wir nicht so sehr verändert und umgestaltet, daß nicht in Jedem von uns noch ein gutes Stück vom alten Menschen geblieben wäre. Dies

aber wird trotz all unserer Thorheit nie anders sein können. Denn siehst du, das, was du einen Rechenfehler nennst — und gewiß ist's ein Fehler, und eben so groß, als mit Händen zu greifen — das wird beständig begangen, und nicht allein von den Dummen und Ungebildeten, sondern von den Gescheidten, Gelehrten und Weisen; und wird ewig begangen werden, wenn nicht die Natur selbst, die dieses unser Geschlecht hervorgebracht hat, nicht bloß die vernünftige Erwägung und die eigene Hand der Menschen, dasselbe wieder vernichtet. Glaube mir auch, daß kein Lebensüberdruß, keine Verzweiflung, kein Gefühl von der Nichtigkeit der Dinge, der Vergeblichkeit aller Sorgen, der Einsamkeit des Menschen, kein Haß gegen die Welt und sich selbst lange dauern können; obwohl diese Stimmungen der Seele höchst vernünftig sind und ihr Gegentheil unvernünftig. Trotzdem aber kehrt, wenn ein wenig Zeit vergangen und die Stimmung des Körpers sich nur leicht verändert hat, nach und nach, und oft auch ganz plötzlich durch die geringsten und kaum bemerkbaren Ursachen, die Neigung zum Leben zurück; bald diese, bald jene neue Hoffnung erwacht, und die menschlichen Dinge gewinnen wieder den täuschenden Schein, als seien sie einiger Sorge nicht unwerth, allerdings nicht für den Verstand, aber doch, so zu sagen, für unsere seelische Empfindung. Das genügt aber, um zu bewirken, daß man, so gut man die Wahrheit kennt und von ihr überzeugt ist, nichtsdestoweniger gegen allen Widerspruch der Vernunft im Leben aushält und darin fortschreitet wie alle Anderen; denn jene Empfindung, kann man sagen, und nicht der Verstand, ist das, was uns beherrscht.

Mag es doch vernünftig sein, sich zu tödten, und gegen die Vernunft, sich das Leben gefallen zu lassen: gewiß ist doch jene That eine wilde und unmenschliche. Wie könnte es einem mehr gefallen, und wie könnte man sich lieber entschließen, aus Vernunftgründen ein Ungeheuer zu sein, als nach dem Naturgesetz ein Mensch! Und wie sollten wir nicht auch auf unsere Freunde ein wenig Rücksicht nehmen, auf unsere Blutsverwandten, unsere

Kinder, Geschwister, Eltern, unsere Frau, auf alle die Personen, die zu unserer Familie gehören und mit denen wir seit langer Zeit vertraulich zusammen gelebt haben? Wenn wir sterben, müssen wir sie auf immer verlassen; und sollen wir in unserm Herzen keinen Schmerz fühlen über diese Trennung und nicht auch an ihren Kummer denken, den sie theils über den Verlust einer theuren, mit ihnen lange verbundenen Person, theils über das Entsetzliche des Falles selbst fühlen werden? Freilich darf der Geist des Weisen nicht zu weich sein, sich nicht von Mitleiden und Betrübniß so sehr hinreißen lassen, daß er dadurch verstört wird, zu Boden sinkt, in Feigheit und ohnmächtige Schwäche verfällt, daß er unmäßige Thränen vergießt und Handlungen begeht, wie sie ein in sich gefesteter Mensch mit einer vollen und klaren Erkenntniß des menschlichen Looses nicht begehen dürfte. Aber diese Seelenstärke mag sich in den traurigen Zufällen bewähren, die das Geschick uns verhängt und die wir nicht vermeiden können; nicht dazu mißbraucht werden, uns freiwillig für immer des Anblicks, des Gesprächs und des Umgangs unserer Lieben zu berauben. Wer den Schmerz der Trennung und den Verlust von Eltern, Verwandten und Freunden für Nichts achtet oder überhaupt nicht fähig ist, über dergleichen Schmerz zu empfinden, ist kein Weiser, sondern ein Barbar. Wer gleichgültig dagegen ist, ob er Freunde und Hausgenossen dadurch betrübt, daß er sich selbst tödtet, sorgt nicht für Andere, sondern nur für sich selbst. Und in der That, wer sich selbst den Tod giebt, sucht nur seinen eigenen Vortheil und wirft gleichsam seine Nächsten und das ganze Menschengeschlecht hinter sich, so daß in dieser Handlung des Selbstmordes die nackteste, schmutzigste oder doch wenigst schöne und liberale Selbstsucht erscheint, die man nur auf Erden finden kann.

Endlich aber, lieber Porphyrius, sind die Beschwerden und Übel des Lebens, so zahlreich und unaufhörlich sie sein mögen, dennoch, wenn nicht gerade außerordentliche Unglücksfälle und Calamitäten oder heftige körperliche Schmerzen uns befallen,

nicht so schwer zu ertragen, zumal für einen weisen und starken Mann, wie du bist. Und das Leben ist etwas so Unwichtiges, daß der Mensch an und für sich nicht so sehr bemüht sein sollte, weder es zu erhalten, noch es aufzugeben. Darum, ohne die Sache gar zu genau abzuwägen, wenn sich irgend ein geringfügiger Grund zeigte, sich lieber nach jener, als nach dieser Seite hinzuneigen, sollte er sich nicht weigern, es zu thun.

Wenn daher ein Freund ihn bittet, warum sollte er ihm nicht den Gefallen thun? Und so bitte nun ich dich herzlich, lieber Porphyrius, bei der Erinnerung an all die Jahre, in denen wir gute Freundschaft gehalten haben: laß diesen Gedanken fallen! Betrübe nicht so schwer deine guten Freunde, die dich von ganzem Herzen lieben, und mich, der keinen theureren Menschen, keinen angenehmeren Umgang kennt. Hilf uns lieber das Leben ertragen, als daß du uns rücksichtslos im Stiche ließest. Laß uns leben, lieber Porphyrius, und Einer dem Andern Beistand leisten; laß uns willig den Theil der Leiden unseres Geschlechtes tragen, den das Schicksal uns bestimmt hat. So wollen wir darauf bedacht sein, uns einander Gesellschaft zu leisten, einander zu ermuthigen und uns gegenseitig hülfreiche Hand zu leihen, um so gut als möglich dies mühselige Leben zu überstehen. Ohne Zweifel wird es nur kurz sein. Und wenn der Tod kommt, werden wir es nicht beklagen; bis ans Ende werden die Freunde und Gefährten uns beistehen und trösten, und der Gedanke wird uns erheitern, daß auch nach unserem Tode sie noch oft unser gedenken und fortfahren werden, uns zu lieben.

Gedanken.

I.

Ich habe mich lange dagegen gesträubt, das Alles für wahr zu halten, was ich im Folgenden sagen werde; denn abgesehen davon, daß es meiner Natur viel zu fern lag und daß man immer geneigt ist, die Anderen nach sich zu beurtheilen, hatte ich nie die Neigung, die Menschen zu hassen, sondern sie zu lieben. Endlich aber hat mich die Erfahrung fast mit Gewalt davon überzeugt, und ich bin gewiß, daß Leser, die viel und auf mancherlei Art mit den Menschen verkehrt haben, bekennen werden: was ich sagen werde, sei wahr; alle Übrigen werden es für übertrieben halten, bis die Erfahrung, wenn sie überhaupt je Gelegenheit haben, die menschliche Gesellschaft wirklich kennen zu lernen, ihnen die Augen öffnen wird.

Ich behaupte, die Welt ist ein Geheimbund von Schurken gegen die wackeren Leute, von Gemeinen gegen die Edlen. Wenn zwei oder mehr Schurken sich zum ersten Mal begegnen, erkennen sie sich leicht und wie an Abzeichen unter einander für das, was sie sind, und verständigen sich sofort; oder wenn sich ihr Vortheil damit nicht verträgt, fühlen sie doch gewiß Zuneigung zu einander und bezeigen sich große Hochachtung. Hat ein Schurke einen Vertrag oder ein Geschäft mit Seinesgleichen, so wird er sich sehr oft ganz gewissenhaft betragen und den Andern nicht betrügen; hat er mit ehrenwerthen Menschen zu thun, so ist es undenkbar, daß er sie nicht hintergeht und, wie es ihm nur irgend paßt, sie zu schädigen sucht, wenn er auch weiß, daß er es mit muthigen Leuten zu thun hat, die im Stande sind, sich zu rächen; denn er rechnet darauf, was ihm auch gewöhnlich

glückt, mit seiner Tücke über ihren Muth zu siegen. Ich habe öfters gesehen, wie sehr furchtsame Menschen, die zwischen einem noch furchtsameren Schurken und einem ganz tapferen Ehrenmanne die Wahl hatten, aus Furcht die Partei des Schurken ergriffen; ja es wird das immer geschehen, wo Durchschnittsmenschen sich in ähnlicher Lage befinden; denn die Wege, die ein Mann von Muth und Ehre geht, sind allbekannt und einfach, die des Bösewichts versteckt und unendlich mannichfaltig. Nun aber flößt bekanntlich das, was man nicht kennt, mehr Furcht ein, als das Bekannte; vor der Rache des Hochherzigen kann man sich leicht schützen, schon durch die bloße Feigheit und Furcht; aber keine Furcht und keine Feigheit gewährt hinlänglich Schutz gegen die heimlichen Verfolgungen und Ränke, ja auch nur gegen die offenen Anschläge von Seiten gemeiner Feinde. Im täglichen Leben wird wahrer Muth meist nur sehr wenig gefürchtet; auch darum, weil er, da ihm jede Heuchelei fremd ist, jenes Aufputzes entbehrt, der die Sache furchtbar macht, und darum oft gar nicht geglaubt wird; die Schurken aber werden gefürchtet, als ob sie auch muthig sein müßten, da sie durch Prahlen häufig den Schein des Muthes zu erregen wissen.

Selten finden sich arme Schurken, da, um nur dies Eine zu erwähnen, ein Ehrenmann, der verarmt, bei Niemand Hülfe findet, ja bei Vielen Schadenfreude erweckt; wenn aber ein Schurke arm wird, rührt sich die ganze Stadt, um ihm zu helfen. Der Grund davon ist leicht einzusehen: wir werden nämlich immer gerührt durch das Unglück Dessen, den wir als unsern Kameraden und Gefährten ansehen, weil wir uns dann selbst bedroht glauben, und leisten dann gern, wenn wir können, Hülfe und Beistand, da, wenn wir es unterließen, wir damit offen einzuwilligen schienen, daß im ähnlichen Fall auch uns das Gleiche geschähe. Von den Schurken nun, die in der Welt die Mehrzahl bilden und die meisten Mittel haben, hält Jeder den Andern, auch ohne ihn persönlich zu kennen, für seinen Genossen und Gefährten und fühlt sich in Nothfällen verpflichtet, Hülfe

zu leisten, durch jenen Geheimbund, der, wie ich sagte, zwischen ihnen besteht. Ihnen scheint es auch ein Ärgerniß, daß ein anerkannter Schurke im Elend gelassen werden sollte, da die Armuth in der Welt, die mit Worten freilich immer die Tugend ehrt, leicht in solchen Fällen eine Strafe genannt wird, was dann allen anderen Schurken zum Schimpf und wohl gar auch zum Schaden gereichen kann. Darum lassen sie es sich so angelegen sein, dieses Ärgerniß aus dem Wege zu räumen, daß man nur wenige Fälle kennt, wo Schurken, außer etwa ganz unbekannte Menschen, bei Unglück, das sie getroffen, sich nicht doch noch ganz erträglich herausgezogen hätten.

Im Gegensatz hierzu werden die Guten und Edlen, da sie sich von der großen Masse unterscheiden, von dieser wie Geschöpfe anderer Gattung betrachtet, und daher nicht allein nicht als Kameraden oder Gefährten angesehen, sondern als hätten sie überhaupt keinen Theil an den Rechten der menschlichen Gesellschaft; als solche verfolgt man sie denn, wie man alle Tage sieht, mehr oder weniger heftig, je nachdem die Niedrigkeit der Gesinnung und die Bösartigkeit der Zeit und des Volkes, unter denen sie gerade leben, größer oder geringer sind. Denn wie in den Körpern der Thiere die Natur immer die Säfte und Materien auszuscheiden strebt, die zu den Stoffen, aus denen diese Körper selbst zusammengesetzt sind, nicht passen, so sorgt dieselbe Natur auch in den Massenansammlungen der Menschen dafür, daß, wer sich beträchtlich vom Durchschnitt unterscheidet, zumal wenn dieser Unterschied als eine Unannehmlichkeit empfunden wird, mit aller Gewalt vernichtet oder verdrängt werde. Auch pflegen die Guten und Edlen darum so verhaßt zu sein, weil sie gewöhnlich aufrichtig sind und die Dinge beim Namen nennen; ein Verbrechen, das die Menschen nicht verzeihen, da sie nie so sehr Den hassen, der Böses thut, noch das Böse selbst, wie Den, der es beim Namen nennt. Demgemäß wird oft genug, während der, der Böses thut, Reichthümer, Ehre und Macht gewinnt, der, der es bei Namen nennt, aufs Schaffott geschleppt, da die Menschen

geduldig alles Erdenkbare von Andern oder vom Himmel erleiden, wenn sie nur in Worten damit verschont werden.

II.

Wenn man die Biographieen berühmter Männer lies't und zwar solcher, die ihren Ruhm nicht durch Schriften, sondern durch Thaten erlangt haben, findet man nur äußerst wenige wahrhaft große, die nicht schon in früher Jugend ihren Vater verloren haben. Ich will nicht davon reden, daß, wenn der Vater von seinen Renten lebt, der Sohn bis zum Tode des Vaters gewöhnlich kein Vermögen hat, folglich ohne Einfluß in der Welt steht, um so mehr, da er zu gleicher Zeit Vermögen zu erwarten hat und daher sich nicht bemüht, mit eigener Arbeit Geld zu erwerben, was ihn zu großen Leistungen antreiben könnte; ein seltener Fall freilich, da in der Regel Diejenigen, die Großes geleistet haben, von Anfang an reich, oder doch wenigstens hinlänglich mit Glücksgütern versehen waren. Aber von alledem abgesehen bringt die väterliche Gewalt bei allen Nationen, die unter Gesetzen leben, eine Art Sklaverei der Söhne mit sich, nur um so drückender und fühlbarer, als die bürgerliche, weil sie eine häusliche ist. Mag dieselbe noch so sehr entweder durch die Gesetze selbst, oder durch das bürgerliche Herkommen, oder durch die besonderen Eigenschaften der Personen gemäßigt sein, eine sehr nachtheilige Wirkung hat sie jedenfalls unter allen Umständen: das Gefühl nämlich, das der Mensch, so lange sein Vater am Leben, beständig in sich trägt, durch die Meinung bestärkt, die sichtbar und unvermeidlich die Menge sich von ihm bildet, ein Gefühl der Unterordnung und Abhängigkeit und daß er nicht freier Herr seiner selbst, ja so zu sagen keine volle Person, sondern nur ein Theil oder Glied einer anderen sei, und daß sein Name diesem Andern mehr als ihm selbst gehöre. Dieses Gefühl — um so tiefer in den zum Handeln Begabten, weil

ihr Geist gewecker, sie daher fähiger sind, ihre eigene Lage zu empfinden und schärfer die Wahrheit derselben zu erkennen, — läßt es kaum zu, daß Jemand etwas Großes plant, geschweige ausführt. Und wenn auf diese Weise die Jugend vergangen und ein Mensch im Alter von 40 oder 50 Jahren zum ersten Mal sein eigener Herr geworden ist, fühlt er selbstverständlich keinen Trieb mehr, und wenn er ihn fühlte, hat er nicht mehr genug Energie noch Kräfte noch Zeit zu großen Thaten. So bewährt es sich auch hier wieder, daß es in der Welt kein Gut giebt, dem nicht eben so große Uebel zur Seite ständen; denn der unschätzbare Vortheil, in früher Jugend einen erfahrenen und liebevollen Führer zu haben, wie es nur ein eigener Vater sein kann, wird aufgewogen durch eine Art von Nichtigkeit sowohl der Jugend als des Lebens überhaupt.

V.

In verborgenen Dingen sieht immer die Minderzahl der Menschen klarer, in offenkundigen die Mehrzahl. Es ist absurd, sich in metaphysischen Fragen auf den sogenannten consensus gentium zu berufen, auf den man gar keinen Werth legt bei allen Naturerscheinungen und Sinneswahrnehmungen, wie z. B. bei der Frage von der Bewegung der Erde und tausend anderen. Andrerseits ist es gewagt, gefährlich und auf die Länge unnütz, in socialen Fragen der Meinung der Mehrheit zu widerstreben.

VI.

Der Tod ist kein Uebel, da er den Menschen von allen Übeln erlös't und ihn zu gleicher Zeit von den Gütern des Lebens und von der Sehnsucht danach befreit. Das Alter ist ein sehr großes Übel; denn es beraubt den Menschen aller Ge-

nüsse, läßt ihm aber das Verlangen danach und bringt alle Leiden mit sich. Trotzdem fürchten die Menschen den Tod und wünschen ein hohes Alter.

X.

Von dem größten Theil der Personen, denen wir die Erziehung der Kinder anvertrauen, wissen wir gewiß, daß sie selbst nicht erzogen worden sind. Und doch zweifeln wir nicht, daß sie das geben können, was sie selbst nicht empfangen haben, und was auf keinem andern Wege zu erlangen ist.

XIV.

Es wäre kein geringes Unglück für die Erzieher und vor Allem für die Eltern, wenn sie dächten, was doch nur allzu wahr ist, daß ihre Kinder, welche Anlagen sie auch empfangen haben und wie viel Mühe, Fleiß und Kosten auch auf ihre Erziehung verwendet werden mögen, sobald sie dann in die Welt treten, fast unvermeidlich, wenn der Tod sie nicht davor bewahrt, böse werden müssen. Vielleicht wäre diese Antwort schlagender und vernünftiger, als die des Thales, der auf Solon's Frage, warum er sich nicht verheirathe, auf die Sorgen der Eltern wegen der Unglücksfälle und Gefahren hinwies, die ihrer Kinder warteten. Es würde, sage ich, schlagender und vernünftiger sein, sich damit zu entschuldigen, daß man die Zahl der Bösen nicht vermehren wolle.

XV.

Chilon, einer der sieben Weisen Griechenlands, sagte, ein Mensch von starkem Körper müsse sanft von Sitten sein, um den Andern mehr Ehrfurcht als Furcht einzuflößen. Aber die

Leutseligkeit, Milde des Wesens, ja sogar eine gewisse Demuth ist auch Denen niemals überflüssig, die durch Schönheit, Geist oder irgend sonst Etwas, das in der Welt hochgeschätzt wird, in der Masse sich auszeichnen; denn sie haben für eine allzu große Schuld Vergebung zu erbitten, — ihre Ueberlegenheit, und einen allzu heftigen und bösen Feind zu versöhnen, — den Neid. Glaubten doch die Alten, wenn sie sich im Glück und auf der Höhe des Lebens sahen, sogar den Neid der Götter versöhnen zu müssen, indem sie durch Demüthigungen, freiwillige Gaben und Bußen das fast unsühnbare Verbrechen des Glücks oder der Vortrefflichkeit sühnten.

XVIII.

Ich sah in Florenz einen Menschen, der wie ein Zugthier nach dortiger Sitte einen schwerbeladenen Karren zog und dabei mit dem größten Selbstbewußtsein schrie und den Leuten befahl, ihm Platz zu machen; ich mußte dabei an die Vielen denken, die stolz einherschreiten und die Anderen insultiren aus ganz demselben Grunde, der Jenen so aufgeblasen machte, weil sie nämlich einen Karren ziehen.

XX.

Wenn ich das Genie des Cervantes hätte, würde ich ein Buch schreiben, um, wie er Spanien von der Nachahmung des fahrenden Ritterthums, so Italien oder vielmehr die ganze civilisirte Welt von einem Laster zu reinigen, das, wenn man die Zahmheit der heutigen Sitten erwägt und vielleicht auch ganz allgemein betrachtet, nicht weniger grausam und barbarisch ist, als irgend ein Überrest aus den wilden Zeiten des Mittelalters, gegen den Cervantes polemisirte. Ich meine das Laster des Lesens oder Declamirens seiner eigenen Sachen vor Anderen, das freilich schon sehr alt, aber in den früheren Jahrhunderten

doch noch eine erträgliche Plage war, weil es selten vorkam. Heute aber, wo Alle schreiben und nichts schwieriger ist, als Jemand zu finden, der nicht Autor wäre, ist es eine wahre Landplage, ein öffentliches Unglück und eine neue Heimsuchung des menschlichen Lebens geworden. Und es ist kein Scherz, sondern die volle Wahrheit, wenn ich sage, daß seit dem Umsichgreifen dieses Lasters Bekanntschaften eine bedenkliche Sache und Freundschaften gefährlich geworden sind, und daß es weder eine Zeit noch einen Ort giebt, wo ein ganz Unschuldiger nicht befürchten müßte überfallen und gleich auf dem Fleck, oder sonst irgendwohin geschleppt, der Folter unterworfen zu werden, endlose Prosa oder Verse zu Tausenden anhören zu müssen, nicht mehr mit dem Vorwande, den man ehemals als Motiv für solche Vorlesungen zu brauchen pflegte, daß man sein Urtheil hören wolle, sondern einzig und ausdrücklich, um durch das Anhören dem Verfasser Vergnügen zu machen, außer den obligaten Lobsprüchen am Schlusse. Ich glaube in allem Ernst, daß es nur in sehr wenig Dingen sich glänzender offenbare, einerseits wie kindisch die Menschen seien und bis zu welchem äußersten Grade von Blindheit, ja Dummheit der Mensch durch seine Eigenliebe geführt werde, andrerseits bis zu welcher Selbsttäuschung unser Geist gelangen könne, als bei dieser Sucht, seine eignen Schriften vorzutragen. Denn obwohl Jeder sich sehr wohl bewußt ist, wie unsäglich lästig es ihm selber wird, die Sachen eines Andern anzuhören, und obwohl er sieht, wie die Personen, die er eingeladen hat, die seinen zu hören, erschrecken und erblassen, Ausflüchte aller Art hervorsuchen, um nur verhindert zu erscheinen, oder auch die Flucht ergreifen und nach Möglichkeit einem solchen Autor aus dem Wege gehen, suchen sie nichtsdestoweniger mit eherner Stirn, mit wunderbarer Beharrlichkeit, wie ein hungriger Bär, ihre Beute in der ganzen Stadt auf, und wenn sie ihrer habhaft geworden, schleppen sie sie an den Bestimmungsort. Sehen sie dann während der Vorlesung zuerst an dem Gähnen, dann an dem Sichstrecken und -winden und

hundert anderen Zeichen die tödtlichen Qualen, die der unglückliche Zuhörer erduldet, so halten sie darum doch nicht inne und gönnen ihm Ruhe; vielmehr fahren sie um so hitziger und hartnäckiger stundenlang, ja ganze Tage und Nächte hindurch mit Reden und Schreien fort, bis sie heiser werden und bis, lange nachdem der Zuhörer erlegen ist, ihnen selbst die Kraft ausgeht, obwohl ihre Begierde noch nicht gestillt ist. Während dieser Zeit und dieser Henkersarbeit, die der Mensch an seinem Nächsten verübt, empfindet er sicherlich ein fast übermenschliches, paradiesisches Vergnügen; denn wir sehen, daß die Menschen darum alle anderen Freuden verschmähen, Schlaf und Essen vergessen, daß Leben und Welt vor ihren Augen verschwinden. Und dies Vergnügen besteht nur in dem festen Glauben, den der Mensch hat, daß er Bewunderung erwecke und dem, der ihn hört, Vergnügen mache; sonst würde es auf dasselbe hinauslaufen, in der Wüste zu declamiren, wie vor Menschen. Wie groß aber das Vergnügen dessen ist, der hört (ich sage absichtlich immer hört, nicht anhört), weiß, wie gesagt, ein Jeder, und der Vorlesende kann es sehen, und ich weiß auch, daß Viele einem solchen Vergnügen lieber eine schwere Körperstrafe vorziehen würden. Sogar die schönsten und werthvollsten Schriften können, wenn der Verfasser sie selbst vorlies't, tödtlich langweilen; dabei bemerkte einer meiner philologischen Freunde, daß, wenn es wahr sei, daß Octavia, als Virgil ihr das sechste Buch der Aeneide vorlas, ohnmächtig geworden, das nicht sowohl eine Folge der schmerzlichen Erinnerung an ihren Sohn Marcellus gewesen sein könne, als der Langenweile, vorlesen zu hören.

So ist der Mensch. Und dieses Laster, von dem ich rede, so barbarisch, so lächerlich und so sehr dem Begriff eines vernünftigen Wesens widerstrebend, ist in der That eine Krankheit des Menschengeschlechts überhaupt; denn es giebt keine noch so gebildete Nation, keinen Culturzustand, kein Jahrhundert, wo diese Pest nicht verbreitet gewesen wäre. Italiener, Franzosen, Engländer, Deutsche; ergraute Männer, in allem Andern sehr

weise, voll Geist und Gediegenheit; Menschen von der größten Welterfahrung, den vollendetsten Sitten, die ein Vergnügen daran finden, Albernheiten zu bemerken und zu verspotten, Alle werden grausame Kinder, wenn sie Gelegenheit finden, ihre Sachen vorzulesen. Und wie sich dies Laster in unsern Zeiten findet, so schon in denen des Horaz, dem es auch schon unerträglich dünkte; und in denen Martial's, der, als ihn Jemand fragte, warum er ihm nicht seine Verse vorlese, zur Antwort gab: um nicht deine hören zu müssen; und so war es auch in der Blütezeit Griechenlands, wo, wie man erzählt, der Cyniker Diogenes, als bei einer solchen Vorlesung Alle vor Langerweile sterben wollten und er in dem Buch, das der Autor in der Hand hielt, am Ende das weiße Papier erglänzen sah, ausrief: Muth, Freunde! Ich sehe Land.

Heut aber ist es so weit gekommen, daß die Zuhörer, auch wenn man sie zwingt, kaum den Bedürfnissen der Autoren genügen können. Daher haben einige meiner Bekannten, erfindungsreiche Köpfe, in der Überzeugung, daß das Vorlesen der eigenen Erzeugnisse eines der natürlichen Bedürfnisse der Menschen sei, daran gedacht, demselben abzuhelfen und es zugleich, wie alle anderen öffentlichen Bedürfnisse, zum Nutzen der Einzelnen auszubeuten. Sie werden deßhalb in Kurzem eine Schule oder Akademie oder ein Athenäum zum Zuhören eröffnen, wo zu jeder Stunde des Tages und der Nacht sie selbst oder von ihnen besoldete Leute zu bestimmten Preisen Jeden, der vorlesen will, anhören werden; die Preise sind für Prosa: die erste Stunde ein Scudo, die zweite zwei, die dritte vier, die vierte acht und so zunehmend in arithmetischer Progression. Für Poesie das Doppelte. Für jeden schon gelesenen Absatz, wenn man ihn, wie es wohl vorkommt, noch einmal lesen will, eine Lira für den Vers. Wenn der Zuhörer einschlafen sollte, wird dem Leser ein Drittel des bezahlten Preises zurückerstattet. Für Krämpfe, Ohnmachten und andere leichtere oder schwerere Zufälle, die dem einen oder anderen Theil während des Lesens zustoßen sollten,

wird die Schule mit Essenzen und Arzneimitteln versehen sein, die gratis verabreicht werden. Indem man so aus einer bisher unfruchtbaren Sache, wie es die Ohren waren, eine Erwerbsquelle macht, wird der Industrie eine neue Bahn eröffnet und der allgemeine Wohlstand vermehrt.

XXI.

Unser Vergnügen beim Sprechen ist nur dann lebhaft und von Dauer, wenn wir von uns selbst sprechen dürfen, von den Dingen, mit denen wir uns beschäftigen oder die uns irgendwie angehen. Jedes andere Gespräch wird uns bald langweilig, und eines, das uns angenehm ist, erregt dem, der zuhört, tödtlichen Überdruß. Man erkauft nur mit Leiden den Ruf der Liebenswürdigkeit; denn liebenswürdig in der Unterhaltung ist nur, wer der Eigenliebe der Anderen schmeichelt und vor Allem viel hört und schweigt, was meistentheils höchst langweilig ist, dann aber die Andern von sich und ihren Angelegenheiten nach Herzenslust reden läßt, ja das Gespräch selbst auf dergleichen Dinge bringt und selbst davon spricht, bis dann, wenn man sich trennt, Jene sehr mit sich zufrieden sind und er sehr von ihnen gelangweilt. Denn wenn die beste Gesellschaft die ist, aus der wir am meisten mit uns selbst zufrieden fortgehen, so folgt daraus, daß es auch fast immer die ist, in der wir die größte Langeweile erregt haben. So ist denn bei der gewöhnlichen Conversation, die nur den Zweck hat, sich durch Sprechen zu unterhalten, fast unfehlbar das Vergnügen der Einen die Langeweile der Andern; man kann nur hoffen, sich zu langweilen oder zu ärgern, und es ist noch ein Glück, wenn man beides zugleich erlebt.

XXIII.

Die Wahrheit des alten Ausspruchs, daß das Leben eine theatralische Aufführung sei, zeigt sich vor Allem darin, daß die

Welt beständig anders spricht, als sie handelt. Da bei dieser Komödie heutzutage Alle mitspielen, weil Alle dieselbe Sprache sprechen, und fast Niemand den Zuschauer macht, weil das leere Geschwätz der Welt nur Kinder und Thoren täuscht, so folgt daraus, daß eine solche Aufführung eine ganz alberne Sache geworden ist, die ohne allen Grund langweilt und ermüdet. Es wäre darum unseres Jahrhunderts würdig, zu versuchen, ob nicht endlich einmal das Leben aus einer Heuchelei zu einer Wahrheit zu machen und zum ersten Mal in der Welt der berüchtigte Widerstreit zwischen Worten und Thaten zu schlichten wäre. Da, wie die Erfahrung zur Genüge lehrt, die Thaten nicht zu ändern sind und die Menschen sich nicht ferner bemühen sollten, das Unmögliche möglich zu machen, würde jene Versöhnung nur auf die einzige, zugleich sehr leichte, wenn auch bis heute noch nie versuchte Art zu Stande zu bringen sein: daß man nämlich die Redeweise ändert und endlich einmal die Dinge bei ihrem Namen nennt.

XXIV.

Ich müßte mich sehr täuschen, oder es kommt in unserm Jahrhundert nur selten vor, daß eine allgemein gelobte Person nicht das Signal zu ihrem Lobe mit eigenem Munde gegeben hätte. So groß ist die Selbstsucht, der Neid und Haß Aller gegen Alle, daß, um berühmt zu werden, es nicht genügt, lobenswerthe Dinge zu thun, sondern daß man selbst sie loben oder, was auf dasselbe hinausläuft, Jemand finden muß, der sie beständig ausposaunt und verherrlicht, indem er dem Publikum mit lauter Stimme davon vorprahlt und die Leute theils durch sein Beispiel, theils durch Keckheit und Beharrlichkeit zwingt, das Lob wenigstens theilweise zu wiederholen. Hoffe nur nicht, daß Einer aus eigenem Antrieb von dir reden werde, mag dein Werth auch noch so groß, deine Werke noch so schön sein. Sie sehen sie und schweigen ewig und hindern womöglich Andere, sie zu sehen.

Wer in die Höhe kommen will, wenn auch durch wahres Verdienst, lasse alle Bescheidenheit fahren. Auch in dieser Hinsicht ist die Welt den Weibern ähnlich: mit Schüchternheit und Zurückhaltung erreicht man Nichts bei ihr.

XXV.

Kein Mensch ist so vollständig über die Welt enttäuscht und kennt sie so gründlich oder ist so ergrimmt über sie, daß, wenn sie ihn nur eine Weile freundlich ansieht, er sich nicht einigermaßen mit ihr aussöhnte, wie es auch keinen Schurken giebt, der, wenn er uns höflich grüßt, uns nicht weniger Schurke schiene, als vorher. Diese Betrachtungen sollen nur die Schwäche der Menschen zeigen, aber weder die Schurken noch die Welt rechtfertigen.

XXVII.

Durch Nichts verräth man mehr, daß man nur ein geringer Philosoph und wenig weise ist, als wenn man das ganze Leben auf dem Fuß der Weisheit und der Philosophie einrichten will.

XXX.

Wie die Menschen alles Gegenwärtige zu tadeln und das Vergangene zu loben pflegen, so sehnen sich auch die meisten Reisenden, so lange sie unterwegs sind, nach ihrer Heimath und ziehen sie mit einer Art Ingrimm den Gegenden vor, in denen sie sich gerade befinden. Sind sie dann wieder zu Hause, so setzen sie die Heimath mit demselben Ingrimm gegen alle anderen Orte zurück, wo sie gewesen sind.

XXXI.

In jedem Lande werden die allgemeinen Laster und Übel der Menschen und der Gesellschaft als dem Orte eigenthümlich angesehen. Ich war noch an keinem Ort, wo ich nicht gehört hätte: hier sind die Frauenzimmer eitel und flatterhaft, lesen wenig und sind ungebildet; hier bekümmert man sich viel um den lieben Nächsten, schwatzt gern und sagt einander Böses nach; hier kann man mit Geld, Gunst und Kriecherei zu Allem gelangen; hier regiert der Neid, und Freundschaften sind nicht echt und so weiter; als ob es anderswo anders wäre. Die Menschen sind nothwendigerweise elend, wollen aber lieber glauben, sie seien es nur aus Zufall.

XXXIV.

Junge Leute glauben fast immer liebenswürdig zu erscheinen, wenn sie sich melancholisch stellen. Und vielleicht kann Melancholie, wenn sie nicht echt ist, eine Zeitlang gefallen, besonders den Frauen. Der wahren aber gehen alle Menschen aus dem Wege, und auf die Länge kann im Verkehr der Menschen unter einander nur die Heiterkeit gefallen und Glück machen; denn am Ende will die Welt, gegen die Meinung der jungen Leute, und zwar nicht mit Unrecht, lieber lachen als weinen.

XXXVII.

Keine menschliche Eigenschaft kann im gewöhnlichen Leben weniger geduldet werden und wird auch in der That weniger geduldet, als die Unduldsamkeit.

XLI.

Selten hat Jemand Ursache, sich beleidigt zu fühlen durch etwas, was hinter seinem Rücken oder in der Voraussetzung,

daß es ihm nicht wieder zu Ohren kommen würde, über ihn gesagt worden ist; denn wenn er nur zurückdenken und gewissenhaft sein eigenes Benehmen prüfen will, wird er sehn, daß er keinen noch so theuren Freund hat und Niemand so sehr verehrt, denen es nicht höchst kränkend sein würde, viele Worte und Gespräche wiederzuerfahren, in denen er sich selbst über diesen Freund oder diese Person geäußert hat. Auf der einen Seite ist die Eigenliebe so maßlos empfindlich und peinlich, daß ein über uns in unsrer Abwesenheit gesprochenes Wort, wenn es uns getreu hinterbracht wird, uns nothwendig Unrecht zu thun oder doch uns nicht gerecht zu werden scheinen muß; andrerseits ist es unglaublich, wie sehr unsere eigene Gewohnheit der Vorschrift zuwiderläuft, Andern nicht zu thun, was wir nicht wünschen daß uns geschehe, und für wie unschuldig wir es halten, wenn wir uns im Reden über Andere die größten Freiheiten erlauben.

XLV.

Ein sehr wirksames Heilmittel gegen die Verleumdung, gerade so wie auch gegen Seelenschmerzen, ist die Zeit. Tadelt die Welt, was wir unternommen haben oder wie wir uns betragen, mag es nun gut oder schlecht sein, so müssen wir nur ruhig dabei beharren. Schon nach kurzer Zeit wird der Gegenstand abgedroschen, die bösen Mäuler lassen ihn fallen und suchen einen neuen Stoff. Und je fester und unerschütterlicher wir trotz des Geschrei's unsern Weg fortsetzen, um so rascher wird das, was man Anfangs verdammte oder was Befremden erregte, vernünftig und in der Ordnung befunden werden. Denn die Welt, die nie glaubt, daß Einer, der nicht nachgiebt, Unrecht habe, verurtheilt am Ende sich selbst und spricht uns frei. Daher kommt, was man täglich sehen kann, daß die Schwachen leben, wie die Welt will, die Starken, wie sie selber wollen.

XLVI.

Wenig Ehre macht es — ich weiß nicht, ob den Menschen, oder der Tugend —, daß in allen gebildeten Sprachen, alten und neueren, dieselben Wörter Güte und Dummheit bezeichnen, einen wackeren und einen einfältigen Menschen. Einige dieser Worte, wie das italienische dabbenaggine, die griechischen εὐήθης, εὐήθεια, haben ihren eigentlichen Sinn verloren, in welchem sie vielleicht nur wenig zu verwenden gewesen wären, und nur noch den zweiten bewahrt, oder von Anfang an gar keinen anderen besessen. So wenig Werth hat die Mehrzahl der Menschen zu allen Zeiten auf die Güte gelegt; ihre Beurtheilung derselben und ihre geheimsten Gedanken offenbaren sich, zuweilen selbst wider ihren Willen, in den Formen der Sprache. Immer war die Menge der Meinung — und immer hat sie, da sie nie spricht, wie sie denkt, diese Meinung verheimlicht —, daß Niemand, der die Wahl hätte, es vorziehen würde, gut zu sein; die Dummen mögen gut sein, da sie nichts Anderes sein können.

XLVII.

Der Mensch ist dazu verdammt, die Jugend entweder zwecklos hinzubringen, die doch die einzige Zeit ist, Frucht zu tragen für das spätere Alter und für seinen eigenen Zustand zu sorgen, oder sie dazu anzuwenden, Genußmittel für den Theil des Lebens zu sammeln, in welchem man nicht mehr fähig ist, zu genießen.

LIII.

Bion, ein alter Philosoph, sagte: es ist unmöglich der Menge zu gefallen, wenn man nicht zu einer Pastete wird oder zu süßem Wein. So lange aber der sociale Zustand der Menschen dauert, wird diese Unmöglichkeit immer von den Menschen erstrebt werden, auch von Solchen, die sagen und manchmal sogar glauben, daß sie *nicht* danach streben; wie auch, so lange es

Menschen giebt, selbst diejenigen, die am besten um unser Leben Bescheid wissen, fortfahren werden bis an den Tod, Glück zu suchen und darauf zu hoffen.

LVII.

Die Menschen schämen sich nicht des Unrechts, das sie thun, sondern dessen, das sie leiden. Um es daher dahin zu bringen, daß die Bösen sich schämen, bleibt kein anderer Weg, als den Spieß umzudrehen und ihnen Übles zuzufügen.

LX.

Sehr wahr ist das Wort La Bruyère's, daß eher ein mittelmäßiges Buch Ruf erlangen könne durch das Ansehen, das sein Verfasser früher schon gewonnen, als daß Jemand, der noch unbekannt, durch ein vortreffliches Buch berühmt werden könne. Man kann noch hinzufügen, daß vielleicht der kürzeste Weg, Ruhm zu erlangen, der sei, mit Dreistigkeit und Ausdauer und auf jede nur mögliche Weise zu versichern, man habe ihn schon erlangt.

LXV.

Keine Gesellschaft ist auf die Länge angenehm, als die von Personen, von denen es uns wichtig oder lieb ist je länger je mehr geachtet zu werden. Darum sollten die Frauen, wenn sie nicht wollen, daß ihre Gesellschaft nach kurzer Zeit ihren Reiz für uns verliere, dahin trachten, so zu werden, daß uns dauernd an ihrer Achtung gelegen wäre.

LXVII.

Sehr ungenau drückt man sich aus, wenn man sagt, die Langeweile sei ein allgemeines Übel. Allgemein ist es, daß

man unbeschäftigt oder vielmehr unthätig ist, nicht aber gelangweilt. Langeweile können nur Die empfinden, die Geist haben. Je mehr Geist Jemand hat, je häufiger, peinlicher und entsetzlicher leidet er unter der Langenweile. Die meisten Menschen finden hinlängliche Beschäftigung am Ersten Besten, hinlängliches Vergnügen an jeder noch so abgeschmackten Beschäftigung, und wenn sie völlig müßig sind, empfinden sie darum noch kein sonderliches Mißbehagen. Daher kommt es, daß feinfühlige Menschen so oft mißverstanden werden, wenn sie von Langerweile sprechen, und der großen Masse Anlaß zur Verwunderung oder gar zum Lachen geben, wenn sie sich über die Langeweile beklagen mit so starken Ausdrücken, wie man sich nur über die größten und unabwendbarsten Leiden des Lebens zu beklagen pflegt.

LXVIII.

Die Langeweile ist in gewisser Hinsicht das erhabenste aller menschlichen Gefühle. Nicht daß ich glaubte, aus der Prüfung dieses Gefühls folge all das, was viele Philosophen daraus folgern zu können glaubten; gleichwohl aber scheint mir die Empfindung der Unfähigkeit, durch irgend Etwas auf dieser Erde, ja so zu sagen nicht einmal von der ganzen Erde selbst befriedigt zu werden, die unausmeßbare Weite des Raumes, die Zahl und wunderbare Masse der Weltkörper zu betrachten und Alles gering und klein zu finden im Vergleich zu dem Fassungsvermögen des eigenen Geistes, die unendliche Zahl von Welten und das unendliche Universum sich vorzustellen und zu fühlen, daß unser Geist und unsere Sehnsucht noch nicht ausgefüllt wird von diesem Universum, Alles immer der Unzulänglichkeit und Nichtigkeit zu zeihen und einen Mangel, eine Leere und darum Langeweile zu erleiden, — dies Alles scheint mir der stärkste Beweis für die Größe und den Adel der menschlichen Natur. Darum kennen unbedeutende Menschen die Langeweile nur wenig und die Thiere noch weniger oder gar nicht.

LXXIV.

Gegen große Männer und besonders gegen die, die sich durch eine ungewöhnliche Männlichkeit auszeichnen, beträgt sich die Welt wie ein Weib. Sie bewundert sie nicht bloß, sondern liebt sie, da sie sich in jene Kraft verliebt. Oft ist, wie bei den Frauen, die Liebe zu ihnen um so größer in demselben Verhältniß, wie sie selbst Verachtung zeigen, jede Rücksicht und Schonung vergessen und den Menschen Furcht einflößen. So wurde Napoleon von Frankreich leidenschaftlich geliebt und der Gegenstand eines förmlichen Götzendienstes für die Soldaten, die er Kanonenfutter nannte und als solches behandelte. So waren sehr viele Heerführer, die von den Menschen nicht besser urtheilten und keinen andern Gebrauch von ihnen machten, bei ihren Truppen sehr beliebt, so lange sie lebten, und erwecken heute noch in den Geschichtsbüchern die Bewunderung der Leser. Auch eine Art von Brutalität und Tollköpfigkeit gefällt an Solchen gar sehr, wie auch den Frauen an ihren Liebhabern. Darum ist Achilles vollkommen liebenswürdig; während die Güte des Aeneas und des Gottfried, ihre Weisheit und die des Ulysses beinahe Haß erwecken.

LXXV.

Noch in anderer Art kann das Weib gleichsam zum Sinnbild dessen dienen, was die Welt im Allgemeinen ist; denn Schwäche ist das Kennzeichen der meisten Menschen, und diese macht die Menge gegenüber den Wenigen, die an Geist, Herz oder Hand stark sind, so fügsam, wie die Weiber den Männern gegenüber sind. Daher erobert man fast mit denselben Künsten die Weiber und das Menschengeschlecht: mit einem Gemisch von Keckheit und Zärtlichkeit, mit Ergebung gegenüber Zurückweisungen, mit Beharrlichkeit, die festbleibt und keine Beschämung kennt, erreicht man sein Ziel, wie bei den Weibern, so bei den Mächtigen, den Reichen, der großen Masse der Menschen im Beson-

deren, der Nationen und Jahrhunderte. Wie man bei Weibern Rivalen aus dem Wege räumen und rings um sich her keinen Andern dulden muß, so muß man in der Welt alle Mitstrebenden und Genossen niederkämpfen und über ihre Leiber weg sich den Weg bahnen; und beides erreicht man mit denselben Waffen, unter denen die wirksamsten die Verleumdung und der Spott sind. Mit Weibern und Menschen kommt der zu Nichts oder hat sicher das geringste Glück, der sie mit ungeheuchelter warmer Liebe liebt und seine Interessen den ihrigen hintansetzt. Die Welt gehört, wie die Weiber, Dem, der sie verführt, genießt und mit Füßen tritt.

LXXVI.

Nichts ist seltener in der Welt, als ein Mensch, den man beständig ertragen kann.

LXXIX.

Ein Jüngling eignet sich nie die Kunst zu leben an, ja man kann sagen, er hat keinen Erfolg in der Gesellschaft und findet kein Vergnügen daran, mit den Menschen umzugehen, so lange er noch heftige Wünsche und Begierden hat. Je kälter er wird, je besser lernt er die Menschen und sich selbst behandeln. Die Natur hat in ihrer gewöhnlichen Güte es so geordnet, daß der Mensch nur leben lernt im Verhältniß wie die Ursachen, warum er lebt, ihm entschwinden; daß er die Mittel, zu seinen Zwecken zu gelangen, nur erlangt, wenn er diese Zwecke nicht mehr als ein himmlisches Glück betrachtet und es ihm nur noch eine mäßige Freude macht, sie zu erreichen; daß er nur genießt, wenn er lebhafter Genüsse nicht mehr fähig ist. Viele gelangen schon in ziemlich jungen Jahren in diese Lage, und es gelingt ihnen nicht selten, was sie vornehmen, weil sie keine lebhaften Wünsche haben und das männliche Alter durch

ein Zusammentreffen von Verstand und Erfahrung in ihrem Charakter anticipirt ist. Andere gelangen nie in ihrem Leben zu diesem Zustand, die Wenigen nämlich, in denen die Kraft der Gefühle von Anfang an so groß ist, daß sie selbst durch die Jahre nicht geschwächt werden kann. Diese würden mehr als alle Andern im Leben genießen, wenn die Natur das Leben zum Genuß bestimmt hätte. Statt dessen sind gerade sie höchst unglücklich und bleiben bis an den Tod Kinder in ihrem Verkehr mit der Welt, in den sie sich niemals hineinfinden können.

LXXX.

Wenn ich nach einigen Jahren eine Person wiedersah, die ich jung gekannt hatte, kam es wir beim ersten Blick immer vor, als begegnete ich Jemand, der irgend ein großes Unglück erlitten hätte. Der Ausdruck von Freude und Offenheit ist nur der frühsten Jugend eigen, und das Gefühl dessen, was man verloren hat, und des körperlichen Ungemachs, das von Tage zu Tage wächs't, bringt auch bei den Frivolsten oder von Natur Heitersten und ähnlich auch bei den Glücklichsten einen Zug im Gesicht und im ganzen Wesen und Betragen hervor, den man gesetzt (grave) nennt, und der im Vergleich zu dem Ausdruck in den Gesichtern der Jünglinge und Kinder in der That traurig ist.

LXXXI.

Es geht uns mit der Conversation wie mit den Schriftstellern; viele gefallen uns Anfangs, da wir ihre Einfälle neu und eigenartig finden, sehr; dann, wenn wir weiterlesen, finden wir sie langweilig, weil ein Theil ihrer Schriften nur die Nachahmung des anderen ist. So werden auch in der Conversation neue Menschen oft sehr geschätzt und anerkannt wegen der Form und des Inhalts ihrer Reden, die, je länger man ihnen zuhört, je langweiliger erscheinen und in unserer Schätzung sinken. Denn

wenn die Menschen nicht Andere nachahmen, müssen sie nothwendig, die Einen mehr, die Anderen weniger, sich selbst nachahmen. Darum lassen diejenigen, die reisen, besonders wenn sie einigen Geist haben und die Kunst der Unterhaltung besitzen, an den Orten, wo sie durchkommen, leicht eine viel günstigere Meinung von sich zurück, als sie verdienen, da es ihnen möglich ist, den gewöhnlichen Mangel der Leute von Geist, die Armuth desselben, zu verbergen . . . . Aus demselben Grunde sind die Reisenden oft dem Irrthum ausgesetzt, indem sie von einigermaßen gescheidten Menschen, die ihnen unterwegs begegnen, zu günstig urtheilen.

LXXXIII.

Wenn die wenigen wahrhaft gediegenen Menschen, die nach Ruhm trachten, alle Diejenigen einzeln kennten, aus denen jenes Publikum besteht, dessen Verehrung sie mit tausend Mühen und Leiden zu gewinnen suchen, würden sie wahrscheinlich bald in ihrem Streben erkalten und es vielleicht ganz aufgeben. Freilich kann unser Geist sich der Macht nicht entziehen, welche die Zahl der Menschen über unsere Phantasie ausübt, und unzählige Male erlebt man, daß wir nicht einmal eine große Menge, sondern zehn Menschen, die in einem Zimmer beisammen sind, nicht bloß der Mühe werth halten, sondern sogar hochschätzen, obwohl uns jeder Einzelne von ihnen völlig gleichgültig ist.

LXXXIV.

Jesus Christus war der Erste, der die Menschen deutlich auf jene ewige Lobrednerin und Lehrerin aller falschen Tugenden und Verleumderin und Verfolgerin aller wahren hinwies; auf jene Widersacherin jeder inneren und dem Menschen wahrhaft eigenen Größe, jene Verspotterin jedes hohen Gefühls, wenn sie es nicht für erheuchelt hält, jeder weichen Regung, wenn sie die-

selbe für echt und innig halten muß; jene Sklavin der Starken, Tyrannin der Schwachen, Hasserin der Unglücklichen, die Jesus Christus „die Welt" nannte, ein Name, der ihr bis auf den heutigen Tag in allen gebildeten Sprachen geblieben ist. Dieser große allgemeine Gedanke, der so tief wahr ist und in der Folge stets seine Geltung behalten hat und immer behalten wird, ist vor ihm wohl von Niemand begriffen worden, und ich erinnere mich auch nicht, ihn bei irgend einem heidnischen Philosophen, ich meine mit einem einzigen Ausdruck und in präciser Form, gefunden zu haben. Vielleicht, weil vor jener Zeit Gemeinheit und Tücke noch nicht so herangereift und die Civilisation noch nicht zu dem Punkte gelangt war, wo sie zum größten Theil identisch wird mit der Corruption.

LXXXVI.

Das sicherste Mittel, Anderen die Grenzen seines Wissens zu verbergen, ist, sie nicht zu überschreiten.

LXXXVII.

Wer viel reis't, hat das vor den Anderen voraus, daß die Gegenstände seiner Erinnerungen ihm bald in die Ferne rücken und dadurch bald jenen unbestimmten poetischen Schimmer erhalten, den ihnen sonst nur die Zeit verleiht. Wer nie gereis't ist, hat den Nachtheil, daß alle seine Erinnerungen sich an Dinge knüpfen, die zum Theil noch gegenwärtig sind, da die Orte ihn umgeben, an die all sein Erinnern geknüpft ist.

LXXXVII.

Es geschieht nicht selten, daß eitle und sehr selbstbewußte Menschen, statt egoistisch und hartherzig zu sein, wie man glauben sollte, sanft, wohlwollend, gute Kameraden, ja gute und sehr

dienstfertige Freunde sind. Da sie glauben, daß Jeder sie bewundere, so lieben sie naturgemäß ihre vermeintlichen Bewunderer und thun ihnen, was sie nur können, zu Gefallen, was sie auch ihrer vom Schicksal bevorzugten Stellung angemessen finden. Sie verkehren gern mit Menschen, weil sie glauben, die Welt sei von ihrem Namen erfüllt, und betragen sich human, indem sie sich innerlich dafür loben, daß sie so leutselig seien und ihre Größe dem Zuschnitt der Kleinen anzupassen wüßten. Ich habe auch beobachtet, daß sie in demselben Maße, wie ihre Meinung von ihnen selbst sich steigert, auch an gütigem Wesen zunehmen. Schließlich nimmt die Überzeugung von ihrer eigenen Wichtigkeit und der einstimmigen Anerkennung derselben von Seiten der Menschen ihren Umgangsformen jede Schroffheit, da Niemand, der mit sich und den Menschen zufrieden ist, ein schroffes Betragen hat; das giebt ihnen eine solche Ruhe, daß sie zuweilen wirklich als bescheidene Leute erscheinen.

LXXXIX.

Wer wenig mit Menschen umgeht, ist selten ein Menschenhasser. Wahrhafte Misanthropen findet man nicht in der Einsamkeit, sondern nur in der Welt; denn die praktische Lebenserfahrung, nicht die Philosophie, bringt es dahin, daß man die Menschen hassen lernt. Wenn aber ein Misanthrop sich aus der Gesellschaft zurückzieht, verliert er seinen Menschenhaß.

XCI.

Wenn dir Jemand eine Empfehlung an einen Andern giebt und wünscht, daß dieselbe von Erfolg sei, muß er von deinen Vorzügen die wahrsten und eigenthümlichsten beiseite lassen und die äußerlichsten, die du am meisten dem Glück verdankst, betonen. Bist du vornehm und einflußreich in der Welt, hebe er deinen

Rang und Einfluß hervor; bist du reich, deinen Reichthum; bist du sonst nichts als von Adel, deinen Adel; nicht aber deinen Edelmuth, deine Talente, deine Bildung, deine Liebenswürdigkeit und Ähnliches, außer nur so nebenbei, wenn sich auch all das wirklich und in ungewöhnlichem Maße bei dir findet. Bist du aber Schriftsteller und als solcher in irgend einer Weise berühmt, spreche er nicht von deiner Gelehrsamkeit, deinem Tiefsinn, Genie, deiner ausgezeichneten Begabung, sondern nur von deiner Berühmtheit; denn, wie ich schon anderswo gesagt habe, nur das Glück macht Glück in der Welt, nicht das Verdienst.

XCIV.

Wer immer an kleinen Orten gelebt hat, wo kleiner Ehrgeiz und gemeiner Neid und ein tiefer Haß Jedes gegen Jeden herrschen, der hält, ebenso wie die großen Laster, auch die echten und soliden gesellschaftlichen Tugenden für eine Fabel. Insbesondere die Freundschaft scheint ihm Etwas, das sich nur in Gedichten und Romanen finde, nicht aber im Leben. Ein großer Irrthum. Ich will nicht sagen Pyladesse und Pirithousse, aber treue, herzliche Freunde finden sich wirklich in der Welt und sind gar nicht selten. Die Dienste, die man von solchen Freunden hoffen und erbitten darf, von solchen meine ich, wie sie die Welt wirklich aufzuweisen hat, bestehen entweder in Worten, die oft sehr nützlich sein können, oder manchmal auch in Thaten; in Geld nur höchst selten, und ein weiser und vorsichtiger Mann soll dergleichen auch nicht verlangen. Eher findet sich Jemand, der für einen Fremden sein Leben aufs Spiel setzt, als Einer, der für einen Freund auch nur einen Scudo wagt, geschweige opfert.

XCV.

Und die Menschen haben auch eine Entschuldigung hiefür: denn selten hat Einer wirklich mehr, als er braucht, da die Be-

dürfnisse zu allererst von den Gewohnheiten abhängen, und die Ausgaben meist sich nach dem Vermögen richten, oft auch dasselbe übersteigen. Jene Wenigen aber, die Geld zusammenscharren, ohne es auszugeben, haben eben das Bedürfniß, zusammenzuscharren, entweder zu gewissen Zwecken oder für künftige oder befürchtete Nothfälle. Auch ist es ganz gleich, ob dieses oder jenes Bedürfniß nur eingebildet sei; denn nur allzu selten sind die Dinge im Leben, die nicht ganz oder größtentheils in der Einbildung bestehen.

XCVI.

Ein redlicher Mensch wird im Lauf der Jahre leicht unempfindlich gegen Lob und Ehren, aber wohl niemals gegen Tadel und Verachtung. Vielmehr wird ihm das Lob und die Achtung vieler trefflicher Leute nicht den Schmerz aufwiegen, den ihm ein Wort oder eine Geberde der Geringschätzung von Seiten eines ganz nichtigen Menschen bereitet. Vielleicht geht es den Ruchlosen umgekehrt; denn da sie an den Tadel gewöhnt sind, an wahres Lob aber nicht, werden sie gegen jenen unempfindlich sein, nicht aber gegen dieses, wenn sie es zufällig einmal erfahren sollten.

XCVII.

Es klingt paradox, aber wer das Leben kennt, wird die Wahrheit meiner Behauptung zugeben, daß die Menschen, welche die Franzosen Originale nennen, nicht nur nicht selten sind, sondern daß man eher sagen kann, nichts sei in der Gesellschaft seltener, als einen Menschen zu finden, der wirklich nicht das sei, was man ein Original nennt. Ich spreche dabei nicht von den kleinen Verschiedenheiten zwischen Mensch und Mensch, sondern von Eigenschaften und Eigenheiten, die der Eine besitzt und die den Andern seltsam, bizarr, abgeschmackt vorkommen,

und ich behaupte, daß du selten lange mit einer noch so gebildeten Person umgehen wirst, ohne in ihr und ihren Gewohnheiten mehr als Eine Sonderbarkeit, Abgeschmacktheit oder Excentricität zu entdecken, die dich in Erstaunen versetzen wird. Zu dieser Entdeckung wirst du rascher bei Andern als bei den Franzosen gelangen, rascher vielleicht bei reifen und alten Leuten, als bei jungen, die oft ihren Ehrgeiz darein setzen, sich nach den Andern zu richten, und auch wenn sie gut erzogen worden sind, sich selbst mehr im Zaum zu halten pflegen. Früher oder später aber wirst du dies zuletzt bei dem größten Theil aller Derer finden, mit denen du umgehst. So groß ist die Mannichfaltigkeit der Natur, und so unmöglich ist es der Civilisation, die darauf hinstrebt, die Menschen zu uniformiren, im Großen und Ganzen die Natur zu bezwingen.

CII.

Die Jahre der Kindheit sind in der Erinnerung eines Jeden gleichsam die Fabelzeiten seines Lebens, wie im Gedächtniß der Nationen die fabelhaften Zeiten ihre eigenen Kinderzeiten sind.

CVI.

Die Welt verlacht die Dinge, die sie sonst bewundern müßte, und tadelt, wie der Fuchs in der Fabel, was sie beneidet. Eine große Liebesleidenschaft mit ihren großen Wonnen und Schmerzen wird allgemein beneidet und darum möglichst lebhaft getadelt. Ein edelmüthiges Wesen, eine heroische That sollten bewundert werden; wenn aber die Menschen bewunderten, zumal Gleichstehende, würden sie sich erniedrigt glauben, und darum spotten sie lieber. Das geht so weit, daß es im gewöhnlichen Leben nöthiger ist, edle Handlungen zu verheimlichen, als erbärmliche; denn die Erbärmlichkeit ist Allen eigen und wird darum wenigstens verziehen; der Adel der Gesinnung ist gegen die Ge-

wohnheit, scheint daher anspruchsvoll oder doch Lob herauszufordern; welches das Publicum und zumal die guten Bekannten nicht gern aufrichtig zu spenden pflegen.

CVII.

Man sagt in Gesellschaft viele Albernheiten bloß um zu sprechen. Ein junger Mensch aber, der einige Selbstachtung hat, verfällt, wenn er zuerst in die Welt eintritt, leicht in einen andern Fehler, daß er nämlich, um überhaupt zu sprechen, wartet, bis er in den Fall kommt, etwas ganz besonders Schönes oder Bedeutendes zu sagen. Darüber kann es geschehen, daß er stumm bleibt. Die verständigste und geistreichste Conversation der Welt besteht großentheils aus ganz unbedeutenden oder banalen Redensarten und Behauptungen, die überhaupt nur dazu dienen, die Zeit plaudernd hinzubringen, und Jeder muß sich entschließen, größtentheils Gemeinplätze zu sagen, um nur zuweilen etwas Ungewöhnliches sagen zu können.

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei in Berlin.